# Hochland

## Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur

Herausgeber:

Paul Friedrich und Curt L. Walter.

**Erstes Heft.**



Inhalt:



Dresden
E. Pierson's Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler)
1903.



Preis 2

# Inhalt des „Hochland“:

## a) Gedichte.

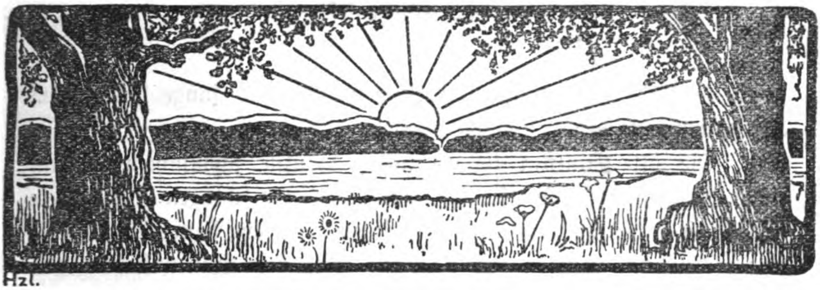


## b) Episches.

## c) Dramen.



## d) Essays.





# Hochland.

## Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur.

Herausgeber: **Paul Friedrich** und **Curt L. Walter.**

**1903.** Heft **1.**

Preis der Einzelnummer: 25 Pf. Jahresabonnement (12 Hefte): 3 Mk. (bei freier Zustellung).


Motto: „Es ist die erste Pflicht, eines Gebildeten Ideale zu besitzen und die andre: ihnen treu zu bleiben bis in den Tod."

# Gralsbotschaft.

Es ist ein hoher, feierlicher Moment. Ich höre das Wehen einer neuen Zeit. Überall drängt es nach langen, dunkeln Wintertagen hervor aus der Tiefe. Vielen noch nicht hörbar und darum doch sicher. Wir Zauberer der Zeit hören das Gras wachsen, wir sehen die ersten Luftschwingungen, die dem Frühling voraufgehn.

O Menschen, das Herz schwillt mir über von all den Gefühlen, die es bedrängen, daß es vor Wonne springen mag. Eine frohe Botschaft zieht durch alle Lande: „Bereitet dem Herrn einen Weg und machet richtig seine Steige." Die befreiende Kraft, der urmenschliche Tatendrang, den keine Erkenntnis und kein Pessimismus ersticken, nur aufhalten können, er ist erwacht.

Bald wird ein riesiger Lenzsturm durch alle Lande brausen, und die Stummen werden mit Feuerzungen in heiligen Schöpfungslauten reden. Lange war es still über den Wassern, die Verzweiflung glaubte nicht — schwere Dunstnebel lagerten über den Tiefen — da klang es durch Chaos und Nacht: Es werde Licht! Und es

ward — Licht. In tausend Farben sprühte das junge Leben dem Taggestirn entgegen. So auch heut.

Die alte Sintflut ist verlaufen — viele schwimmen tot auf ihren Wogenkämmen hinab, aber wir leben und schlagen eine Brücke von Einst zu Einst. Unser ist die Zukunft. Dem Pessimismus laßt uns widerstehn, panzern wir uns mit dreifachem Willensstahl gegen seine süßen, schmachtenden Weisen und seine weibisch klagende Entsagung.

Hütet euch in den verglimmenden Farben des Herbstes das Zeichen des Sterbens zu sehn, denkt in der eisigen Winternacht, daß eine Saat im Boden schläft, die einst, „wenn die Zeit erfüllet ist“, aufbrechen muß, aller Müdigkeit zum Trotz. Und wenn dieser Frühling naht, rot und gesund, Genius und Kind, Riese und Wunder, wo wird dann des Herbstes vergiftete Pracht, wo wird dann die Monotonie des Scheintods des Winters sein?! Grübelt die Gesundheit, daß sie auf Gräbern lacht? Nein! — Sie sieht gläubig und tatenfroh in eine unermeßne, geheimnisvolle Zukunft. Und wenn uns tausend Hoffnungen knickten, tausend egoistische Wünsche welkten, über verlorne Liebe und heiße Jugendschmerzen hinweg in das eroberte Land.

Freunde! Wenn jetzt nach langer Zeit einer käme und euch vom Ofen eurer Winterstarre risse, die Türen aufmachte und euch sagte: Sehet! Der Frühling! — Würdet ihr's glauben?

Und ich sage euch: „Er ist auferstanden und er ist da. Gewappnet mit dem Schwerte der Kraft und dem leuchtenden Panzer der Gesundheit.

Der neue Frühling ... „Wachet auf, es nahet gen den Tag und — es ist eine Lust zu leben!!“

# Zur Einführung.

Es soll gleich an erster Stelle betont sein, daß die mit vorliegendem Heft ins Leben gerufene Zeitschrift „Hochland“ nicht mit der üblichen Prätenzion auftritt „das Blatt schlechthin“ zu sein, das nun endlich der erwartungsvollen Menschheit überreicht wird. Wir wollen sachlich und ohne Mundvollnehmen auseinandersetzen, was diese Zeitschrift will und warum sie in die Öffentlichkeit tritt. Keineswegs ist sie dem Wunsch entwachsen, den zahlreichen vorhandenen belletristischen oder litterarischen Fach-Zeitschriften Konkurrenz zu machen. Dieser Wunsch wäre auch ein durchaus überflüssiger, denn um das zu können, müßte der Inhalt dieser Blätter ein populärer oder mindestens ein weniger einheitlicher sein. Auch ist an allen Arten von periodischen Zeitschriften wahrlich kein Mangel. Im Gegenteil, es erscheint auf den ersten Blick waghalsig genug, zu den vielen vorhandenen eine neue hinzuzufügen. Aber hier sind wir eben an dem springenden Punkt angelangt. — Die vorhandenen Zeitschriften belletristischer oder streng litterarischer Richtung kann man ohne Schematismus einteilen in Unterhaltungs- und Bildungslektüre. Die erste Gattung, deren Verdienste um Popularisieren des erreichten künstlerischen Niveaus nicht geschmälert werden soll, krankt jedoch an einer allzugroßen Vielseitigkeit, sie gehen von dem Geschäftsstandpunkte aus: „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen.“ Und das hat seine Berechtigung. Aber andererseits soll von einem vertiefteren Standpunkt aus nicht verschwiegen werden, welche Gefahren aus solchen Maximen für die Kultur erwachsen, Verflachung, Verseichtung des Geschmacks sind nicht die gefährlichsten Wirkungen. Viel tiefer liegt das Gift der Zersplitterung, was durch eine Fülle halbwissenschaftlicher ganz verschiedener Materialien ausgestreut wird. Der moderne Mensch, sowieso schon zur Nervosität prädestiniert, wird an das „Überlesen“, ans „Blättern“ und damit an ein ganz oberflächliches Denken gewöhnt. So kann man sich nicht wundern, wenn den „Gebildeten“ zumal heut fast gänzlich die notwendige Fähigkeit des Sichvertiefens, des Mitdenkens abhanden

gekommen ist, ohne die letzthin der Mensch zum krassen materiell empfindenden Egoisten werden muß, für den Mitleid, Mitfreude fremde Worte sind. Dem gegenüber hat die andre Gattung von Blättern einen höheren Wert. Sie wollen mit ähnlichen Mitteln, nämlich der Aufrollung verschiedenster Fragen der Zeit in mehr oder weniger feuilletonistischer Weise den zerstreuten Sinn des Publikums dadurch sammeln, daß sie eine einheitliche Tendenz verfolgen. Dahin gehören nicht nur fast alle Tageszeitungen, sondern vor allem auch einige erst neuerdings begründete Organe, die entweder einen fortschrittlich religiös-ästhetischen Charakter tragen wie der „Türmer“, oder einen nationalpolitischen wie die „Deutsche Monatsschrift“, oder gar einen sozialpädagogischen wie der „Hammer“ (Leipzig, Th. Fritsch). Keine dieser Zeitschriften ist überflüssig, denn jede sucht in ihrem Teilchen anzuregen, zu bilden und Persönlichkeiten zu erziehen. Aber auch ihnen fehlt vom tieferen Standpunkt noch manches. Vor allem: sie reden zuviel. Sofern ihr Inhalt aus der Zeit und ihren Problemen genommen ist, machen sie zuviel Worte und kommen über das Anklagen, Verneinen und ein mattes Wünschen fast nie hinaus. Aber das liegt in der Natur der Sache. Ein Essay kann darstellen, beleuchten, bemängeln und Winke geben, nimmermehr vollauf gewähren. Das ist eben, wo es sich um ideelle Fragen handelt, letzthin nur der Philosophie im einzelnen oder der echten Kunst im ganzen möglich. So wären wir denn bei der Berechtigung künstlerisch produktiver Sammelorgane angelangt. Auch in dieser „Branche“ ist die jüngste Zeit nicht karg gewesen. Bei dem wiedererwachten Interesse an der Ästhetik, der äußeren Schönheit nimmt es nicht Wunder. Aber die meisten dieser Unternehmungen krankten an pekuniärer oder inhaltlicher Schwindsucht. Es ist ja auch, grad was den letzten Punkt betrifft, schwer, künstlerisch normativ zu sein. Denn die Kunst erscheint als die freieste, vielleicht die einzige noch freie Gewalt im Leben der Gegenwart. Und trotzdem muß sie umgrenzt werden, wenn sie nicht uferlos werden und statt zu nähren, überschwemmen will.

So hatte denn wesentlich nur eine produktive Zeitschrift einen nennenswerten Erfolg in neuerer Zeit, die „Deutsche Heimat“ (Berlin, Leipzig, Meyer & Wunder). Und nicht mit Unrecht. War

sie doch in der allgemeinen Stilverwirrung der gegenwärtigen Litteratur und ihrer Schulen und Ismen eine feste Burg. Ein Sammelplatz auch nach innen. Sie hatte den großen Kulturwert dem Auseinandergehen hyperindividueller Absonderlichkeiten und dem dekadenten Jobbertum der Großstädte gegenüber zu zentralisieren: sie wies auf die gesunde Kraft der Heimatscholle hin, auf der ein festen Fuß fassen möglich war. Aber auch ihre Wirkung war nicht nur segensreich. Denn zubald wurde Heimatgefühl und Heimatliebe partikularistisch gefaßt und die Bewegung zerfiel in lauter winzige Gautalente, die dem Wert einer Provinz oder eines Winkels eine ganz und gar ungerechtfertigte Bedeutung beimaßen. So kam's, daß statt einer gesunden, erdfrischen Gesamterscheinung voll allgemein menschlicher Züge lauter kleine Trachtenbilder zutage traten. Der Schwarzwälder und der Elsässer, der Pommer und der Schlesier überboten sich in Darstellung ihrer kleinlichen Interessen, oft dazu noch im Dialekt. Was war dadurch für die Allgemeinheit gewonnen? Fast nichts. Und im Gegenteil war nur die Entfremdung zwischen Hauptstadt und Provinz erhöht und die Anteilnahme der völkischen Winkel an den Gesamtfragen, deren Niederschlag sich eben doch nur in der Großstadt vollzog, verringert worden. Und schließlich war auch für die Inthronisation einer freieren, freudigeren Weltanschauung damit nichts geleistet. Denn die Freude eines Friesen an seinen fetten buntgefleckten Marschkühen kann den ethischen und kulturellen Tiefstand nicht wett machen, sondern nur umgehen. In diesem Umgehen des Eigentlichen beruht auch ein großer Teil von dem Erfolg des „Jörn Uhl", der immerhin als die größte Leistung der Heimatkunst betrachtet werden muß. Aber auch eine tendenziöse Verwertung der ganzen die Gegenwart beherrschenden Fragen wird wenig helfen. Die Tendenz degradiert nun einmal die Kunst, indem sie sie zur Sklavin außerhalb ihrer Sphäre liegender Motive macht.

Nicht zum mindesten hat Björnsons „Über unsre Kraft" den Beweis dafür in niederschlagender Weise erbracht.

Eins aber ist der Kunst gegeben, was sie zu einem für die Kultur so unendlich wertvollen Faktor macht. Sie hat den wirklich edlen Frauen gleich, die wundervolle Fähigkeit, zu trösten und zu erheben. In ihrer von allen Kleinlichkeiten losgelösten Liebe ist sie

so unerschöpflich, so wohltuend, wie die vergeistigtste Frauenliebe und ebenso selten wie sie.

Vielleicht, daß auch in diesen Tagen kulturellen Tiefstands gerade mehr Sehnsucht nach solchem Trost, nach solchen Erlösungen ist, als uns schon scheint. Aber sie kann noch mehr als dies. Sie vereint das Ewig-Weibliche mit dem Ewig-Männlichen. Sie kann, was unsre Zeit verlernt hat — groß und tief, gewaltig und erhaben sein. Und ist sie's, dann gehen von diesen seelischen Erschütterungen und Reinigungen Kräfte aus, die Platos Ideen ähneln, Strömungen, die die einzelnen stark, tapfer, gesund, ernst und besinnlich machen, die mithin den ganzen Zustand der Kultur erhöhen und erweitern. Und wir hoffen, daß solche Kräfte noch vorhanden sind. Ein Bruchteil von ihnen erscheint hier gesammelt. Aber wir hoffen noch mehr, ohne uns törichten Illusionen hinzugeben, daß das Volk, an dessen Licht- und Höhensehnsucht wir appellieren, diesem Liebesdienst gegenüber nicht taub bleibe, wie es die sogenannten „Gebildeten", diese satten Schläfer oder brutalen Materialisten, wohl bleiben werden. Auch wäre uns jede Beschäftigung aus Mitleid und Langeweile mit uns erniedrigend und unlieb. Um so mehr aber sollte es uns freuen, wenn auch in einem vornehmen Morgenkostüm oder unter einem fashionabeln Frack noch hier und da ein Herz schlüge, das die alten Wunderworte nicht vergessen hätte: Und wenn ich alle Schätze der Welt hätte und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. So seid denn alle willkommen, die ihr nach Hochland sucht. Nach Höhenklarheit und Höhenlicht, nach jener einzigen großen, erlösenden und befreienden Lebensfreude.

**Die Herausgeber.**

# Gedichte

von

## Franz Evers, Paul Friedrich, Heinrich Koerber, Irene Wild.

---

### Franz Evers:

#### Gondellied.

Färbt der Abend seine Lande blasser,
Wurde dir dein Herz von Frieden weit,
Komm mit mir auf die vertrauten Wasser,
Selig, wer versteht die Einsamkeit.
Ungetrübte Chöre hallen nieder,
Alle Ufer werden nun beredt,
Und dein Herz gibt seine Antwort wieder:
Selig, wer die Einsamkeit versteht.
Leise tauchen unsre Ruder unter,
Silberner zertropft die blaue Flut,
Um uns wird die Welt von Träumen bunter,
Sacht entschlummert Dein bewegtes Blut . . .
Wer die Einsamkeit versteht ist selig.

(Aus: Hohelieder. 2 Tausend. Berlin, Schuster & Loeffler 1896.)

---

### Paul Friedrich:

#### Erlöste.

Unter dunkelgrünen Tannen
Will ich unsre Hütte bauen
Und aus unsrer großen Stille
Friedvoll auf die Erde schauen.

Auf ein Meer, das in den Tiefen
Seine grauen Fluten rollt
Und mit windverwehten Stimmen
Dunkel aus den Gründen grollt.
Laß mein Weib, laß es nur rauschen ..
Um uns her ist reine Luft!
All sein Tosen soll nicht stören
Unsrer Höhen Sonnenduft.
Treu sind wir emporgestiegen
Diese Schroffen, sonder Ruh —
Lächelnd rasten wir und fliegen
Freudig höhren Welten zu.

*

Der Frühling steigt herauf auf unsre Höhen
Sein Haupt umreift von rotem Rosenkranz —
O Sonne! Lang ersehnt von unsrem Flehen,
Umleuchte unsre Stirn mit deinem Glanz!

Dein Liebesblick senkt sich in freie Herzen,
Die siegreich stehn auf ihrer alten Not;
Dein Diadem umglüht mit Flammenkerzen
Die Liebe, die gewaltig wie der Tod!

Erlöste Seelen sind's, die deiner Wonne
In Sommerreife still entgegenblühn
Und deine Strahlen, siegesstarke Sonne
In ihre sturmvernarbten Kelche ziehn.

Erlöste Seelen! Frei von allem Leide,
Eins mit der Berge glühender Morgenglut,
Auf denen als Erlöserin die Freude
Gleich süßem Tau der Ewigkeiten ruht.

Heinrich Koerber:

## Mairegen.

Mairegen! stürzend gieße deine Last!
Sieh, gierig öffnen sich der Erde Poren,
Und tausend Wunder, Frühlingsnacht geboren,
Vom Taumel, neu zu leben, froh erfaßt
Erblühen duftend deiner Kraft entgegen,
— Es schwillt der Erde erster Liebessegen.

Und was im eignen Herzen träumend schlief,
Des Hoffens Glück, zu wachsen und zu reifen,
In alle Rätsel keck hineinzugreifen,
Ihm kam ein Zauber, der das Zagen rief,
Den Meltau abzustreifen von der Seele,
Wo alles blüht, daß dir dein Blühn nicht fehle!

Was mir der Liebste selbst nicht geben kann,
Was eignem Brüten nimmer ich entraffe:
Den Mut zur Tat, zum Stürmen eine Waffe,
Den Weg, zu finden was die Sehnsucht sann,
— Das rauscht im Regen, tönt im Wehn des Windes,
Fügt Riesenkraft zum Glauben eines — Kindes.

Irene Wild:

(Eine Trauernde.)

## An die Musik.

Musik, du rettende,
Himmlische Freundin trübster Stunden!
Kann ich bei dir auch nicht gesunden,
So doch ausweinen die müde Seele,
Schwer von Verzweiflung, schwer von Tränen,
Die kein Wort zu fassen vermag.

O, wie fühl ich mich jeden Tag
Enger aufs neue mit dir verbunden,
Von deiner Himmelsmacht überwunden,
Wenn sich löst in sanften Tönen,
Was in tiefster Seele gebunden,
Was dort unten in Fesseln lag.

## Himmelslandschaft.

Ich blickte aus meinem Fenster
Über der Bäume Grün —
Blau lag der Himmel drüber,
Es schwammen die Wolken drin.

So hoffend ragten die Kronen
Hinein ins reine Blau —
Die Erde sank tief und tiefer,
Bei meiner Himmelsschau.

Ach wer doch könnte fliegen
In den lichten Äther hinein,
Und ließe unter sich liegen
Alle Erdennot und Pein!

# Konrad Ferdinand Meyer.

Von Paul Friedrich.

Stolzer patrizischer Geist in vornehmer Abgeschlossenheit vor der Brutalität des Alltags — ein wundervoll ziselierter Helm auf schwarzem Samt — wie ihn sein Bewunderer Detlev von Liliencron so fein charakterisiert hat — verbunden mit einem großen Herzen voll reifer, schwerer Schönheitssehnsucht — das ist der Schweizer Dichter Konrad Ferdinand Meyer.

Ein Einsamer ist er gewesen sein Leben lang, ein Einsamer ragt sein grandioser Schatten in diese an großen Menschen wahrlich nicht allzu gesegnete Zeit der Geldgier, Modenarrheit und Schwäche hinein.

Aus altem Schweizer Geschlecht entsprossen, wuchs er von allen Geldsorgen frei in der wundervollen Natur seiner schneegekrönten Bergheimat, dem Lande der Freiheit, auf. Lange Zeit trieb er allerhand Studien nach Laune und Willkür und geriet in eine Zersplitterung seiner vorwiegend historischen Interessen, die einem weniger Bedeutenden sicher hätte gefährlich werden müssen. Sein feuriges Empfinden, seine erregbare Phantasie zogen ihn mit aller Macht zu französischem Geistesleben hin. Das Romanische beherrschte in der graziösen Feinheit des gallischen Esprits seine Jugend und noch den Anfang seiner Mannesjahre so ausschließlich, daß man ihm eher hätte prophezeien können, ein Parnassien der französisch-schweizerischen Literatur zu werden, als der, der er uns geworden ist.

Es war der Kanonendonner des großen Auferstehungsjahres der germanischen Rasse, der die durchgreifende Wandlung in ihm vollzog. Er erweckte in ihm sein deutsches Stammesgefühl und zugleich die Schöpferkraft des Dichters. Rasch entstand der prachtvolle epische Zyklus: „Huttens letzte Tage.“ Unendlich viel aus seinen eigenen inneren Kämpfen hat der Meister der „poetischen Objektivität“, dem jedes laute Zurschautragen intimer Regungen profan und entwürdigend erschien, in diese wunderbaren Stimmungsbilder hineinverwoben. Aber es tönt verhalten daraus hervor wie Donner

aus verborgenen Tiefen. Und dennoch spürt es jedes feinere Ohr, was er meint, wenn er den Kampf des „Ringerpaares“ in Luthers Kämpferseele schildert, oder noch voller und ergreifender fühlt man des Dichters eigensten Herzschlag aus folgenden Strophen:

„Dann schreit' ich, wenn du Sonne dich entfernst,
Getrost durch diesen tiefen Abend-Ernst,
In den gestrengen Zügen der Natur
Empfind' ich die verwandte Seele nur.“

Die Verse sagen mehr als lange Reden: Dieser Mann war deutsch durch und durch, und noch mehr, dieser Erstling war nicht das mutwillige Vorfrühlingskind eines Werdenden, sondern dies erste Werk war die persönliche Beichte eines zu voller spätsommerlicher Reife entwickelten Mannes. Das war 1871, als Meyer bereits dem 50. Jahre nicht mehr fern war. Und mit ihm setzt ungefähr die kurze, glänzende, nur an zehn Jahre umfassende Epoche ein, in der Konrad Ferdinand Meyer schaffend wirkte. Es folgen nach dem treffsicheren ersten Versuch auf dem noch wenig erfolgreich angebauten Gebiet der historischen Novelle: „Das Amulett“ jene eigenartigen Prosadichtungen kleineren Umfangs, deren Reihe nur durch den wundervollen Heimatroman, den allbekannten „Jürg Jenatsch“, unterbrochen wird, der die Freiheitsliebe eines der originellsten Schweizer Landeskinder im Rahmen eines außerordentlich fesselnden kulturhistorisch-treuen Zeitgemäldes tragisch schildert. Wenn auch das Stoffgebiet des Dichters, der das Mittelalter besonders kannte und bevorzugte, die Zeit, da sein Vaterland sich seinen unvergänglichen Ruhm durch die Schlachten von Morgarten, Sempach und Murten errang, sich über alle Nationen Europas erstreckt, so bildet doch bald das herrliche Italien zur Zeit der großen und einzigartigen Renaissance den Kern- und Mittelpunkt seines Schaffens.

Verstand es Meyer auch ebenso meisterhaft, mit dem Stift des bis ins kleinste Detail treuen Chronisten und zugleich mit der Adlerklaue des Genies die letzten Lebensjahre des Roi soleil, die bezaubernde Persönlichkeit Gustav Adolfs, die eherne Gestalt Dantes, oder das tragische Schicksal des Gegners König Heinrichs II., des Erzbischofs von Canterbury, Thomas a Becket, in Gemälden festzuhalten, die nicht Historienmalerei im Stil der

epigonischen Pilotyschule, sondern michelangelesk-dämonische Miniaturen à la Meissonier, Callot, Goya, Menzel sind, so sind doch die schönsten seiner Prosaschöpfungen Renaissancenovellen, so die „Versuchung des Peskara" oder die an Kleists „Kohlhaas" in der kurzen Herbheit des schwerwuchtenden Stils so eindrucksvoll erinnernde letzte seiner Novellen: „Angela Borgia" (1891).

Es ist von großem psychologischen Reiz, dem inneren Drange der siebziger und achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nachzuspüren, wo sich in heimlicher Stille unter dem Einfluß der historischen Schule eine Renaissance des Einzelgeistes gegen die drückende Versozialisierung in Staat und Leben anbahnte und wo zugleich der historischen Epigonendichtung der Ebers und Dahn auf ihrem eigensten Gebiet der Garaus gemacht wurde, indem die Verherrlicher der Renaissance zu einem neuen, vollen Erfassen des reichen, flutenden Lebens hindrängten, von wo aus nur noch ein Schritt war bis zur Gestaltung der eigensten gegenwärtigen Fragen und Nöte.

Die Schweiz war die berufenste Vermittlerin zwischen der italischen Kultur des Cinquecento und dem Sehnen der eben erst neu aus ihrem Winterschlaf erwachten germanischen Rasse. Hatte der unermüdliche Gelehrtenfleiß Jakob Burkhardts in Basel in seiner „Kultur der Renaissance" treu und ohne subjektive Zutat oder Beschönigung das Leben jener überreifen Zeit in seinen glänzenden Lichtern und tiefen Schlagschatten festgestellt, so ging der ideenreiche Pfadfinder auf dem Gebiet der Rassentheorie, der aristokratische Normanne Graf Gobineau, einen Schritt weiter und schuf jene unvergängliche dramatische Szenenreihe „Die Renaissance" (deutsch von L. Schemann, Leipzig, Reclam, 1 Mk.), die die Höhepunkte jener bunten Zeit, den gewaltigen Moralisten und Carlyle jener Tage, Savonarola, den prunkliebenden Leo X., den kriegerischen Julius della Rovere und mit der leidenschaftlichen Glut eines Künstlerherzens den Übermenschen: Michelangelo schildert.

Das Mehr, was Gobineau außer einer genialen, farbensatten, dramatisch-hinreißenden Darstellung gab, war die tiefinnere, freudige Anteilnahme an all diesen ob gut, ob schlechten, so doch immer aristokratischen und lebensstrotzenden Gestalten. Gleichzeitig mit ihm schuf Konrad Ferdinand Meyer seine dämonisch die ein-

zelne Persönlichkeit aus ihrer gewaltigen Umgebung herausmeißelnden Novellen.

Sie bedeuten eine der glorreichsten Verschmelzungen von germanischem und romanischem Geist. In ihnen ist die strengste historische Unparteilichkeit verbunden mit der tiefen, liebevollen Versenkung in die innersten Labyrinthe der Persönlichkeit, wie sie nur der Germane besitzt.

Romanisch ist die starke, innere Leidenschaft und das Freisein von jeder persönlichen moralischen oder didaktischen Verwischung der ehernen Konturen jener Kinder einer ehernen Zeit.

Welch weiter Unterschied zwischen jenen beiden Meistern und den auch noch in ihrer Verzerrung großen und bedeutenden Phantasmen eines verirrten Geistes, den Werken des unglücklichen Nietzsche, dessen „Jenseits von Gut und Böse“ sowie dessen „Übermensch“ ohne die nachhaltigsten Einwirkungen Jakob Burkhardtscher Studien nicht zu denken sind.

Aber Meyer war mehr als der Klassiker der Renaissance. Er war auch eine eigene Persönlichkeit, der Typus des vornehmen Schweizer Patriciers, frei und unabhängig wie seine Heimat und voll des tiefsten Strebens nach der Höhe, darin ein echtes Kind seiner himmelanstürmenden Berge, keusch und außerzeitlich wie sie. Die große Feierlichkeit der Hochgebirgswelt war ein notwendiges ingrediens seines Wesens. Er war voll von jenem Pathos, das priesterlich und königlich ist. Diese herbe, männliche Keuschheit, dieser hohe, erhabene Ernst wurde die Grundlage seiner „Gedichte“, deren Originalität in der abgehackten Wucht kurzer, prägnanter Satzbildungen und einem symbolischen, fast hellseherischen Reichtum an Gesichten besteht. Wie wundervoll plastisch hebt sich in der Abteilung „Genie“ der Kreis der ihm teuren Helden, eines Hutten oder Luther, vom dunkeln Hintergrunde ab. Aber am größten wirkt er da, wo alles lebt und vibriert in einem leichten Dämmernebel, aus dem sich erst nach und nach die Bilder lösen, so in den Strophen auf dem Alpenpaß, in der seligen Vision „Lethe“ oder in der schauerlichen „Karyatide“. Auch vor dem Grausamen schaudert Meyers Phantasie nicht zurück: „Die Füße im Feuer“ oder

die „sterbende Meduse“ in ihrer grandiosen Formgebung legen davon unvergängliches Zeugnis ab.

So ragt dieser Meister, dessen letzte Lebensjahre im Dämmernebel eines getrübten Bewußtseins versanken, als ein bedeutender Künstler und großer Mensch in unsere kleine Zeit. Will man gegen ihn etwas anführen, so mag man bedauern, daß seinen Werken zum größten Teil jener Humor fehlt, der Gottfried Kellers, seines Landsmanns, Schöpfungen mit unendlicher, goldner Lebenswärme durchstrahlt und erwärmt. Konrad Ferdinand Meyer wirkt kalt, aber er ist es nicht. Er barg sein inneres Glühen unter dem klaren Eis einer wundervollen Form und zügelte es durch den tiefen Ernst einer keuschen Seele. — So erscheint er uns wie seine Berge, wenn sie vom Alpenglühen umhaucht in ewiger Größe hoch über dem kleinlichen Treiben der Menschen aus einem Jahrhundert ins andere ragen. Auch er bekannte:

„In meinem Leben und Gedicht
Allüberall ist Firnelicht,
Das große, stille Leuchten.“

Und sein ganzes Schaffen und Leben gipfelt in dem schönen Ausspruch: „Reif sein ist alles.“ Auf dem Boden treuer Heimatliebe erwuchs seine Höhensehnsucht. Auch wir suchen aus dumpfer Enge lichte Höhen. So ist er Geist von unserm Geist — so ist er unser!

# Die Gefilde der Seligen.

Von S. Hochstein.

(Erster Druck: Die Gesellschaft, XIII. Jahrgang, Heft 3. 1897.)

Er lebte in der großen grauen Stadt. Das bedeutete für ihn soviel als: er rang mit dem Leben. Nicht mit der äußeren Not, denn die kannte er nicht, — sondern mit dem reichen, quellenden Leben, das ihn in tausend Gestalten und Bildern umwogte und auf

ihn einstürmte; mit dem reichen, quellenden Leben, das ihm die Brust zersprengen wollte, um sich befreiend Bahn zu brechen.

Manchmal packte es ihn, daß er hätte aufschreien mögen, — das war das Leben.

In solchen Augenblicken flüchtete er zu seinen „Heiligen", Böcklin und Goethe.

Bei ihnen fand er, wonach er rang — gebändigtes Leben — Kunst. Bei ihnen fand er reine, lautere Stille, — Andacht vor dem Leben.

Heute hatte es ihn wieder einmal gepackt; in der Galerie wollte er sich Ruhe holen bei dem einen seiner Schutzheiligen, bei Böcklin.

Er stand mitten in einer dichten Gruppe von Beschauern vor den „Gefilden der Seligen". Doch die Menschen um sich herum sah er nicht, die halblauten Bemerkungen, die gedämpft hin und her schwirrten, hörte er nicht.

In sich versunken stand er da, die Hände in die Taschen seines Havelocks vergraben, den Kopf leicht vornübergeneigt. So trank er mit lechzenden Augen die leuchtenden Farben.

Weit hinter sich ließ er die graue Welt . . .

Er war entrückt in die Gefilde der Seligen. Er ruhte auf dem blumendurchwirkten Rasenteppich, er atmete die kühle, reine Luft.

Er hörte über sich das Rascheln der harten Pappelblätter, das Flüstern des feingefiederten Laubwerks der Büsche, das singende Wehen des Windes in den biegsamen Wedeln der Bachweiden, das klingende Rieseln der Bergquelle und ihr plätscherndes Fallen.

Und mit der Melodie des Wassers und der Winde mischten sich die weichen Klänge einer Hirtenflöte, das helle Gekicher der Nymphen, die klirrenden Schellen der Tamburins und die tönenden Reigengesänge am Altare des großen Pan.

Und die weißen Schwäne zogen lautlos ihre Kreise auf der dunklen, unergründlichen Tiefe . . .

So stand er und schaute, schaute.

Und als sich seine Augen satt getrunken hatten, kehrte er langsam zurück in die Wirklichkeit, zögernd, widerstrebend.

Er blickte um sich, wie man um sich blickt, wenn man aus einem Traum erwacht.

Er war allein geblieben vor dem Bilde. Nur eine schlanke Frauengestalt stand noch neben ihm. Goldig flutete das warme Sonnenlicht über ihr aschblondes Haar. Er streifte sie mit einem kurzen Blick und dachte: „Auch sie kennt die Sehnsucht nach den Gefilden der Seligen.“

Still wandte er sich ab, und als er ging, folgten ihm die schönheitsdurstigen Augen der schlanken Frau mit dem aschblonden Haar, und sie dachte: „Er geht durch das Leben und sucht die Gefilde der Seligen.“

Sie verstanden einander und hatten sich doch nie gesehen ...

Achtlos ging er an den Menschen vorüber, die hastig und neugierig ihre Augen von Bild zu Bild schweifen ließen und doch kaum wußten, was sie sahen, wie Kinder, die ungeduldig Seite um Seite des neuen Bilderbuches wenden und nicht warten können, bis sie am Ende sind ...

Vor dem zweiten Böcklin der Sammlung, der Pietà, ließ er sich nieder.

Die beiden Bilder waren für ihn die Pole dessen, was er das „gebändigte“ Leben nannte. Dort die gebändigte Freude am warmen Leben, hier der gebändigte Schmerz über den kalten Tod ...

Wie manche Stunde schon hatte er vor dieser Pietà zugebracht, erschüttert von dem großen, stummen Schmerz der Mutter.

Als er heut vor dem Bilde saß, war es ihm, als entdecke es ihm einen neuen, tieferen Sinn.

Der Tote, der dort so starr und regungslos auf dem kalten Marmor hingestreckt lag, war auch einer von denen gewesen, die mit Sehnsucht im Herzen die Gefilde der Seligen suchen. Und weil er sie für sich gefunden hatte, wollte er seinen leidenden Brüdern voll Liebe den Weg dorthin weisen. Das war für ihn die Aufgabe seines Lebens geworden.

Aber es war ihm ergangen wie dem edelsten der Hellenen vor ihm.

Die stumpfe Menge seines Volkes verstand ihn nicht, und weil sie ihn nicht verstanden, darum verhöhnten sie ihn als einen törichten

Schwärmer — denn die Menge kennt nicht die Sehnsucht der Edeln nach den Gefilden der Seligen.

Und als sie sahen, daß ihr Hohn ihn nicht beirrte, da fingen sie an ihn zu hassen.

Und als ihr neidischer Haß seine reine Liebe nicht vergiften, und seinen stolzen Glauben nicht brechen konnte, — da mordeten sie ihn . . .

Unverwandt starrte er auf den toten Christus und empfand eine große Ehrfurcht vor ihm und seiner Reinheit.

Hier war die uralte Tragödie der Menschheit in engen Rahmen gefaßt. Der tote Christus auf dem Bilde war das edelste Opfer in dem großen Kampfe des Guten mit dem Bösen, des Lichts mit der Finsternis.

Äußerlich unterlegen — innerlich unbesiegt.

Und dieser Kampf wird gekämpft werden, so lange es eine Erde gibt und auf ihr eine ringende Menschheit.

So sann er . . .

Und neben der großen Tragödie spielte die andere — zwischen Mutter und Sohn.

Der tote Christus dort, der zu dem Weibe von Nain sprach: „Weine nicht!" vermochte es nicht, das zweischneidige Schwert des Leides abzuwehren, das durch die Seele seiner Mutter ging, ohne sich selbst und seiner Aufgabe untreu zu werden.

Auf seinem Wege nach den Gefilden der Seligen durfte er nicht der Tränen seiner Mutter achten, sondern mußte sprechen: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?"

So sann er weiter . . .

Da schritt leise an ihm die schlanke Frau mit dem aschblonden Haar vorüber, ohne daß er sie merkte.

Sie sah ihn sitzen, wie er mit weit geöffneten Augen nach der schmerzgebrochenen Gestalt auf dem Bilde hinüberschaute, und sie fühlte: Er denkt an seine Mutter.

Und er dachte an seine Mutter, an seine fromme einsame Mutter, die um ihn weinte, weil er dem toten Christus auf seinem Dornenpfade nicht folgte, weil er, von der Unrast der Welt um-

getrieben, seinen Weg ging und die Gefilde der Seligen suchte nach seiner Weise.

Und er dachte: „Wir müssen alle unseren Weg allein gehen. — Warum weinen die Mütter um ihre Söhne? Es ist so schwer, sich selbst treu zu bleiben, wenn eine Mutter weint! Warum ist es uns so schwer gemacht, die Gefilde der Seligen zu suchen?"

Langsam erhob er sich, um den dritten Böcklin der Sammlung aufzusuchen, den „Eremiten".

Fast erschreckt blickte er auf. Vor dem Bilde stand wieder die schlanke Frau mit dem aschblonden Haar.

Sie merkte sein Kommen.

Einen Moment trafen sich ihre Blicke, es war ein stummes Grüßetauschen.

Wieder standen sie nebeneinander und schauten auf dasselbe Bild.

Sie sagten kein Wort und redeten doch miteinander.

Das waren ihre Seelen, die sich in der engen Klause des grauen Siedelers auf dem Bilde begegneten.

Und ihre Seelen durften sich einander sagen, was ihr Mund nicht sagen durfte, weil es die Sitte verbot.

Für die Seelen gibt es keine Konvention, den Seelen ist alles erlaubt.

Und sie standen beide stumm und lauschten auf die Zwiesprache ihrer Seelen.

„Wie er geigt," sagte sie.

„Was er geigt, ist gebändigtes Leben," antwortete er.

„Er sucht die Gefilde der Seligen. Mit dem Lied löst sich seine Seele von der Erde und schwebt auf tönenden Fittichen fort, immer weiter, immer weiter!"

„Er hat die Gefilde der Seligen gefunden — er sucht nicht mehr!"

„Wie die abenddunkele Welt hinter ihm versinkt!"

„Weil er entsagt hat, — seine Seele ist lauter und rein, sie haftet nicht mehr an der Welt!"

„Es ist so schwer zu entsagen!"

„Wir müssen alle entsagen, wenn wir die Gefilde der Seligen finden wollen — unsere Seele muß lauter und rein werden!"

„Ja — wir müssen entsagen!“

Ihre Augen grüßten sich noch einmal — sie gingen auseinander.

Und sie werden weiter durch das Leben gehen und die Gefilde der Seligen suchen; denn die Sehnsucht wird in ihnen wohnen bleiben — die Sehnsucht nach den

Gefilden der Seligen.

# Die Dornenleiter.

Eine Legende von Irene Wild.

Es ging ein Weib aus mit sehnenden Augen, das Land der Verheißung zu suchen. Sie sah nicht Welt noch Menschen um sich her, sie schaute über alles hinweg in die Ferne nach dem Lande ihrer Träume. Aber sie fand es nicht.

Da streckte eine Hand sich ihr entgegen, eine Hand, von der es wie ein warmes Leuchten ausging. Und das Weib ergriff die Hand mit ihren beiden Händen und ließ sich willig führen. Hinweg glitt sie über alles, was bisher ihren Weg gehemmt hatte, hinweg über alles, was rauh und steinig war. Es schien ihr, als würde sie von Fittigen getragen, und alle Last und Schwere der Erde schien von ihr abzufallen.

Sie fand sich wieder in einem zauberischen Garten, weit, weit von den Tälern der Menschen. In den Bäumen rauschte es um sie her wie Sphärenmusik. Die Blumen leuchteten in nie gesehenem Glanze und die Vögel sangen ein wundersüßes Liebeslied. Und über allem wölbte sich in nie geschauter Klarheit der hohe, reine Äther. Da fiel das Weib auf die Kniee, breitete die Arme aus und schaute leuchtenden Auges zum Himmel auf, anbetend, vor so viel Herrlichkeit. Sie preßte Gräser und Blumen an ihr Herz und meinte fast zu vergehen vor übergroßer Seligkeit.

Als sie aber aufwachte aus ihrer Verzückung, in die ihre ganze Seele versunken schien, siehe, da war die Hand verschwunden, die sie hierhergeführt hatte. Und plötzlich kam ihr die Erkenntnis, daß sie allein war in dem schönen Garten, der nun auf einmal nicht mehr ein Eden für sie war. Der Glanz der Blumen erschien ihr als ein grelles, falsches Licht, das Rauschen der Bäume wie dumpfe, drohende Stimmen, und statt des süßen Liebesliedes der Vögel meinte sie einen Spottgesang zu hören. Beängstigend fiel auf sie die Größe des Gartens und daß er gar so weit von den Tälern der Menschen lag. Ihr war, als habe sie sich verirrt. Und sie begann in großer Angst den Ausgang zu suchen. Da aber fand sie, daß der Garten rings umher von einer Dornenhecke umgeben war, die so hoch aufragte, daß das Weib nicht über sie hinwegzublicken vermochte. War die Hecke gewachsen, derweil sie in ihrem Eden geträumt? War sie schon dagewesen, als sie wie auf Flügeln hineingeschwebt? Sie wußte es nicht — sie wußte nur, daß sie den Ausweg nicht fand aus ihrer Verlassenheit, und richtete hilfeflehend ihre Augen zum Himmel.

Da gewahrte sie vor sich eine Erscheinung mit strengem, ehernem Angesicht, in das sie nicht recht zu schauen vermochte und das nicht wie ein Menschenantlitz schien. Es war ihr, als rauschten über ihr ein paar dunkle Flügel, der Riesengestalt angehörend, die sie mit ihren kleinen Menschenblicken noch nicht zu erfassen vermochte. Und ein Schwert sah sie in des strengen Engels Händen, von dem in seltsam drohenden Zeichen die Worte flammten: „Du mußt!"

Da erschrak das Weib in der Tiefe seines Herzens und verhüllte ihr Antlitz und wollte fliehen. Der Engel aber faßte mit hartem Griff ihre Rechte und legte sie an die Dornenhecke.

„Vorwärts, nicht zurück!" befahl er, und die Schrift auf dem Schwerte begann zu funkeln.

„Ich sehe den Weg nicht," wehklagte das Weib, „wie soll ich hinüberkommen?"

„Den Weg sollst du dir selber schaffen," sprach der Engel.

Da erfaßte sie die Dornen mit ihrer Rechten und wollte sich aufschwingen, aber von Schmerz gepeinigt wich sie zurück und stürzte aufs neue in den träumerischen Garten, über dem noch ein Strahl

der scheidenden Sonne lag und ihm den verklärenden Glanz verlieh, in dem sie ihn einst erblickt hatte. Über der Dornenwand aber lauerte die Nacht.

„Was willst du dort?“ herrschte der Engel die Entfliehende an.

„Ich möchte noch eine von den Blumen pflücken, die ich so geliebt —“ und sie brach eine oder zwei der am süßesten duftenden Blumen und drückte sie an ihr Herz.

„Wirf die Blumen fort,“ sagte der Engel. „Ihr Duft berauscht dich nur, und dein Fuß darf nicht schwanken.“

Mit einem schmerzlichen Seufzer gehorchte das Weib. Aber noch stand sie zögernd.

„Was zauderst du?“ klang wieder die strenge Stimme.

„Ich möchte nur noch einmal die Bäume wie früher rauschen hören, nur noch ein einziges Mal dem Gesang der Vögel lauschen!“

„Es ist ein falsches Lied,“ sprach der Engel, „und verwirrt dir den Sinn. Du aber mußt klar sein, wenn du den Weg suchen willst.“

Da kam das Weib näher, aber mit abgewandtem Antlitz.

„Was blickst du immer noch zurück?“ fragte der Engel.

„Ach, einmal nur möchte ich die Sonne sehen, in der ich so selig gewandelt,“ flehte sie.

„Schau nicht mehr hinein — sie blendet dein Auge, und du mußt deinen Pfad im Dunkeln finden.“

Da barg das Weib sein Angesicht eine Weile in den Händen. Als sie aber ihre Augen aufhob, fielen sie auf das Schwert und das Flammenwort: „Du mußt!“ Da riß sie sich seufzend los und ging festen Schrittes auf die Umzäunung zu.

„Du mußt mit deinen beiden Händen in die Dornen greifen,“ hörte sie neben sich des Engels Stimme.

„Mit beiden Händen?“ ächzte das Weib. „Mit beiden Händen!“

Und sie griff hinein, und das Blut floß von ihren zarten Fingern, daß sie vor Schmerz laut aufschreien wollte. Aber das strenge Auge des Engels, in das sie nun zu sehen wagte, ließ den Schrei auf ihrer Lippe verstummen.

„Hinan!“ rief der Engel.

Und sie zog die Füße nach und begann langsam und mühevoll die Wand zu ersteigen, ob auch die Füße verwundet und zerrissen wurden.

„Höher!“ befahl der Engel.

Da fühlte sie, daß ein Gewicht in ihrer Brust sie zurückhielt.

„Hab' Erbarmen!“ flehte sie den Engel an.

Er aber deutete nur mit dem Flammenschwert nach oben und seine Augen blieben unerbittlich.

Da lehnte sie sich fester an die Dornen und preßte sie mit beiden Händen an ihr Herz, daß das Blut herunterfloß. Und das Gewicht wurde leichter, und sie stieg und stieg, und ihre Hände und Füße gewöhnten sich an die Dornen und schmerzten und bluteten nicht mehr wie auf den ersten Stufen. Und allmählich schweiften ihre Augen über die Wand hinweg, die sie im Halbdunkel erstiegen hatte, und ein schmaler Streifen dämmernden Lichts zeigte sich dort oben.

„Wohin?“ fragte sie den Engel.

„Schwing' dich hinüber,“ gab er zurück, und schon klang seine Stimme weicher und milder.

Und siehe, ein letzter Schwung, ein leiser Aufschrei — und sie stand auf einer freien Höhe, einsam wohl, aber sie konnte die Täler der Menschen von oben wiederfinden und hinabgehen, wenn sie danach verlangte. Noch einmal blickte sie über die Dornenwand zurück — nicht nach ihrem verlorenen Eden, das Nebelschleier bedeckten, aber nach der Gestalt des Engels, dem sie jetzt fest und stolz ins Antlitz zu sehen wagte. Und siehe, die Flammenschrift auf seinem Schwert war erloschen, und er ließ das Schwert fallen und entfaltete vor ihren Augen ein weißes Banner, das trug in goldener Schrift die Worte: „Ich will!“

Er legte es in ihre Hände, und ein zufriedenes Lächeln oder doch der Schein eines solchen ging über sein ernstes Antlitz und seine Riesengestalt zerfloß vor ihren Blicken.

Einsam stand sie — aber es war licht auf ihrer Höhe, und von dem Lächeln des Engels war ein Abglanz auf ihrem Antlitz geblieben. Sie konnte Hände und Füße fast ohne Schmerzen wieder regen, denn ihre Wunden begannen zu heilen. Nur am Herzen war

ein spitzer Dorn zu tief eingedrungen, und diese Wunde wollte sich nie ganz schließen. Da sickerte noch leise ein roter Tropfen um den andern hervor, aber heimlich und unmerklich.

Zuweilen sah sie in den schönsten Tälern der Menschen zwei Gestalten lustwandeln, die hielten sich selig umschlungen und schienen den Weg nach ihrem versunkenen Eden zu nehmen. Dann bewegte sich der spitze Dorn in ihrer Wunde und sie fühlte, wie es heiß daraus hervorquoll. Und wenn das Weib ihr Herzblut leise rinnen fühlte, dann preßte sie das weiße Banner fest darauf und löschte die warmen, roten Tropfen mit der goldnen Schrift der stolzen Worte: „Ich will!"

# Prometheus.

Tragödie von Paul Friedrich.

---

**Personen:**

Prometheus, Sohn des Japetos, Titane.
Epimetheus, sein Bruder.
Zeus, König der Götter.
Hera, seine Gemahlin.
Hephästos, der göttliche Schmied.
Pandora, Truggeschöpf der Götter.
Zwei Menschen. (Ein junger und ein alter Mann.)
Chor der Menschen. (Ein Sprecher in der Mannesvollkraft.)
Chor der Dämonen aus dem Pandorakrug. (Alle.)
Der Ort ist Hellas und der Olymp. (Ideal gedacht.)
Zeit: mythisch.

## Erste Scene.

(Sehr dunkel; vor Morgengraun.)

Chor der Menschen. Epimetheus. Prometheus.

Epimetheus:

Das hast du nun von deiner raschen Hilfe.
Des Ouranos gewaltge Sprossen liegen

Zermalmt in furchtbarer Gigantenschlacht
Zu des Olympos meilentiefen Füßen;
Indessen auf dem wolkenreichen Gipfel
Der neue Herrscher sitzt und launisch sinnt,
Was mit Pygmalions Geschlecht beginnen.
Gesteh dir's selbst, „vorsorglicher" Prometheus:
Der Zögernde kommt oft im Schneckengang
Voraus dem Eiligen, der wohl zehn Schritte
Nach vorne geht und zwanzig dann zurück.
Du, gleicher Sohn des mächtgen Japetos,
Wie hast du doch so wenig von der Klugheit
Der lieben Mutter Themis angenommen.
Ja steh und beiß dich krampfhaft auf die Lippen.
Ich seh's, du möcht'st an uns die Wut austoben,
Die du doch selbst nur dir beschworen hast.

Prometheus (schmerzüberwältigt):

Ach wehe, wehe!! Abgrundtiefe Flüche
Auf dieses unglückselge Götterhaupt.
Zermalmt mich, Blitze, Blöcke steinger Felsen
Zertrümmert mich, den höchst unwerten Sprossen
Der herrlichen Titanen. Was auch traut' ich
Den gleißnerischen Lockungen des Zeus.
Wie? War ich nicht so klug, die List zu ahnen?
Er zog mich ab durch mancherlei Versprechen
Von euch, ihr unglückselgen Himmelsstürmer;
Und als ihr auf des Ossas Höhn erschient,
Die Riesenleiber mit des Pelions Quadern
Bewaffnet, um in ungemessnem Sturm
Die Höhe des Olympos zu ersteigen —
Da war Prometheus nicht bei euch — kaltlächelnd
Sah der Unselige die Scharen stürzen
Zu fürchterlichem Knäul geballt. Er tobte
Vor Wahnsinnslust, als Japetos dahinsank —
Er sah die Welt, aus der er stammte, bersten
Und konnte lachen, lachen, ruhig lachen!!!

O heilger Ida, klüftereiche Berge,
Stromreiche Fluren, teure Mutter Erde,
Dies Scheusal ist Prometheus, euer Kind!!

Sprecher der Menschen:
Den Armen schau ich, wie er voll Verzweiflung
Dem Schicksal flucht, ein Gott der Gottheit bar.
In seinem Schmerz, in seiner Leidenschaft
So arm und doch so majestätisch noch!
Wenn er mich hörte, ich wohl riete ihm
Den Kampf der Brüder wieder zu erneuern,
Doch was ist Rat in Stunden der Verzweiflung?

Epimetheus:
Gewaltges ist's, was Gäas Kinder lieben.
Warum hängt ihr an unsre Kraft euch an?
Weil wir das können, was ihr nie erreicht
Und was ihm unausführbar, das ergreift
Der Mensch sogleich in freudgem Sehnsuchtseifer:
Er strebt danach und muß es liebgewinnen.

Sprecher der Menschen:
Nicht töricht sprichst du, Sohn des Japetos
Und wohl begreif ich, was uns zu dir zieht.
Es hängt, solang die Welt besteht, der Kleine
Wie eine Klette an den Großen sich
Und spornt ihn an zu unerhörten Taten.
Doch sieh, Prometheus wendet sich hierher.

Prometheus:
Menschen! Was wollt ihr, soll ich alles wagen?
Ich setze mein und euer Heil aufs Spiel;
Wollt ihr, daß ich euch meine Kräfte leihe
In gleicher Not zu gleichem Zweck und Ende?

Sprecher der Menschen:
Heil dir, Prometheus, edler Japetide,
Dir stehn wir bei, was du zu tun gedenkst.
Doch offenbare uns zuvor dein Sinnen!

Prometheus (mit verhaltner Dämonik):
Der Nacht ists feind und doch in Nacht geboren,

S'ist, wollt ihr's also nennen, Muttermord!
Was ich versuche, wagt sonst keiner mehr
Solang die Welt besteht. Ich weiß es wohl.
S'ist mehr als Götterlästrung, Himmelssturm.
S'ist unerhört! Doch fragt mich fürder nicht.

Epimetheus (rasch):
Nein! Geht hinweg! (Die Menschen ab.)
Doch ich, ich bleibe bei dir!
(Erst leise, dann gesteigert):
Wahnwitziger Bruder, willst du dich und mich
Und dies Geschlecht mutwillig schon vertilgen?
Noch regt gesunden Laufs in unsern Adern
Sich der Giganten götterfeindlich Blut.
Noch zehrt uns nicht der Hauch des kalten Styx
Erinnerung an die Bubentat des Zeus
Aus den von Wut und Gift geschwellten Herzen.
Es kommt ein Tag, da auch das Reich des Zeus
In Trümmer sinken wird. Sieht er uns frei —
Dann wehe ihm und seinem ganzen Haus!
So wie der Quell des Felsens Bauch durchhöhlt
Und langsam sich hervorgräbt aus der Tiefe,
So reißt ein Tag dies nachtgezeugte Reich
Des jungen Götterkönigs ins Verderben!

Prometheus:
Armselger Geist in einem Riesenleib,
Wo denkst du hin? Ich sollte ruhn und faulen,
Ein träger Klumpen, bis es Zeus gefällt,
Mit seinem Haus der Herrschaft zu entsagen?
Nein, nein, der Geist des teuren Japetos
Durchtobt mein Herz und reißt mich mächtig fort!

Epimetheus:
Der Geist des Hingeschlachteten? Der Mutter Geist,
Vielkluger Sinn wär dir weit nützlicher.

Prometheus:
Du sprichst, wie es dir paßt: klug und bedächtig.

Doch Klugheit mit Bedacht wird nichts erreichen,
Wenn sie die Kühnheit läßt am Wege stehn.

**Epimetheus:**

Verständig ist's, wend' es nur gegen dich!
Die Kühnheit hinkt, fehlt ihr der kluge Sinn!
Doch gnädig hat's das Schicksal ja gewollt,
Daß es Verstand und Kühnheit bildete
Zu einem Paar aus einem Mutterleib.
Laß ab von diesem unbeugsamen Trotz. --
Gib mir die Hand, Prometheus, glaube mir:

(Das Folgende feierlich-rezitativ):

Es lerne der Mensch
Der Zeit zu vertrauen,
Sie heilt die Wunden,
Sie stillt die Tränen,
Sie fördert Gutes,
Sie stürzt das Schlechte,
Sie hält in göttlich
Erhabenen Händen
Den Spiegel, den niemals
Ein Staub noch getrübt.
Sie zeigt in scharfem
Getreulichen Bilde
Dir ewig die schwankende
Gegenwart.
Die Zukunft verhüllt sie
Den suchenden Blicken,
Doch ewig auch birgt sie
Im nächtlichen Bahrtuch
Die langsam verblassenden —
Nebelgestalten —
Der letheberauschten
Ver—gang—gen—heit — — — —

**Prometheus** (plötzlich):

Ha, Lethe mir, reich einen Becher mir!
Daß ich vergessen könnte, was ich tat!

Es ist vergangen und doch unverwischt
Brennt mir der Stempel meiner Raserei
Mit Feuerglut in dem zerrissnen Herzen!
Den ganzen Strom gib und hier reicht er nicht!!!
— Schon leb' ich wieder alle Folterqualen
In jedem Pulsschlag durch. Ich sehe Zeus,
Wie er mit höhnisch lächelndem Gesicht
Mir zu verstehen gibt, ich könnte gehen!
— Was — hör' ich? Horch — —, mein Bruder, hörst du nichts?

Epimetheus:
Besänft'ge dich, Vorschneller, sei bedacht!

Prometheus:
Ich frage dich, ob du das Wimmern hörst.

Epimetheus:
Ich höre nur das Wimmern deiner Qual.

Prometheus:
So höre. (Leidenschaftlich):
Es rauschen
Gewaltige Flüche
Gestürzter Giganten
Wie Schwingen des Adlers
Aus Tiefen der Erde,
Aus Schluchten und Klüften
Herauf an mein Ohr!
Sie ringen, sie seufzen:
Prometheus, Prometheus!
Was tatst du, Verruchter,
Am eignen Geschlechte!
Dein Werk, das wir stürzten,
Dein Werk, daß wir fielen,
Dein Werk, daß er siegte,
Der himmlische Knabe!
Du stehst wie Marmor kalt — hörst du denn nichts?

Epimetheus:
Halt ein, mein Bruder, rede andre Dinge!

Prometheus (entgeistert):

Sie rufen im Chore
Lautheulend zusammen:
Zur Strafe für deine
Unseligen Taten
Entwinde dem neuen
Olymposbeherrscher
Die ewige — Flamme!
Beglücke die Menschen,
Lehr sie unsre Wünsche,
Lehr sie, uns verehren
Und lehre sie hassen
Den Zwerg auf dem Throne
Des Ouranos!!

Epimetheus:

Wild blitzt dein Auge wie der trunkne Blick
Des edeln Rosses, wenn es Bluthauch wittert.
Ich sehe wohl, ein dunkles Schicksal spinnt
Um deine Seele seine Rätselschlingen.

Prometheus:

Kampf mit den Göttern! Aber schrecklicher
Für den Olympier als Titanensturm,
Aus frevler Hand entreiß ich ihm das Licht!!!!

(Er eilt davon.)

Epimetheus (verzweifelnd):

Was tust du, Schrecklicher, halt ein, Prometh!!
— — So reiß den Erdball von den Schultern, Atlas,
Und schleudre ihn ins bodenlose Nichts!!!
Du, Typhon, spei das Firmament in Flammen!!!!!!

---

Ende der ersten Scene.

Von **Paul Friedrich** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# Christus.

## Ein episches Gedicht.

Berlin 1899. J. Harrwitz Nchflg. 50 Pf.

Vorgetragen 1899/1900 von Marg. Pix in Weimar und Eman. Reicher in Berlin und Hamburg.

---

### Urteile der Presse:

„Norddeutsche Allgemeine Zeitung" (K. Bienenstein): In einer eigenen Broschüre macht uns Kurt Walter mit dem jungen Dichter Paul Friedrich bekannt, und wenn es ihr schon gelingt, uns mit Sympathie für diesen zu erfüllen, so gewinnt uns die Dichtung „Christus" vollständig für ihn. Da ist ein großer, idealer Zug, ein reicher, reiner Geist, ein tiefes Empfinden, da ist Können und Originalität. Die eigenartige Deutung der Versuchung Christi durch den Satan läßt einen Denker erkennen, der den ideellen Faden in den historischen Ereignissen aufzufinden weiß. Wir dürfen von Paul Friedrich gewiß noch Gutes und Schönes erhoffen.

„Literarisches Zentralblatt für Deutschland" (Rich. Weitbrecht): Einem jungen Dichter verdanken wir auch die epische Dichtung „Christus"... Friedrich bedarf auch gar nicht dieser Krücken; denn seine Dichtung zeigt, daß er vom echten Dichter mehr hat, als alle bisher besprochenen. Zwar ist seine Dichtung nur ein kleines episches Fragment, und sie ist einseitig, weil eigentlich nur die Verzerrung des Christentums zur Darstellung gelangt ..., aber sie beweist, daß der junge Dichter nicht bloß formale Begabung hat, sondern die Kunst dichterischer Anschauung besitzt ... Wir hoffen ihm auch ferner noch zu begegnen.

„Leipziger Finkenschaftsblätter": Paul Friedrich hat sich, wie Adalbert von Hanstein in seiner Literaturgeschichte: „Das jüngste Deutschland" hervorhebt, ganz eigenartig zu dem Problem „Christentum" gestellt. Sein Epos hat die Versuchung Christi zum Gegenstand, die es aber anders als die Überlieferung darstellt ... Was man von einem Epos aber verlangen muß und kann, das unserer Zeit genügen und gefallen soll, das besitzt der „Christus": leidenschaftlich-dramatische Bewegung der Handlung bei einheitlicher, geklärter Form, mit plastischer Gestaltung der Personen, farbiger Darstellung der Situationen, dazu gute Verse in deutschem Tonfall, nicht im antiken Hexameter, der dem deutschen Gefühl immer fremd blieb.

---

# Napoleon.

## Heroische Trilogie.

Mit einem Vorwort.

Berlin 1902. Otto Janke. Mk. 1.50.

Teil I und III unter der Ägide der Berliner Freien Studentenschaft am 24. März 1901 vorgetragen von Gustav Kober im Berliner Architektenhaus.

---

### Urteile der Presse:

„Welt am Montag“: Über das Drama selbst wird nach der öffentlichen Aufführung zu sprechen sein. Für heute sei nur bemerkt, daß die Dichtung in dramatisch steigender Form und in oft bilderreicher Sprache geschrieben ist, eine Fülle packender, wirksamer Momente enthält, und daß Napoleon selbst in trefflicher Weise charakterisiert ist . . .

„Berliner Börsen-Courier“: Im Architektenhause debütierte am Sonntag ein junger Autor, Paul Friedrich, mit der dramatischen Dichtung „Napoleon“. Das Werk . . . übte Scene um Scene eine tiefe, mächtige Wirkung aus und zog die Hörer immer wieder in seinen Bann. Ein großer Teil dieses gewaltigen Eindrucks kommt freilich auf Rechnung des Rezitators. — Was nun keineswegs auf Rechnung des Vortragenden gesetzt werden kann — und hier ist es, wo der Autor am meisten Beachtung fordern dürfte —, das ist die Kraft und Größe der Aussprüche, die Paul Friedrich seinem Napoleon in den Mund legt. Diese würden im anderen Fall für jedes schwache Talent eine Klippe bilden, an der es unrettbar scheitern müßte . . . So findet sich Hohes und Niederes in diesem Drama nebeneinander. Doch erscheint es von einem Geiste, des Stoffes nicht unwert, getragen.

„Wiesbadener Tageblatt“: . . . . Das erste der Dramen „Fontainebleau“, das zweite „Elba“, das dritte einaktige Nachspiel „St. Helena“, mit solcher Anordnung vermeidet der Verfasser das Gewöhnliche und erzielt oft mit seiner knappen, anschaulichen Sprache wahrhaft dramatische Effekte.

„General-Anzeiger“, Nürnberg: Die Dichtung zeichnet sich durch eine Fülle hochdramatischer Einzel- und Massenscenen, sowie durch bilderreiche Sprache und besonders durch die tiefe Psychologie des großen Korsen aus, der in allen Teilen die überragende Figur ist, auf die sich alles bezieht. Auch als Lesedrama ist dieses erste größere Werk des jugendlichen Verfassers von fesselndem Reiz.

---

Verantwortliche Schriftleitung: Curt L. Walter, Deutsch-Willmersdorf b. Berlin, Pfalzburgerstr. 26 a.
Druck von E. Pierson's Verlag (R. Lincke), Dresden.

# Hochland

## Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur

Herausgeber:

**Paul Friedrich und Curt L. Walter.**

**Zweites Heft.**

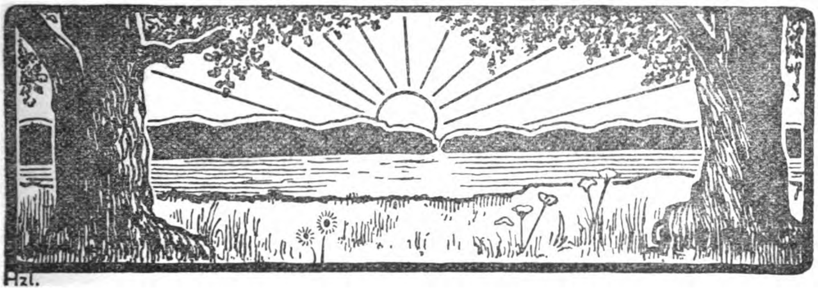
Inhalt:




Dresden
E. Pierson's Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler)
1903.




Preis 25 Pf.




# Hochland.

**Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur.**

Herausgeber: **Paul Friedrich** und **Curt L. Walter.**

**1903.** Heft **2.**

Preis der Einzelnummer: 25 Pf. Jahresabonnement (12 Hefte): 3 Mk. (bei freier Zustellung).


Motto: Wir müssen vielleicht erst durch die Leidenschaft hindurchgetrieben und von Affekten verwundet werden, eh' wir um einen Balsam beim Himmel anfragen. Diesen Weg führt uns Beethoven, in welchem wir das Höchste in der neuern Kunst zu verehren haben. Nicolaus Lenau.

## Beethovens Büste

von Nicolaus Lenau.

Traurig kehrt' ich eines Abends
In mein einsam düst'res Zimmer,
Überraschend drin entgegen
Blinkte mir ein Freudenschimmer.

Mit dem sichern Blick der Liebe
Hatt' ein Freund den Spalt getroffen,
Wo des Unmuts düstre Zelle
Blieb dem Strahl der Freude offen.

Ha! ich fand des Mannes Büste,
Den ich höchst als Meister ehre
Nebst dem schroffen Urgebirge
Und dem grenzenlosen Meere.

Ein Gewitter in den Alpen,
Stürme auf dem Ozeane,
Und das große Herz Beethovens,
Laut im heiligen Orkane,

Sind die Wecker meines Mutes,
Der das Schicksal wagt zu fodern,
Der den letzten Baum des Edens
Lächelnd sieht zu Asche lodern.

Kämpfen lern' ich ohne Hassen,
Glühend lieben und entsagen
Und des Todes Wonneschauer,
Wenn Beethovens Lieder klagen;

Wenn sie jubeln, Leben schmetternd,
Daß die tiefsten Gräber klüften,
Und ein dionysisch Taumeln
Rauschet über allen Grüften.

Wenn sie zürnen, hör' ich rasseln
Menschenwillens heil'ge Speere,
Und besiegt zum Abgrund heulend
Flüchten die Dämonenheere. —

Sanftes Wogen, holdes Rieseln;
Sind des Weltmeers kühle Wellen
Süß beseelt zu Liebesstimmen?
Wie sie steigen, sinken, schwellen!

Auf der glatten Muscheldiele
Halten Nixen ihren Reigen,
Keime künft'ger Nachtigallen
Träumen auf Korallenzweigen.

Horch! Noch leiser! Dem Naturgeist
Abgelauschte Lieder sind es,
Die er flüstert in das erste
Träumen eines schönen Kindes;

Die er spielt auf Mondstrahlsaiten,
Ob dem Abgrund ausgespannten,
Deren Rhythmen in der Erdnacht
Starren zu Kristallenkanten;

Und nach deren Zaubertakten
Rose läßt die Knospe springen,
Kranich aus des Herbstes Wehmut
Lüftet seine Wanderschwingen. —

Ach, Coriolan! vorüber
Ist das Ringen, wilde Pochen,
Plötzlich sind's die letzten Töne,
Dumpf verhallend und gebrochen.

Wie der Held im schönen Frevel
Überstürmte alle Schrancken,
Dann — der tragisch Überwund'ne
Steh'n geblieben in Gedanken.

Sinnend starrt er in den Boden,
Sein Verhängnis will Genüge;
Fallen muß er, stummes Leiden
Zuckt um seine edlen Züge. —

Horch! im Zwiespalt dieser Töne
Klingt der Zeiten Wetterscheide,
Jetzo rauschen sie Versöhnung
Nach der Menschheit Kampf und Leide.

In der Symphonieen Rauschen,
Heiligen Gewittergüssen,
Seh' ich Zeus auf Wolken nahn und
Christi blut'ge Stirne küssen;

Hört das Herz die große Liebe
Alles in die Arme schließen,
Mit der alten Welt die neue
In die ewige zerfließen.

# Gedichte

von

**Franz Evers, Paul Friedrich, E. J., Heinrich Koerber, Irene Wild.**

## Franz Evers:

### Am Nordkap.

Der letzte Felsen ragt ins Meer hinein;
Grauschwarz ruht sein gewaltiges Gestein.

Das Eismeer öffnet seine stille Welt
Schweigsam und ernst. Nur ein Polarfuchs bellt.

Auch der verstummt ... Dir schwindet Raum und Zeit.
Du stehst bewältigt in der Einsamkeit.

Aus wunderbaren Weiten strahlt es her,
Dein Ahnen hat nun keine Grenzen mehr.

Und lauschst du hin, und neigst du dich nach vorn,
Dann hörst du wohl fern das Giallarhorn.

Es tönt so tief, als sei der Kampf vorbei,
Als sei die Erde wieder jung und frei.

Als wäre nah ein neues Idafeld,
Wo sich verjüngen Gott und Kind und Held.

Und du stehst da und fühlst ererbten Ruhm,
Und weißt, vom Norden kam das Heldentum.

Hier in dem unerregten weiten Reich
Wird deine Seele dieser Stille gleich.

Zu deinen Füßen fühlst du Felsenkraft;
Vor dir das Meer, das alle Formen schafft.

Und über dir der Himmel glutentfacht.
Die Sonne ruht rot in der Mitternacht.

Ein Adler steigt aus der entflammten Ruh
Und hebt sich unermessnen Welten zu.

(Aus: Hohelieder. 2. Tausend. Berlin,
Schuster & Löffler 1896.)

---

## Paul Friedrich:

### Dir!

Ich reiche dir die Palme hin,
Du Starke, die ich liebe.
Stark ist dein Geist, fest ist dein Sinn
Und tief sind deine Triebe.

Du hast vom Leben ungebeugt
Dem Dasein Stand gehalten;
Der Sturm, der hat dich großgesäugt
Mit heiligen Gewalten.

Du bist so einfach und so schlicht
In deines Wesens Gründen;
Streng gehst du mit dir ins Gericht
Und stehst auf schwachen Sünden. —

Und dennoch bist du zart und weich,
Voll Hingebung und Treue,
In dir erscheint das Himmelreich
Mir täglich nah aufs neue.

Du bist wie eine Tanne schlank
Und frisch und grün wie jene.
Die Luft, das Licht, sie sind dein Trank,
Sie strafften dir die Sehne.

So stehst du kräftig, unbesiegt,
Umschwankt vom Meer der Halme,
Das sich nach jedem Winde biegt:
Mein Herz reicht dir die Palme!

## Beethovens Geburtsstätte.

So eng, so kahl der Raum,
Die schiefe Decke
Verraucht, voll Flecke!
Du glaubst es kaum.

Hier stand die Wiege
Von einem Mann,
Der sich gewann
Die Welt durch Siege.

Er hörte Wehn,
Weltfremdes Singen
Und rings ein Klingen
Aus Himmelshöh'n.

Nur ein Spinett gab ihm
Die Welt zu meistern:
Ein Chor von Geistern
Umbrauste ihn im Sturm der Cherubim.

Aus Tönen schuf der Held,
Der leidgequälte, taube,
Daß jeder glaube
Uns eine neue Welt.

Entweiht die Stätte nicht,
Wo er geboren,
Der auserkoren,
Uns zu erfüll'n mit Licht.

Nicht Kranz noch Reigen
Entheilige die Statt,
Wo er geatmet hat:
Ehrt sie durch Schweigen.

Du, höchstes Wunder, bist
Von Gott ein Teil;
Ihm Ehre, Preis und Heil,
Der uns in Beethoven erschienen ist!!

E. J.:

## Seefahrt.

Der Seewind jagt in die offene Bucht
Schwarzgrüne Wogen in wilder Flucht,
Die zischend im Sande zersprühen;
Wie pfeift er durch knarrende Takelung hell,
Mir ist, als mahnt' er mich, hurtig und schnell
Mein Boot vom Strande zu ziehen!

Ich schwing' mich hinein, das Steuer zur Hand —
Nun los das Segel, das flatternd sich spannt
Hinein in die rollenden Wogen!
Es teilt sich die Flut vor dem rauschenden Kiel,
Die dämmernde Ferne dort ist mein Ziel,
Von wallenden Nebeln umzogen!

Und weiter und weiter die Küste entflieht,
Nur schäumende Wellen mein Auge sieht,
Zwei Möven sind meine Begleiter;
Wie dehnt sich die Brust! Wie spannt sich der Arm!
Und trüber Gedanken mich quälendem Schwarm
Entflieh' ich; ein glücklich Befreiter!

Was greift ihr mit schneeiger Hand über Bord
Ihr Wogen? Ich tanz' auf den Köpfen euch fort,
Ihr zischenden, grünen Gesellen!
Werft boshaft mir flockigen Schaum ins Gesicht,
Schlagt wild an die Planken, ihr haltet ihn nicht,
Den Kiel, den sausenden, schnellen!

Der letzte Schimmer der Küste verbleicht,
In endlose Weiten die Ferne entweicht,
Nun bin ich allein auf dem Meere!
Es faßt mich ein feierlich-seltsam Gefühl:
Welch Abbild des Lebens! Rings wildes Gewühl
Und doch nur unendliche Leere!

Nun wende, mein Schifflein, den schwankenden Bug!
Und war auch die Ferne nur lockender Trug,
Wohin 's mich vergeblich getrieben:
Im menschlichen Herzen ein köstliches Gut,
Das Sehnen zur Ferne, zum Ewigen ruht,
Tief ist mir's im Herzen geblieben!

E. J.:

## Wanderung im Winter.

Leise knarrende Föhren
Die Ferne nebelvermummt,
Der Seele Frühlingsbegehren
Lange — ach lange verstummt.

Sprühende Regentropfen —
Träg in den Adern das Blut —
Fallende Zweiglein klopfen
Leise mir auf den Hut — —

Heinrich Koerber:

## Das Stärkste.

Süße Schuld des Unterliegens,
Wenn zu uns das Stärkste spricht,
Wenn im Ungestüm des Siegens
Jedes Kettenglied zerbricht.

In uns einer schrankenfreien
Sturmgeweihten Regung Kraft,
Die aus wildem Selbstentzweien
Eine schön're Einheit schafft.

Um uns tiefgeheimer Mächte
Offenbarende Gewalt,
Strömend durch die Seelennächte
Neuer Welten Lichtgehalt. —

Selig, wer vom Sehnsuchtsschweigen
Seiner Liebe Qual befreit —
Denn ein Gott will niedersteigen,
Wenn sie nach Erlösung schreit! —

Irene Wild:

## Beethovens Büste.

Dich, meinen Beethoven,
Nun lebendiges Glück mir entrissen,
Dich, meinen Toten, dich liebe ich!

Liebe und Freundschaft gingen in Trümmer,
Fröhliche fliehen der Einsamen Nähe —
Du nur, mein Toter, du bleibst mir treu.

Suche ich schaffend
Mir vom Druck die Seele zu lösen,
Heb ich das Auge zu dir empor.

Und dein Antlitz blickt ernst und traurig,
Schmerzgefurcht von der Menschheit Wehe,
Nieder auf mein armseliges Tun.

Sieh, heut' stell' ich
Dich unter Blumen, dem Winter entsprossen,
Weihe ein Blütenopfer dir.

Liebend trag' ich dich dann zurücke,
Daß deine Nähe den Schlaf mir hüte,
Lehne mein Haupt an dein hehres Antlitz:
Mein großer Toter, verlass' mich nicht!

# Beethoven.

Wenn wir in diesen grauen Zeiten der Kleinheit und Erbärmlichkeit, des Jagens und Hastens nach Geld und Mottenfraß, nach Genuß und Überreizung den Namen Beethoven hören, so erfaßt uns, denen er mehr ist als ein Musiker, ein Gefühl der bittersten Wehmut. Wie klein, wie unendlich nichtssagend sind wir selbstsüchtigen Dilettanten des Lebens gegenüber diesem Meister, in dessen Herzen eine ganze Welt der erhabensten und gewaltigsten Gefühle Raum hatte, der kraft seiner Energie, seines hohen, göttlichen Ernstes aller Schwächen Herr wurde und keine Leidenschaft als Selbstzweck anerkannte, des „schönen Instinktes“ wegen. Der Luzifer, der hoch oben auf dem goldenen Triumphwagen, die weißen Lichtrosse vor ihm her schnaubend, in der einen Hand die göttliche Fackel der Begeisterung, der trunkensten, künstlerischsten, schaffendsten Ekstase schwingend, mit der anderen fest die Zügel haltend, über seine Zeit und sein Jahrhundert hinweg hinauf in höchste Höhen stürmte, ein Pfadfinder neuer Tröstung und neuer Sehnsucht.... Der diamantene Hammer in seinen gigantischen Händen klang und jeder Schlag war ein blitzender Funke Gottes und jeder Hieb machte hart und rein und männlich. Und doch war er Mensch; kundig aller Stimmen, die versuchend in der Seele raunen. Und wenn sie im Adagio des Gefühls in schmelzender Cantilene unter seinen Fingern schmeichelten und lockten und wenn im Scherzo die streitenden Mächte im Innern ihrer eigenen Zerrissenheit hohnlachten und in den Allegros der beschleunigte Sturmschritt entfesselter Leidenschaften dröhnte, er riß die Zügel und die jagenden Rosse standen. Und er warf die Fackel hinein in das Dunkel der Kleinmütigen und Verzagten, und das klingende Spiel des Prestos warf alles Widrige, Kleinliche, Tierische vor sich her mit siegender Unwiderstehlichkeit. — Was sind wir Pygmäen gegen dieses eine Wort: Beethoven. Wir schlemmenden Prasser und Prahler, wir Unmündigen, Großmäuligen, uns selbst anbetenden Götzen und Sklaven.

Reißt uns Fidelios ungeheure Tat, des größten Weibes menschlichste Erhabenheit hin? Tönt uns die Stimme des Schicksals aus den ehernen Klängen der Heroika? Ist Coriolans un-

erbittlicher Untergang, Egmonts jauchzende Überwindung, Schillers weltumschlingender Freudeschrei in der Neunten unseres Blutes? Aber mehr: Könnten sie euch größer, stärker, erhabener machen, ihr kratzbuckelnden, weibersüchtigen, nervenzitternden Pygmäen des Egoismus, ihr fahlen Schatten der Selbstsucht und des Tieres in eurer „Seele“, ihr Schilfrohre eurer Wunschwinde, eurer Ratlosigkeit? Hört ihr das schmetternde, männerkündende Trompetensignal in „Leonore“? Ihr klimpert die Mondschein-Sonate oder bewundert mit atemloser Neugier die Hände des Virtuosen, der euch die Appassionata vortobt, der euch einen Sturm entfesselt auf dem Klavier. Einen Sturm der Bravour, einen Akrobatensturm der Gelenkigkeit über dem Niagara, ein Blondin über dem Niagara. O wie groß ist Blondin! O wie klug war Gott, daß er den Niagara schuf, damit ein Blondin über ihn seiltänzeln kann! O Beethoven, Beethoven! Ich schäme mich meiner Zeit! Und meine Seele schwillt über vor Ekel über meine Zeit! Ich rufe den Heros, den Mann ... Und deine Meere sind die Verheißung ... die Verheißung meiner dürstenden und verschmachtenden Sehnsucht nach deinem Geiste und deiner erlösenden Herrlichkeit!

# Klingers Beethoven.

Von Curt L. Walter.

Eine Erläuterungsschrift unter diesem Titel (mit vier Abbildungen) ist von Professor Dr. Paul Schumann-Dresden im Verlag von E. A. Seemann (Leipzig, 1902) erschienen. Er stellt darin Klingers „Beethoven“ über den „Moses“ des Michel-

angelo, indem er zugleich, die Worte Epiktets vom „Zeus“ des Phidias paraphrasierend, sagt: Zu bedauern ist, wem nicht vergönnt ist, den Klingerschen „Beethoven“ zu schauen!

Und wir, die wir Gelegenheit gehabt haben, im Oktober und November vor. Jahres das Original dieses Kunstwerkes gelegentlich seiner Ausstellung im Kunstsalon von Keller & Reiner zu studieren, können ihm insoweit recht geben, daß wir Klingers „Beethoven“ neben den „Moses“ des Michelangelo stellen. Um es jedoch gleich von vornherein hervorzuheben: der „Moses“ des Michelangelo wirkt auf mich kolossaler: der erste Eindruck, den ich beim Anblick des Klingerschen „Beethoven“ empfand, war nicht der erwartete: ich hatte mir ihn monumentaler vorgestellt. Der Grund jedoch hierfür hat sich mir bei genauerem Studium als folgender ergeben: der „Moses“ des Michelangelo wächst kraftvoll in die Höhe —, die Bedeutung des Klingerschen „Beethoven“ liegt in seiner Wirkung in die Ferne, die von seinem Blick und seiner natürlichen nach vorn übergebeugten Haltung ausgeht: die ganze Stellung und der Ausdruck seines Gesichtes zeigt, psychologisch betrachtet, konzentrierten Willen, sein Antlitz zeigt überdies einen verklärten Ingrimm, die fest zusammengepreßten Lippen versinnbildlichen einen geläuterten Trotz: aus den ernsten Zügen spricht eine gewisse souveräne Weltverachtung, womit denn auch die geballten Fäuste vollkommen harmonieren, die er auf den Oberschenkel des rechten Beines legt, das er über das linke geschlagen hat. Das deuten weiter aus die auf dem oberen Rande des Thrones herumliegenden Menschengestalten: Mann, Weib und Kind und nochmals Mann und Weib, welche nach meiner Auffassung die rudis indegestaque moles, d. h. die rohe und ohne höhere Triebe dahinlebende Masse der Menschen darstellen sollen, die Fabrikware der Natur, wie sie Schopenhauer nennt, die im Essen und Trinken und Kinderzeugen ihren einzigen Lebenszweck erblickt und ohne Verständnis für die Schöpfungen der Genien der Menschheit stumpf dahinkriecht nur jagend nach Lust und Sinnenrausch.

Wir haben beim Anschauen der Gestalt Beethovens die Empfindung, als arbeite hinter dieser breiten niederen Stirn, die von wirrem Haar umrahmt ist, die schöpferische Phantasie, die uns, sobald der schöpferische Akt vollendet ist, führen wird in das grenzen-

lose Meer der Tonwelt „mit seinen tausend wechselnden Gestalten und mit seiner Tiefe".

Darauf deuten auch die Engelsköpfe an der Rückenlehne des Thrones zu Häupten Beethovens, die die musikalischen Ideen darstellen mögen, darauf deutet ferner der Adler zu Beethovens Füßen, der, Erwartung im Blick, zu ihm aufschauend am Felsen sich festkrallend hängt,*) den Augenblick ersehnend, wo die Idee Gestalt angenommen haben und der Schöpfer sich erheben wird, um ihm den Weg zu weisen zum Ideenfluge durch das Weltall.

Treffend hat ein Dresdner Kritiker, was Schumann anführt, darauf hingewiesen, daß die Klingersche Darstellung Beethovens durchaus der Lessingschen Lehre vom fruchtbaren Augenblick entspreche: nicht die höchste Staffel des Affekts ist für die Darstellung gewählt, sondern ein solcher Moment, aus welchem das Vorhergehende und das Folgende am begreiflichsten wird, ein solcher, welcher der Einbildungskraft freien Spielraum läßt, sich zu höheren Bildern zu erheben als die Sinne wahrnehmen.

So betrachtend erkennen wir, was Paul Friedrich bereits in seiner Kunst- und Buchschau in Heft 1, S. 18 des 2. Jahrganges der „Deutschen Buchhandelsblätter" (Erfurt, Ohlenroth 1902) richtig hervorgehoben hat, daß Beethoven nicht nur als ein weltschaffender Gott, sondern auch als ein von jeder zeitlichen Gebundenheit gelöster Idealtypus des „Schöpfers" schlechthin dargestellt ist. Und das ist trotz allem, was Spießbürger- und Banausentum auch immer dagegen sagen mag, von Klinger nicht gesucht, sondern durchaus genial empfunden bezw. auf Grund von Beethovens musikalischen Schöpfungen durch den Bildhauer Klinger kongenial nachempfunden und mit feinem Material gestaltet worden.

Über dieses Material noch ein paar Worte. — Wie bekannt, spricht Max Klinger der Farbe in der Plastik große Bedeutung zu. Dieser Umstand hat bestimmend auf die Wahl der von Natur verschiedenfarbigen Marmorarten bei der Ausführung gewirkt: „Der tragende Stein ist wirr geaderter dunkelrotvioletter Marmor aus

*) Störend wirkt auf mich, daß der linke Flügel des Adlers durch ein Quermarmorstück mit dessen linkem Bein zur Stützung verbunden ist: war das unbedingt nötig?

den Pyrenäen; aus schwarzem, leicht weißgeadertem Pyrenäen-Marmor ist der Adler gemeißelt; der ganz eigenartige Thronsessel ist aus Bronze gegossen, die geschwungenen Armlehnen erglänzen in geglättetem Golde. Beethovens nackter Oberkörper ist aus weißem Marmor von Syra gebildet, über den Unterkörper und die Beine legt sich ein Gewand von braungelb gestreiftem, herrlichem Onyx, das aus einem einzigen mächtigen Block gewonnen wurde. Im Innern des hohen Sessels zieht sich am oberen Rande ein Fries von kostbaren Steinen hin. Blaue Opale, rote Achate, Jaspis, antike Glasflüsse und Goldplättchen sind zum kostbaren Bande vereint, dessen einzelne, flügelartig angeordnete Teile fünf Engelsköpfchen aus Elfenbein umgeben."

Diese Farbenzusammenstellung hat auf mich nicht den Eindruck einer byzantinischen Überladenheit, als welche sie getadelt ist, gemacht, vielmehr habe ich den Eindruck einer vollkommen in sich abgetönten harmonischen Farbensymphonie gewonnen, aus der der nackte Oberkörper Beethovens in weißem Marmor beherrschend hervortritt: der Gesamteindruck wird, wie Schumann sagt, und das ist auch meine Empfindung, durch die Stufenleiter von dem wirr geäderten dunklen Stein der Basis bis zu dem glänzend reinen Marmor des nackten Oberkörpers zu idealer Hoheit gesteigert.

Von großer symbolischer Bedeutung sind übrigens auch die Reliefs zu beiden Seiten und auf der Rücklehne des Thronsessels. Auf der linken Seite vom Beschauer aus sehen wir, wie Eva Adam den Apfel reicht, den dieser annimmt, womit also durch den verbotenen Genuß die Sünde in die Welt kommt; auf der rechten Seite vom Beschauer sehen wir Tantalus mit Anspannung aller Sehnen- und Muskelkraft einen Felsen hinanklimmen, um vergeblich nach den Früchten eines Baumes zu greifen, die ihm als ewig unerreichbar entweichen; ebenso vergeblich schöpft ein Tantalidenweib mit einer Schale vom rieselnden Quell: dies Relief stellt nach Schumanns Erklärung das ewig ungestillte Verlangen der Menschheit nach Genuß dar; es bildet eine sprechende Illustration zu dem faustischen Wort Goethes:

„Ich taumle von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde."

Auf der einen Seite haben wir also die biblisch-christliche Anschauung vom Sündenfall, auf der anderen Seite die griechisch-heidnische Anschauung der alten Welt vom carpe diem, d. h. genieße das Heut, ehe der bleich machende Tod kommt.

Beide Anschauungen werden ausgelöst durch das Relief auf der Rücklehne des Thrones: das Heidentum, das ohne Befriedigung fortgesetzt nach Genuß gestrebt hat, und der Sündenfall im Paradiese haben das Erscheinen Christi auf Erden ursächlich bedingt, der für die Sünde der Menschheit den Opfertod stirbt und somit zugleich das Heidentum überwindet: so zeigt uns also das dritte Relief Christus am Kreuze hängend zwischen den beiden Schächern: seine Mutter Maria steht weinend neben ihm, Maria Magdalena ist in stummem Schmerz vor dem Kreuz zu Boden gesunken; aus den Fluten des Meeres, über das die aufgehende Sonne ihre Strahlen sendet, taucht von einem Wassergeist aus der Tiefe auf einer Muschel hervorgehoben Venus empor, in ihrem Geleit befindet sich eine Nereïde; doch sie wird von dem Apostel Johannes, der auf einem ins Meer überspringenden Felsen steht, mit leidenschaftlichem Fluche in die Tiefen zurückgewiesen. Trefflich ist in der wildbewegten Gestalt des cholerischen Johannes der historisch gewordene fanatisch-unversöhnliche Zorn des Christentums der römischen Kaiserzeit gegen die Sinnenwelt des heidnischen (sog. klassischen) Altertums, welche in Venus personifiziert ist, charakterisiert. Die neue Sonne von Golgatha geht für die Erde auf... Einen ähnlichen Gedanken hat Klinger übrigens in seinem anderen großen Kunstwerk „Christus im Olymp“ dargestellt.

Nach alledem erscheint, wie Schumann sagt, Klingers Beethoven als der Heros, in dessen Schaffen sich hellenische und christliche Weltanschauung, Weltentsagung und stumpfes Dahinleben, Jagen nach Genuß und Innerlichkeit, aphrodisische Lust und welterlösendes Leiden verschmelzen und zu höherer künstlerischer Einheit verbinden.

Über das ganze Kunstwerk liegt eine echt deutsche Innerlichkeit und Vertiefung ausgebreitet und strahlt von ihm aus trotz der Symbolik und ganz im Gegensatz zu z. B. Rodins Victor Hugo-Denkmal mit seiner äußerlichen Theatralik, worauf auch Schumann

hinweist. So zeigt sich hier wieder einmal im Kunstschaffen der Gegensatz des germanisch-deutschen und des romanisch-französischen Wesens und Geistes.

# Vorwort

## zum Buch der Kindheit von Bogumil Goltz.

Wahre dir den Kindersinn,
Kindheit blüht in Liebe hin,
Kinderzeit ist heil'ge Zeit.
Heidenkindheit — Christenheit.
B. G.

Es klingt ein Ton durch unser Leben, so hehr und heilig wie Harfen- und Orgelton: es ist die Kindheit, die in der Seele des Menschen nachbebt, so lange er nicht ganz entartet ist, und auch der Bösewicht, der Räuber und Mörder gedenkt der Tage, die er im heiligen Frieden der Unschuld dahin lebte, der himmlischen Zeit, da noch die Mutterliebe seine Schritte behütete und eine unentweihte Natur ihn auf ihrem Fittich über den Schmutz und Brodem der Erdengemeinheit emportrug. Die verloren gegebene goldene Zeit weilet und bleibet auf Erden, so lange es noch Kinderengel gibt und große Menschen, die ihrer Unschuld Schöne im Herzen bewahrt haben.

O Kindheit, du süße Zeit, in dir ruht der Himmel auf Erden, denn die Kinder wohnen ja im Himmel und auf Erden zugleich, und mit den unsichtbaren Cherubsflügeln ihrer himmlisch gefeiten Einfalt und Einbildungskraft unterhalten sie für ihre Eltern, ihre Lehrer und alle erwachsenen Menschen, denen die Engelsflügel ausgefallen sind, die Verbindung zwischen dem Oben und Unten, den Verkehr zwischen Ewigkeit und irdischer Zeit.

O Herr meines Lebens, wie soll ich heute das heilige Morgenrot, die gottverhüllten Tage des ersten Kinderdaseins enthüllen! Noch schauern und sprossen sie in meiner Seele, aber vor dem grellen Licht einer Vernunftsonne, die mit keiner Nacht wechseln will, verlöschen die Sterne und Siriussonnen, die mit dem Morgenrot am Himmel der Kindheit stehen.

Werde ich nun wohl von dem Heiligtum den Vorhang heben dürfen, der es von der profanen Welt scheidet, und den der Pädagogenverstand mit seinen Zeichen und Mustern ohne Unterlaß überdruckt und überschreibt wie Palimpsesten?

Die Gegenwart will nur ihren Abgott, den Verstand, Rede gestellt wissen. Der Profanverstand ist aber nimmer die Seele, die im Kinde Gott und der Natur entgegenlebt, die in Kinderträumen zwischen Himmel und Erde spielt und im selbstgeschaffenen Paradiese weilen darf.

Der Verstand hat die endlichen Augenblicke der Seele in sinnliche Zeichen gebannt; aber es ist die Unendlichkeit, eine übersinnliche Naturliebe ist es, von der das Kinderdasein bewegt und um die Himmel getragen wird, wie Monde um die Planeten und die Planeten um die Sonne fliegen.

Leben kann man nicht sagen und nicht schreiben — Worte schwimmen der tiefsten Seele oben auf, wie Blei und Eisen auf flüssigem Gold.

Gleich wie die Blüten in Samen schießen und den Tod in ihm leiden, so verendet die Seele im Redeverstand. Wenn er die Worte macht, so hat er die Seele nicht bei sich, und wo wiederum viel Seele mit den Worten verkehren darf, da ist der Wortverstand in Gefahr und eine Kinderseele dennoch verduftet. Meine Seele schmachtet aber nach dem Blumenduft von Kinderseelen, nach dem heilkräftigen Balsamharz der Frühlingsknospen der Kindheit! Ach! den Blütenäther vom Gewächse der Menschheit möchte ich in Worte des Lebens wandeln, wie Christi Blut möchte ich ihn in einem heiligen Abendmahl trinken und der Menschheit zu trinken geben. Aber ich fühle mich keinen Priester und keinen Propheten, — nur die Kindheit bewahr' ich in meinem Gewissen, und so mag sie denn aus mir weissagen, was sie von Eden weiß;

denn des Wissens im unheiligen Weltverstande ist kein Ende, in dieser entweihten und entweihenden Zeit.

O! Zeit von gestern und heute, ist dir die alte Zeit und Herrlichkeit eine Fabel, dünkt sie deinem lichttrunkenen Blicken eine Mutter so dunkeler Abkunft, daß sie von deiner Aufgeklärtheit, deinem Weltbürgerstolz, deinem Vernunftshochmut in Wissensdünkel und in schnöder Epigonenscham verleugnet wird, so wisse, daß auch du nur eine Welle im Strom der Zeit bist, die ins Meer der Ewigkeit rinnen!

O Menschenkind, gedenke der Kindheit und der Väter Zeit, die deiner Kindheit Blüten zeitigte; beherzige sie, diese heilige Zeit, bewege die Heimat, die Elternliebe, den Unschuldfrieden in der Seele von sonst, daß auch den ältesten Herzenserinnerungen sich ein Gemüt erbaue, und eine Ewigkeit in der Zeit, eine Gegenwart, die in die Menschenvergangenheit ihre Wurzeln treibt und in die Zukunften Gottes ihre Wipfel.

So eint ja der Baum die Elemente Himmels und der Erden; Staub und Äther mischen sich in seinem Saft, das Licht des Himmels und des Erdenschoßes Nacht. Seine Wurzeln werden von denselben Wassern getränkt, welche aus den Wolken auf seine Blätter und Zweige herniedertauen. In der Erde um den Baumstamm hält der Wurm den Winterschlaf, und in den grünen Wipfeln nisten die Vögel des Himmels. Über der Krone verrinnen die Tages- und Jahreszeiten, verrauschen die Jahrzehende und Jahrhunderte, flutet ein Jahrtausend hinweg, wenn der Baum eine nordische Eiche ist. Und dennoch zählt auch die tausendjährige Eiche ein jegliches Jahr ihres Wachstums zu den andern, und der jüngste, der letzte Jahrring schließt noch sichtbar den ältesten ein; so gibt es ein derbes, ein eichenfestes Holz und einen eichenen Sarg in die Erde.

Als ich noch ein Knabe war, las ich mit immer erneuerter Andacht und mit einem unaussprechlichen Gefühl von Leben und Tod, von Zukunft und Vergangenheit die Inschrift auf dem in Stein gehauenen Grabmal der Grafen von der Gröben, außen an der schönen Domkirche zu Marienwerder. Unter der auf dem

Sterbelager ausgestreckten halbgeharnischten Gestalt des alten Grafen stehen die Bibelworte:

„Kurz und böse war die Zeit meines Lebens, und reichet nicht an die Zeit meiner Väter in ihrer Wallfahrt.“

Vorwärts heißt heute die Parole — meine rückblickende Ansicht ist aber diese:

Wenn es nicht der angeborene Profansinn in den Massen, wenn es nicht die immer mehr zunehmende Flachheit und Gemütlosigkeit wäre, welche der Weltpolitik dieser Tage so sympathetisch in die Hände arbeiten, so würden die Leute sich von alle dem Welt- und Staatsverstande ein wenig zu erholen und einen Punkt der Ruhe in dem rastlosen Vorwärts zu gewinnen trachten, so würden sie gerne einen Augenblick in den Mittelpunkt ihres natürlichen Daseins, in ihre Kindheit zurückfallen. Es ist ihnen aber vielmehr ein Stein vom Herzen gefallen, daß sie die Kindheit zugleich mit den Kindereien losgeworden sind, denn der Weltverstand hat dergleichen von Anbeginn für Synonyma deklariert.

Es ist ein neuer Morgen angebrochen, ich bezweifle es nicht und will den jungen Glauben nicht mit dem alten Spruch bemakeln. „daß man den Tag nicht vor dem Abend loben soll.“ Warum darf man denn aber am frühen Morgen nicht einen kurzen und kinderseligen Traum haben, falls man ein träumerischer und kein sonderlich politischer Mensch ist? Und wäre denn die Traumpoesie weniger in ihrem Rechte auf Erden, als die Politik? Und der Idealismus des Herzens weniger ein Lebensfaktor, als der Realismus einer Vernunft, die mehr der Schule und dem Weltverstande, als der Weltliebe eines großen Gemütes entstammt!?

„Die alte Zeit ist zu Rande und mit dem neuen Dasein auch eine neue Kindheit gegeben,“ meinen die Leute; so kann es denn für diese Modernen und für die Pädagogen vom neuen Styl wenigstens ein antiquarisches Interesse haben, einen Blick in die Kindheit aus alter Zeit tun.

Auch im bloßen Nachhall ist die Kindheit ein Bad der Wiedergeburt, eine Erneuerung der poetischen und sittlichen Menschen zugleich. Wer die Kindheit im Herzen wiederholt und bewahrt, der

befestigt und orientiert sich in der Grundveste der Menschennatur, im idyllischen und himmlischen Zeitalter seines Lebens.

O Menschheit, zeuge nicht wider deinen Ursprung; denn aller Anfang ist heilig und in Gott, heilig die Kinderzeit, und heilig die Zeit unserer Väter!

Thorn an der Weichsel in Westpreußen 1847.

(Aus „Buch der Kindheit" von B. Goltz, 4. Auflage, Berlin, Otto Janke.)

# Aus „Giordano Bruno".

Tragödie von Otto Borngräber.

Leipzig, Eugen Diedrichs, 1901, 2. veränderte Auflage.*)

## Fünfter Akt.

### Zweite Scene.

Brunos Kerker in Rom. Im Hintergrunde ein Pförtchen zur Zelle des Kerkermeisters. An der einen Wand ein Kruzifix, an der andern, hoch oben, ein kleines, vergittertes Fenster, durch welches ein kleines Stück des Sternhimmels hereinbricht. Mitternacht. Ein spärliches Licht erhellt teilweis den engen Raum. Nur ein Schemel und am Boden ein dürftiges Lager. Todesstimmung.

Bruno auf dem Lager in Ketten. Das Licht, in seiner unmittelbarer Nähe, macht seine Miene kenntlich.

Bruno (rüttelt an den Ketten und seufzt tief auf).

In Ketten!
Weil ich die Welt von ihren Ketten wollt' —
Befrei'n! —

(Der Kerkermeister tritt ein und nähert sich teilnahmvoll, mit einem dicken Buche.)

*) Mit Genehmigung des Autors und des Verlegers.

Kerkermeister.

Ihr, Armer, seufzt und brütet vor euch hin;
Nah geht mir euer Weh, möcht' gern es lindern.
Seht, als ihr noch die größ're Zelle hattet,
Kurz vor euch, lag in diesem selben Kerker
Ein lutherischer Ketzer; unterm Stroh
Verbarg er dieses Buch; und alle Mal,
Wenn ihn die Ketten quälten und er las
In diesem Buch, so ward er stillergeben. —
Ihr seid gelehrt und könnt es sicher lesen;
Vielleicht kann es euch trösten. —

Bruno (nimmt das Buch hin).

Dank dir, Freund. —
(Für sich.)
Hm! eine Lutherbibel.

Kerkermeister.

Hört mich weiter!
Oft wenn er las, ward dieser Mann so froh!
Fing selbst an, mich hinwegzutrösten über
Den Schmerz des Lebens, den ja jeder spürt.
Ja, dieser Mann, dem Tod verfallen, machte
Mein Leben glücklich! (Immer fröhlicher.) Hat in seinen Ketten
Mich, seinen Kerkermeister . . . (Er stockt.)

Bruno.

Weiter, Freund,
Ich hör' dich gern.

Kerkermeister.

Verschweigt ihr mein Geheimnis?

Bruno.
Ich gleiche dem Grab; schon jetzt.

Kerkermeister.

Er hat . . . hat mich —
Bekehrt! Ich bin ein Christ! ein Protestant!

Bruno (freundlich).
Dacht' mir's.

Kerkermeister (glücklich).
Auch ihr?

Bruno (ernst).
Man würde mich so nicht nennen.

Kerkermeister.
Dann kommt zu uns! Ihr findet, was ihr sucht!
Und werdet glücklich!

Bruno (wehmütig vor sich hin lächelnd).
Glücklich. — Aber sprich:
Wie ist dir dies an diesem Orte möglich?

Kerkermeister (etwas verlegen).
Ich füge mich — zum Schein.

Bruno (überlegend).
Zum Schein. — Doch sprich:
Ist's deinem Herzen möglich?

Kerkermeister.
Mich zwingt Not.
Und mich hat Gott an diesen Ort gestellt;
Glück ist es mir, Gleichglaubende zu trösten
Und andre, die uns nah —, heranzurufen.
Drum bracht' ich euch — dies Buch.
(Er entfernt sich in seine Zelle.)

Bruno.
Seltsam! Seltsam! —
(Er blättert.)
Ein Lesezeichen mit dem Kreuz? — (Mit gewisser Empörtheit.)
Verfolgst
Du mich bis in den Tod?! — (Er liest mit sinnendem Ernst.)
„Wir aber warten
Eines neuen Himmels und einer neuen Erde, — —
Wo die Gerechtigkeit wohnt. — — Himmel und Erde,
Ich brachte sie! — Wann kommst du, Gerechtigkeit?! —
(Vor sich hin sinnend.)
Eines neuen Himmels und einer neuen Erde. —
(Er schüttelt das Haupt, blättert wieder und liest.)

„Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig
Und beladen seid, ich will euch erquicken“ — hm!
Alt' Buch, hast doch wohl schon manch' Herz erfreut. —
(Sich reckend.)
Indes der Edle schöpft aus seiner eignen Seele
Urewigem Born! —
(Er legt die Bibel beiseit, dann wieder mit wehmütigem Blick auf dieselbe.)
Und doch! — es war so schön! —
O gute Mutter! —
Da du des Kindes stillem Lauscheohr
Die lieblichen Geschichten all' erzähltest
Und schöne Bilder in die Seele maltest! — (Er kniet nieder.)
O Mutter! was sagst du zu deinem Kind? —
Ich weiß es nicht. Ich aber muß ihr sagen:
Dein Kind — es mußte ja zum Manne reifen, (sich innerlich erhebend)
So wie zur Mannheit einst die Menschheit reift!
(Er versinkt wieder in Wehmut, plötzlich aber bäumt er sich auf.)
Zurück, Gefühl! Hier — dämme dich Verstand! —
Und doch! was zieht mit liebender Gewalt
Mich wieder, immer wieder an dies Buch? —
(Er nimmt die Bibel wieder zur Hand und vertieft sich, darauf sinnend.)
Er spricht zuweilen wunderwahre Worte . . .
(Der Kerkermeister stürzt freudig herein und löst Brunos Ketten.)

Kerkermeister.
Frisch auf! Erlösung! alles dürft ihr hoffen!
Der Großinquisitor selbst . . .!
(Indes ist Kardinal Großinquisitor Bellarmin bereits eingetreten, der Kerkermeister tritt nach Lösung der Ketten zur Seite. Bruno hocherstaunt, Kardinal Bellarmin, überaus herablassend, nötigt ihn, daß er sitzen bleibe.)

Großinquisitor Bellarmin (etwas süßlich).
Bruder Giordano!
Du siehst, wie wieder wir und immer wieder
In Liebe uns zu dir herniederneigen,
Nun ich mich selbst, in rauher Mitternacht
In deinen kalten Kerker herbegebe,
Nur, um vom Tode dich zum schönen Leben,

Zum ewigen vom ew'gen Tod zu retten.
Und heute, in der heil'gen Neujahrsnacht,
Da sich Jahrhundert zu Jahrhundert wendet,
Heut' wende nun auch du dein hartes Herz!
Kehr' wieder in den Schoß der suchenden Mutter!
Zurück zum schönen Leben!

Bruno (wehmütig, träumerisch).
. . . schönen Leben . . .! — (Gefestigt, doch nicht unsanft.)
Macht's kurz. —

Bellarmin.
— Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde —
Sag', glaubst du das?

Bruno (fast kindlich).
Sagt mir: was heißt „am Anfang"? —

Bellarmin (nach einigem verdrießlichem Kopfwiegen, kurz).
So sag' mir dies: was dünket dich von Christo?
Wes Sohn ist er?

Bruno.
Er nennt sich „Menschensohn".

Bellarmin (erregt).
Jedoch auch Gottes!

Bruno (immer ruhig).
Weil der Mensch aus Gott.

Bellarmin (immer erregter).
So meint's die Kirche nicht!

Bruno (schneidend).
Ihr fragt nach Christus.
Was tut's, wenn sich ein Strahl von seinem reinern Geiste
Im Hirn der tausend Theologen brach
Zu einem trüben und verzerrten Bilde?

Bellarmin (erbittert).
Auch Christus glaubte mehr sich als die Menschen!

Bruno (sehr fest).
Er — war es auch. Dies glaub' ich auch von mir.

Bellarmin (sehr empört).
Dich glaubte und die Welt durchs Blut er zu erlösen!

Bruno.
Und glaubte er's, so war's ein stolzer Wahn!
Vererbter jüdischer Messiaswahn!
Dann — starb er recht; — und weil die Welt es glaubte,
Sich drauf verließ, so ward sie träg' und schwach!
Der Starke löst sich selbst von seiner Schwäche.

(Der Kerkermeister ist bei diesen Worten zusammengeschauert.)

Bellarmin (mit Entrüstung, bitter).
's ist gut! Ich seh's: Du bist ein starker Stamm!
Der nicht zu fällen ist! — und (rachestolz) doch zerfällt
Zu einem kleinen Häuflein — (giftig wegwerfend) glimmender Asche!
(Er tut, als ob er gehen wollte, beobachtend aber lauernd, im Gefühl des Triumphes, die Wirkung.)

Bruno (steht auf, hehr und ruhig).
Und aus der Asche steigt mein Phönix auf.

(Bellarmin knickt innerlich zusammen.)

Bellarmin (in sich hinein).
Auf diese Art ist ihm nicht beizukommen.

(An der Pforte wendet er sich, kurz hinwerfend.)

Glaubst du den heil'gen Geist?

Bruno.
Ob ich ihn glaube?
Ich fühl' ihn in mir!

Bellarmin (tritt wieder einen Schritt näher).
Ich versteh' dich nicht.

Bruno.
Sagt, Vater, Sohn und Geist, sind sie nicht eins?
In diesem leben, weben und wesen wir.

Bellarmin (nähert sich immer mehr).
Das lass' ich gelten. (Fast bettelnd.) Sprich, — du schätzst die Kirche?!

**Bruno.**
Ein Schlafgift, wenn sie schlecht, doch wenn sie gut,
Fürs Volk ein führender Ariadnefaden,
Es leichter durch des Daseins Labyrinth zu leiten.

**Bellarmin.** Sehr schön. — (Wie beiläufig.) Fürs Volk?

**Bruno.**
Ja, — das allein zu hilflos.

**Bellarmin** (triumphierend).
Bedenk'! auch Theseus brauchte dieses Fadens!

**Bruno** (lächelnd).
Ganz recht; ich aber brauche seiner nicht.

**Bellarmin** (erzwungen freundlich).
Du bist nun doch ein eigenart'ger Geist
Und nicht zu ändern. Freund, — ich will's auch nicht.
Ja, Seine Heiligkeit, der große Papst,
Schätzt deine Eigenart und läßt sie gelten.
Drum magst du immerhin bei ihr verbleiben,
Bei allem, was als Wahrheit du erkannt —
Nur nicht vorm Volk! Vorm Volke steh' zu uns!
Zu unsrer Wahrheit! — unserm Recht! Versprich mir's!
Und ich verspreche dir — (groß) den Kardinalshut!

**Bruno** (hat ihn mit Mühe ausreden lassen, springt entrüstet auf).
Ihr Heuchler! Also das ist eure Wahrheit?!
Von jener Wahrheit habt ihr nichts verspürt,
Davon das Herz voll und der Mund geht über! —
(Ihm empört die Bibel entgegenhaltend.)
Kennt ihr dies Buch? — Ja, ihr erschreckt mit Recht,
Denn euer „Meister" spricht darin: „Wer aus
Der Wahrheit ist, der höret meine Stimme!
(Mit Nachdruck gegen Bellarmin.)
Ihr seid nicht aus der Wahrheit!" — In der Tat,
Ihr habt ja gar kein Recht auf diesen Mann!
Er lebte doch der Wahrheit, die ihr kreuzigt!
Mit diesem Manne habt ihr nichts gemein

Als euren Namen! und jetzt sprecht: Worauf
Fußt eigentlich denn nun noch euer „Recht“? —

(Der Kerkermeister ist Bruno mit wachsender Freude gefolgt. Bellarmin weiß vor Wut und Bestürzung nichts zu sagen und will hinaus, Bruno vertritt ihm den Weg.)

(Fortsetzung folgt.)

# Prometheus.

Tragödie von Paul Friedrich.

## Zweite Scene.

Auf dem Gipfel des Olymp. (Ideal gedacht.) Zeus ruht auf einem Thronsessel, an dem symbolische Adler angebracht sind. Auf einem goldenen Dreifuß neben ihm: das ewige Feuer. Um ihn her Morgennebel, die während des Folgenden die aufgehende Sonne durchbricht.

Zeus:

Es ist erreicht. Zwar muß ich mir's gesteh'n:
Prometheus war ein Mittel guter Art.
Man zwingt doch eher schlau als rücksichtslos.
Der rote Faden, der mich führte, war
Verrat durch einen aus des Feindes Sippe. —
Nun bist du ruhig, wildes Götterherz!
Gefesselt liegt in ihrer schweren Fülle
Allmutter Gäa und ihr stolzer Nachwuchs
Ist machtlos wie ihr treuer Ouranos. —
Wie schädlich ist doch allzugroße Liebe
Dem Völkerhirten. Wohl, die Liebe lieb' ich
Am Liebesgott, am Jüngling, der noch pflichtlos.
Hier auf dem Thron ist sie ein Krebsgeschwür,
Eiternder Aussatz, der gefährlich ist.
Er hätt' es denken sollen und war blind.
Der Überwund'ne wird dem Schicksal fluchen,
Warum? Weil es zu klug, um blöd zu sein,
Ihm nicht vergönnte, ewig Gott zu spielen.

Er klagt, er schilt es hart und roh und feil.
Ja, hart ist es und grausam mag er's nennen,
Doch willkürlich und rechtlos ist es nicht.
Es ist dazu erschaffen, daß der Staub
Das Wahre lernt vom Falschen unterscheiden.
Mag Hohlheit noch so vielen Schein sich borgen,
Das Schicksal äugt mit seinem Adlerblick
Die Schwäche durch den Mantel und es stößt
Flugs auf das Herz und reißt den Flitter ab.
Was er besitzt, das weiß der Mensch so gut,
Wie der, der über ihm als Richter thront.
Es weiß der Gott wohl, wo er sterblich ist.
Drum sucht er es auch allen zu verbergen
Und hüllt sich in ein unsichtbares Kleid.
Wir alle kämpfen gegen unser Schicksal.
Das ist der Lebensodem, der uns schafft,
Der Leben macht, weil er die Ruhe haßt
Und doch nach Ruhe strebt. Es ist erreicht. —
Erworben ist nun alles, alles mein;
Nun kommt der größ're Kampf, es zu behaupten.
Ich weiß es wohl, auf Lorbeer'n auszuruh'n
Dünkt töricht mir, denn ewig strebt der Mensch
Sich zu befrei'n von dem, was ihn beherrscht,
Selbst wenn's ihm nützlich ist. Sie sollen nicht
Den Frieden meiner Herrschaft mir zerstören.
Damit ich lebe, töt' ich sie. Vernichte
Dies Zwittervolk, und mit Pygmalions Söhnen
Sei auch Prometh dem Untergang geweiht!
Doch ich bin müd' von meinem Riesenwerk
Und eine kurze Ruhe scheint mir gut.
Gestärkt führ' ich das Künft'ge besser aus
Und Kräfte sammeln gilt's: denn es wird — schwer.

— — — — — — — — — — — — — —

(Langsam entschläft er. Während des Folgenden zerteilen sich die allmählich rot und röter werdenden Wolken und Dünste, und bei den Worten: „Nur Helios" zc. taucht die Sonne als großer feuergoldener Weltball auf.)

**Prometheus** (erscheint auf der Höhe und schreitet vorsichtig durch den Wolkennebel näher. Sobald er Zeus erblickt, bleibt er einen Augenblick erschrocken stehen):

Er hier? Doch, ha, er schläft in sich'rer Ruh'
Und wähnt sich nun geborgen, weil er Gott ist.
Sein Unheil ist's, daß er mich noch nicht fing
Wie meine Brüder, denn solang ich lebe,
So lange hört der Kampf gewiß nicht auf.
Nur munter, Morpheus, gaukle ihm vereint
Mit Hypnos bunte Götterbilder vor:
Zeig' ihm mein Bild, wie es auf Knieen liegt
Und wimmernd um den Todesstoß ihn bettelt,
Zeig' ihm die Menschheit unter Ketten seufzend. —
O wundervolle Zeit der frischen Kühle!
Des Morgens herber Odem lullt so sanft
Mit seinem Wiegenlied die Götter ein.
Nur Helios, der Sonnenjüngling, wacht,
Schon treibt er jauchzend unter Sphärenklingen
Das Lichtgespann am Horizont herauf,
Indessen Eos ihren Purpurschleier
Schamhaft zusammenfaltend abwärts eilt.

(Von der überwältigenden Macht der Umgebung und seiner Situation berauscht, spricht **Prometheus** im gesteigertsten Selbstgefühl nach der Sonne zugewendet):

Menschheit, hier stehe ich als dein Vertreter
Auf Götterboden und in Seligkeit
Jubl' ich dir zu: Das ew'ge Licht ist dein!!
Entbrenne es im sanften, milden Strahl,
Entfache es zu segensreichem Wirken
In deinen Hütten und auf deinen Herden!
Als Fackel der Erkenntnis leuchte dir's
Und weise dir die unbegriff'ne Kraft.
Der Berge Schacht erhelle dir sein Glanz,
Und während scheu die Nebelbilder weichen,
Die deine Furcht vor Unbekanntem schuf,
Sieh dort noch jungfräulich im dunklen Fels
Das rote Gold, das grün und blaue Feuer

Der Edelsteine dir Verheißung leuchten.
Der Schoß des Meeres öffne sich dem Blick
Der noch des Sehens ungewohnten Augen.
Und tiefster Purpur prächtiger Korallen,
Der Perle weißer Silberschmelz entzücke
Dich, daß du Amphitrites blaues Auge
Bewundernd schau'nd, den Widerschein vergißt
Des Himmels, der sich über dir dahinwölbt. —
Doch wie? Was schwatz' ich da? Jetzt ist nicht Zeit
Zum Denken. Noch ist nicht das Licht geraubt!

(Er hält den Fenchelstab, den er bis jetzt in seinem Fellgewand verborgen hatte, rasch in die Flamme. Sobald er ihn zurückzieht, sieht man aus der Höhlung wie aus einer Röhre das Feuer leuchten.)

Hinein in den gehöhlten Fenchel, Feuer!
Hei, wie es glimmt!

(Wirft einen Blick auf den schlafenden Gott. Dann begeistert im Abgehen):

Nun schnell davon, den Menschen es gebracht!
Ruf' er in seiner Wut das Chaos wieder —
Vergebens ist's, auf ewig weicht die Nacht,
Und wenn sie naht, dann brennen wir sie nieder!!!

(Er eilt ab.)

---

Ende der zweiten Scene.

# Napoleon.

Heroische Trilogie.

Mit einem Vorwort.

Berlin 1902. Otto Janke. Mk. 1.50, eleg. gebd. 2.—.

Teil I und III unter der Ägide der Berliner Freien Studentenschaft am 24. März 1901 vorgetragen von Gustav Kober im Berliner Architektenhaus.

---

## Urteile der Presse:

Fritz Lienhard: Ihren „Napoleon" las ich mit großer Freude, obzwar mich das Ganze etwas skizzenhaft anmutet. Die Szenen mit Napoleon selber, und speziell dieser, sind vortrefflich, ja gehören zum Besten dieser Art. Freilich: von der Bühnenwirkung und der durchdringenden Kraft des so breiten und hier so rasch erledigten, so zusammengedrängten Stoffes bin ich nicht ganz überzeugt. Wohl aber von Ihrem dramatischen Talent. Nur mutig vorwärts!

Leo Berg: Was die Napoleon-Dramen anbetrifft, so halte ich sie zwar für nnzulänglich, sehe aber ausgesprochenes dramatisches Talent darin. In den Jahren macht man gewöhnlich gleich zwei Fehler auf einmal: erstens ist man noch zu chaotisch, und dann vergreift man sich gleich an den höchsten Problemen. Aber eben das nimmt mich für ihn ein. Mich interessiert in den Stücken das lebhafte dramatische Tempo und die noch unbeherrschte Leidenschaft.

„Freiburger Zeitung": Friedrich zeigt sich in dieser Trilogie als ein beachtenswerter Dramatiker. Mit gutem Griff hat er Situationen erfaßt, die die Person des Helden in mannigfaltigstem Licht und immer als den Größten seiner Umgebung erscheinen lassen. Der Charakter Napoleons ist wohl kraftvoller gedacht, als dargestellt . . . Anderseits erzielt der Dichter durch lebhaft geführte Handlung, die sich um den Korsen in ursächlichem Zusammenhang dreht, oft bedeutende Wirkungen.

„Pommersche Reichspost": Die Trilogie zeigt uns den gewaltigen Korsen zu der Zeit, da sein Stern im Niedergang war, wie er von Fontainebleau aus in die Verbannung nach Elba ging, dann dort seine Rückkehr nach Frankreich vorbereitete, und wie er in der zweiten Verbannung auf St. Helena sein Leben beendet. Wir haben die Trilogie mit steigendem Interesse gelesen und können dem Autor nur wünschen, daß sie trotz seiner Zweifel von einer guten Bühne zur Aufführung gebracht wird.

---

Verantwortliche Schriftleitung: Curt L. Walter, Deutsch-Wilmersdorf b. Berlin, Pfalzburgerstr. 26a.
Druck von E. Pierson's Verlag (R. Lincke), Dresden.

# Hochland

## Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur

Herausgeber:

**Paul Friedrich und Curt L. Walter.**

**Drittes Heft.**

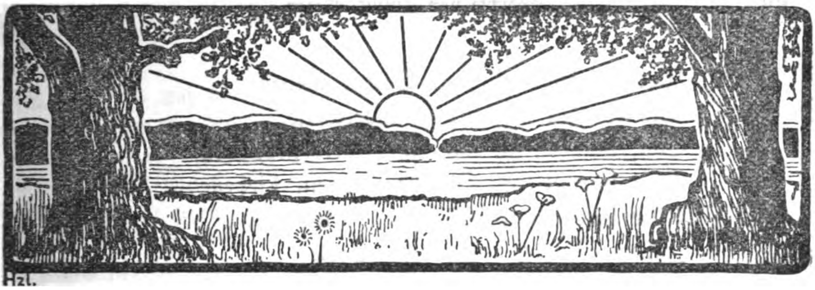
**Inhalt:**



Dresden
E. Pierson's Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler)
1903.



Preis 25 Pf.





# Hochland.

**Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur.**

Herausgeber: **Paul Friedrich** und **Curt L. Walter.**

**1903.** Heft 5.

Preis der Einzelnummer: 25 Pf. Jahresabonnement (12 Hefte): 8 Mk. (bei freier Zustellung).


Motto: All diese blassen, nervösen Modernen haben nicht genügend physische Stütze in sich selbst; der Glaube, daß höchst reizbare Nerven zum Schaffen nötig sind, ist ihnen eine so willkommene Ausrede, daß sie aus der Not eine Tugend machten. Die Ausrede ist ja auch stichhaltig, nur ihre Grundannahme ist falsch; die erhöhte Empfänglichkeit des Nervensystems eines künstlerisch Schaffenden darf sicherlich nicht auf einer krankhaften Reizbarkeit beruhen, sondern auf einer Fülle gesteigerter Gesundheit.

Johannes Brahms.

## Julius Mosen.

Von Paul Friedrich.

Glockenläuten aus verschneiten Weiten,
Winternacht im deutschen Fichtenwalde,
Über weltvergessner, schneeiger Halde
Klingen traumverlorne Seligkeiten.
Märchentraute, längstverklungne Lieder,
Die des Herzens harte Ketten sprengen,
Die ins Auge heiße Tränen drängen
Klingen tief aus alten Zeiten wieder.
Und es ist ein seltsam Auferstehen:
Längstbegrabenen Erinnerungen
Löst des Liedes Zaubermacht die Zungen,

Weiße Hände winken, Tücher wehen
Und es tönt die alte Wunderweise,
Tönt von allem, was uns wert geblieben,
Tönt von erstem Glauben, erstem Lieben . . .
Aber leise, kindheitsselig . . . leise . . .
Julius Mosen, deine reine Seele
Hat das Volk, für das du sangst, vergessen . . .
Wüßte es, was es in dir besessen,
Sühnen würd' es, müßt' es seine Fehle.
Müßte, ohne dich in Stein zu hau'n,
Eine Sühne deiner heiligen Schmerzen,
Als der Besten Reinstem tief im Herzen
Dir das einzig würdige Denkmal bau'n.

# Gedichte von Julius Mosen.*)

Geb. am 8. Juli 1803.

Als ich mich zur Neuherausgabe der mir seit lange liebgewordenen Gedichte Julius Mosens entschloß, war die Zeit diesem Versuche nicht allzu günstig und der Sänger schlief den bittern Schlaf der Vergessenen. Trotzdem sagte mir mein Gefühl, daß der Tag für das neue Verständnis dieses urdeutschen, urinnigen, urehrlichen Dichters nicht mehr fern sein könne und mein Verleger teilte diesen Glauben. Jetzt hoffe ich, sind wir nach der öden Herrschaft eines mondsüchtigen Ästhetentums reif, um uns von dem rauhen Hochlandwind dieses Naturkindes durchbrausen und durchschütteln zu lassen. Eine würzige Tannen- und Fichtenluft reinigt uns und fegt unendlich viel Ballast fort, den uns die Zeit, das Trödelweib, aufgeschwatzt hat. Obgleich Mosen Romantiker von Haus aus war, blieb er doch nicht in dem Märchenwald der Eichendorff und Heine gefangen. Er hörte den gewaltigen Pulsschlag einer neuen Zeit, wo große nationale Träume in Erfüllung gehen sollten und so wurde er Sänger der Einheitssehnsucht. Aber er blieb davon frei, im Strom des zeitgeschichtlichen Lebens unterzutauchen und so ist er auch heut noch ein treuer Ekkehart, der zu einer schweren, zu einer inneren Einheit mahnt. Seid einig,

*) Aus: Gedichte von Julius Mosen. Herausgegeb. von Paul Friedrich. Halle a. S., Otto Hendel. Bibliothek der Gesamtliteratur. Eleg. geb. mit Goldschnitt Mark 1.50.

einig, einig! — Und wenn er auch eine selten keusche, volksliedmäßige Innigkeit besitzt, die einen Vergleich mit Robert Schumann, dem deutschen Herzenszauberer, nahelegt, so ist er doch etwas, was heute wenig Künstler von sich rühmen können: Mann. Immer wieder ruft er auf, vom Kinder- und Weibertand zu lassen, ein herrlicher Streiter gegen den materialistischen Weiberkult der Großstadt. So steht er vor uns eine treue, grüne Tanne im deutschen Heimatwald, frei, groß und wurzeltief seinem schönen Wahlspruch getreu:

Der Dichter wurzle tief in seinem Volke
Und steig' empor frisch wie ein Tannenbaum,
Mag er dann brausen mit der Wetterwolke
Und auch sich wiegen in des Lenzes Traum;
Denn mit dem Weltgeist eins in jeder Regung
Fühl' er des Daseins leiseste Bewegung!

Paul Friedrich.

---

## Der eiserne Heinrich.

Ich weiß von alter Sage,
Von einem treuen Mann,
Ich weiß von seiner Klage —
Ein Grauen kommt mir an.

Er trägt drei Eisenringe,
Drei Ringe um das Herz,
Damit es nicht zerspringe
Vor allzuschwerem Schmerz.

Das Herz in Eisenbinden,
Irrt er umher im Land,
Er sucht und kann nicht finden
Das alte Vaterland —

Wohl in drei Eisenbändern,
Die halten allzugleich,
Und doch ist nicht zu ändern
Sein Leid ums Deutsche Reich.

Er trägt drei Eisenklammern
Um seine Brust herum,
Daß sie nicht springt vor Jammern
Um altes Heldentum.

5*

Das Herz in Eisenreifen,
Das immer heimlich kracht,
Sieht man ihn traurig schweifen
Im Herbst in stiller Nacht.

O, laß dein Herz zerspringen,
Du Mann voll Gram und Leid!
Dein wildes Herz zerspringen
Zu dieser bösen Zeit!

## Zuruf.

Was grämest du dich, mein Gemüte,
Daß dir ein Saitenspiel zersprang,
Und daß vorbei die Rosenblüte
Und der Schalmeien Maienklang?
Das eigne Herz muß sich der Mann bezwingen,
Will er das Höchste und sich selbst erringen; —
Das Haupt empor.

Noch wölbet sich der Himmel oben,
Noch braust das Meer in Wogen auf,
Noch hängt die Welt in ihren Kloben,
Noch gehet alles seinen Lauf;
Und schlügest du darein mit Donnerkeilen,
Nicht eine Stunde würde schneller eilen; —
Sei unverzagt!

Hinaus, das harte Leben zu erstreiten!
Abgründe stürzen sich in deinen Weg;
Bist du ein Mann, so lerne vorwärts schreiten!
Scheu' nicht die Drachenbrut auf schmalem Steg!
Es schiert kein Teufel sich um deine Zähren,
Zwei Fäuste hast du, um dich selbst zu wehren; —
Brich deine Bahn;

Mit deinem Herzen laß nicht spielen,
Reiß' los das Kind vom Weibertand,
Lehr' frei zu dieser Zeit es fühlen
Und schlagen für das Vaterland!
Es schreit zu dir — und hörst du nicht sein Jammern?
Es will sich ganz um deine Seele klammern; —
  Treu bis zum Tod!

Stehst du zum deutschen Sängerorden,
Denk' nicht an Lohn und Lorbeerkron'!
Das Vaterland ist Bettler worden,
Was fordert noch des Bettlers Sohn?
Er heischt ein Schwert und todestiefe Wunden,
Die sind ja bald in seinem Dienst gefunden; —
  Nur kühn voran!

Die Freiheit schenkt nicht goldne Ketten,
Das Vaterland nicht Hof und Haus, —
Lern' auf die Erde dich zu betten
Unter Gottes Himmel hinaus!
Kannst unters Haupt dir mit den Händen greifen,
Und laß vom Sturm ein Wiegenlied dir pfeifen —
  Stark, starr und stolz!

## Der träumende See.

Der See ruht tief im blauen Traum,
Von Wasserblumen zugedeckt;
Ihr Vöglein hoch im Fichtenbaum,
Daß ihr mir nicht den Schläfer weckt!

Doch leise weht das Schilf und wiegt
Das Haupt mit leichtem Sinn;
Ein blauer Falter aber fliegt
Darüber einsam hin!

## Gruß an Jena.

1858.

Ich kann nicht heute bei euch weilen
In Jena an der Saale Strand,
Nicht Freuden der Erinnrung teilen
Und drücken eure Bruderhand.

Denn mir sind ja zu allen Stunden
In Qualen und Schmerzen die Glieder gebunden.
Doch will ich, wenn die deutschen Fahnen wehn,
Im Geist in eurer Mitte stehn.

Ich bringe einen Becher voll von Wein,
Fällt auch eine helle Träne hinein —
Ich bring' ihn euch, die im Hassen und Lieben
Dem Ideal ihrer Jugend treu geblieben.

Und abermals will ich den Becher heben:
Jena, die alte Musenstadt, soll leben!
Doch stets voran in schöner Kraft und Tugend
Die deutsche Hoffnung: Die deutsche Jugend!

# Julius Mosen in seinen Beziehungen zu Karl Immermann.

Für die Bedeutung meines Vaters als dramatischer Dichter und Dramaturg sind die folgenden Auszüge aus zwei seiner Briefe an Adolf Stahr auch für weitere Kreise von um so größerem Interesse, als zwischen dem dramaturgischen Wirken Immermanns und meines Vaters manchmal schiefe Vergleiche angestellt worden sind, deren Unhaltbarkeit sich aus diesen Mitteilungen leicht ergibt. Denn aus ihnen erhellt, daß Julius Mosen für Karl Immermann zwar die größte Verehrung im Herzen trug, doch fern davon war, dessen Nachahmer als Bühnenleiter sein zu wollen.

Reinhard Mosen.

„Abends am 15. April 1843" schrieb Julius Mosen in Dresden an Adolf Stahr, damals Professor und Konrektor am Groß-

herzoglichen Gymnasium in Oldenburg, der mit wärmstem Eifer für die Berufung seines Freundes als Dramaturg an das Oldenburger Hoftheater tätig war:

— — „Ich habe mich ungemein gestärkt in meinen Ansichten oder Überzeugungen vom neuen Lebensprinzip der Tragödie, seitdem ich in den Memorabilien (zweiter Teil) von Immermann in diesen Tagen gefunden habe, daß er durch die Bühnenpraxis auf dieselben Gedanken gebracht worden ist, freilich ohne sie plastisch verwirklichen zu können, da der Tod so jäh über ihn kam. Ich habe den stattlichen Mann vor drei Jahren bei Tieck kennen gelernt, der mich auf unser gegenseitiges Bekanntwerden eingeladen hatte. An jenem Abend wurde Otto III.*) zum zweitenmale gegeben. Immermann hatte das Theater besucht, so daß wir fast zugleich in den Tieck'schen Salon eintraten. Er war zu mir fast kameradschaftlich. Wir sprachen viel über das Stück; er konnte nicht darüber hinwegkommen zu fragen: wie ich den großen Wurf, der durch das Stück fliege, herausgebracht hätte? Ob er berechnet sei, oder nur von ungefähr gekommen? — so daß ich ihm, wie es mir leicht geht, halb verlegen, halb lustig in das Gesicht lachte und sagte: es ist wohl von beiden etwas dabei! — Wir drückten uns die Hände und sprachen von Erich XIV., wozu er schon die Disposition gemacht haben wollte. Auch Tieck war an diesem Abend sehr munter, wir tranken fröhlich einige Flaschen Wein und schimpften auf die Theaterintendanzen nach Herzenslust. Als wir, im Heimgange begriffen, im Vorhause unsere Überröcke anzogen, wollte es das Ungefähr, daß Immermann und ich gleichfarbige von gleichem Schnitte hatten, — und noch mehr, daß wir beide vertauschten, so daß er den meinen, ich den seinen angezogen hatte; da er dicker war als ich, so entdeckten wir den Irrtum in dem Augenblicke, wo er vorgefallen war. — Schon damals machte diese kleine Begebenheit einen eigenen Eindruck auf mich; ich kann ihn heute noch nicht los werden. — So vorübergehend habe ich den strebenden, trefflichen Mann kennen gelernt! — Solche Komödie spielte Puck mit uns! — Und doch könnte man der Geschichte eine melancholische Deutung geben. Das

*) Kaiser Otto III. Historisches Trauerspiel in fünf Akten von J. Mosen. Zum erstenmale aufgeführt auf dem Hoftheater zu Dresden am 30. September 1839.

alles fiel mir ein, als ich eben seine Ansicht über das moderne Drama las, in welcher ich meine Werke geschaffen habe, und daran bin, immer vollständiger sie heraus- und emporzuheben."

Und am 10. Februar 1845 schreibt er in Oldenburg an Stahr in einem Briefe, den ich später in einem dem Andenken meines Vaters gewidmeten Buche ganz zu veröffentlichen gedenke:

„Immermann war ein großes, gewaltiges Talent und ein Charakter. Beides gehört dazu, eine alte Periode abzuschließen. Im Merlin hat er die höchste Spitze der Romantik erreicht, dort, wo der Geist sich selbst überschlägt und dem nahenden Gegensatz der Zukunft in das Auge blickt. So Immermann. In dieser Weise hat er auch die Romantik in allen ihren intimsten Wünschen auf seiner Bühne realisiert — ihren Abgott Calderon, diesen Correggio unter den Dichtern — den neukatholischen — den höfischen — bis hinab zum Blaubart von Tieck. Die Romantik ist die Willkür des phantastischen Ich's. Als romantischer Dramaturg mußte er von selbst die Schauspieler als dienende Mittel gebrauchen. Darum die unendliche Dressur! — Die Kunst bedingt aber die Freiheit im Bewußtsein, — mithin im angemessenen Maß. Meine Dramaturgie ist im Wesentlichen von der Seinen verschieden." — —

„Diesen Geist (der Gegenwart) kann ich aber nicht zur Darstellung bringen durch Schauspieler, welchen wie Kindern alles und jedes eingelernt werden muß, sondern durch Menschen, in welchen ich die Fähigkeit wecke, diesen Geist in sich aufzunehmen, und ihre Mittel zur Darstellung desselben kennen zu lernen. Sie müssen sich daran gewöhnen, auf Schlagworte zu hören. Selbst der gestrige Abend*) wird dir bewiesen haben, daß allmählich dieser Geist über sie kommt. Es versteht sich von selbst, daß desto genauer die Linien gezeichnet sind, in welchen das freigestaltende, darstellende Individuum walten darf, — daß desto sicherer die Gruppierungen im Stücke u. s. w. eingeübt werden. — Es muß mithin von selbst Immermanns Dramaturgie von der meinen durchaus verschieden sein. Er hat durchaus Recht bei einer Bühne, welche die Vergangenheit mit der Zukunft literaturhistorisch vermittelt. Da ist ein Abschluß zu machen,

*) „Zum erstenmale": Monaldechski, oder die Abenteurer. Tragödie in fünf Akten und einem Vorspiel von Heinrich Laube.

da sind die Schauspieler zu verbrauchen wie farbige Gestalten zu einem lebenden Bilde. Nicht so hier — in der unabgeschlossenen ewig lebenden Gegenwart. Ich will alle Kräfte aus ihnen selbst nach der ihnen gegebenen Notwendigkeit dem Ziele entgegenjagen; — außerdem bleibt doch die schönste Darstellung eines Kunstwerkes — kalt. Wenn Immermann aus seiner Zeit und seiner Person heraus ganz Recht hat, warum ich in anderer Zeit und heute nicht minder? — Immermanns Sarg, auf welchen ich ein Lorbeerreis lege, ist für mich der Grenzstein zwischen dem Tieck'schen Sonst und dem Jetzt."

# Etwas von Johannes Brahms.

Von Irene Wild.

Aus einem engen, kleinen Hause ist er gekommen, er, dessen Geist nun mit Riesenschritten über die Erde wandelt. Einem baufälligen, alten Kasten, der mehr einer Scheune als einer menschlichen Behausung gleicht. Noch steht das Haus in Hamburg, an der Speckstraße. Aber wenige wissen es zu finden in der entlegenen kleinen Gasse, denn selbst in dieser verlorenen Gegend hat es nur den Rang eines Hinterhauses. Durch schmale Gänge muß man sich winden, um auf den engen Hof zu gelangen. Dann eine Hühnerstiege hinauf — und man steht vor „heiligem Land", vor dessen Betreten der ehrfürchtige Wanderer seine Schuhe ausziehen möchte. Aber ach! nichts von solcher Weihe trägt der Raum. Eine alte Frau haust darin und findet diese Löcher luftig und schön, obgleich man fürchten muß, sich den Kopf an die Decke zu stoßen. Von einer Verehrerin des großen Johannes hat die Alte ein „Fremdenbuch" bekommen, aber nur zwei oder drei Namen stehen darin. So wenige finden die Stätte, wo der Genius geboren ist.

An dem Gang, der zugleich als Küche dient, ein winziges Wohnzimmer. Dahinter das ebenso winzige Schlafzimmer, wo der

erste Lichtstrahl in die Augen des Knaben fiel, dessen Geist so bald über diese Enge hinauswachsen sollte, ohne daß sie ihn allzu sehr gedrückt hätte. Fielen doch dem halbwüchsigen Knaben, wie er später als Mann erzählte, die besten Gedanken für seine zeitig begonnenen Kompositionen ein, „wenn er sich früh vor Tag die Stiefel wichste."

Und doch war seine Jugend hart genug. Es ging spärlich zu im Hause seines Vaters, der den Kontrabaß im Hamburger Theaterorchester spielte. Da mußte der begabte Junge mit seinem Klavierspiel verdienen helfen, und wählerisch durfte er darin nicht sein. Man holte ihn, der den stärkenden Schlaf der Jugend so nötig hatte, zuweilen aus dem Bette, wenn in einer wohlhabenden Familie noch spät zum Tanz aufgespielt werden sollte. Oder er mußte in gemeinen Schenken spielen, wo die unlautersten Elemente sich nach seinem Takte wiegten.

Das Herz tut einem weh, wenn man sich dies Bild vergegenwärtigt. Der reine, schon früh so hohen Zielen zustrebende Knabe, seine Finger mühend für ein Volk, das nicht einmal wert war, seinen Rocksaum zu berühren.

Doch es hat ihm nichts anhaben können, dem klaräugigen Jungen, in dessen Herzen das Licht des Genius brannte. Er brachte seinen Schutz auch selber mit. Denn während er mechanisch und nur mit den Fingern spielte, las er in seinem Schiller oder Shakespeare, die er sich statt der entbehrlichen Noten auf das Klavier gestellt. Und so war seine Seele in weiten, schönen Fernen, während der Dunst einer verworfenen Nähe um ihn her wirbelte, ohne daß er es bemerkte.

Aus dem Knaben aber ward ein Mann, der trotz aller Fährnisse die hohe Mission erfüllen sollte, die Schumann mit prophetischem Blick dem Jüngling geweissagt hat. Es wird einem immer von neuem feierlich zu Mute und ein seltsamer Andachtschauer geht über das Herz, so oft man die Worte liest, die Robert Schumann 1853 in seiner „Neuen Zeitschrift für Musik" über den „jungen Adler" schrieb:

„. . . Und er ist gekommen, ein junges Blut, an dessen Wiege Grazien und Helden Wache hielten.

Er heißt „Johannes Brahms", kam von Hamburg, dort in

dunkler Stille schaffend, aber von einem trefflichen und begeistert zutragenden Lehrer gebildet in den schwierigsten Satzungen der Kunst, mir kurz vorher von einem verehrten bekannten Meister empfohlen. Er trug auch im Äußeren alle Anzeichen an sich, die uns ankündigen: „Das ist ein Berufener." Am Klavier sitzend, fing er an, wunderbare Regionen zu enthüllen. Wir wurden in immer zauberischere Kreise hineingezogen. Dazu kam ein ganz geniales Spiel, das aus dem Klavier ein Orchester von wehklagenden und laut jubelnden Stimmen machte.

Es waren Sonaten, mehr verschleierte Sinfonien — Lieder, deren Poesie man, ohne die Worte zu kennen, verstehen würde, obwohl eine tiefe Gesangsmelodie sich durch alle hindurchzieht — einzelne Klavierstücke, teilweise dämonischer Natur, von der anmutigsten Form — dann Sonaten für Violine und Klavier — Quartette für Saiteninstrumente — und jedes so abweichend vom anderen, daß sie jedes verschiedenen Quellen zu entströmen schienen. Und dann schien es, als vereinigte er, als Strom dahinbrausend, alle wie zu einem Wasserfall, über die hinunterstürzenden Wogen den friedlichen Regenbogen tragend und am Ufer von Schmetterlingen umspielt und von Nachtigallenstimmen begleitet.

Wenn er seinen Zauberstab dahin senken wird, wo ihm die Mächte der Massen, im Chor und Orchester, ihre Kräfte leihen, so stehen uns noch wunderbare Blicke in die Geheimnisse der Geisterwelt bevor. Möchte ihn der höchste Genius dazu stärken, wozu die Voraussicht da ist, da ihm auch ein anderer Genius, der der Bescheidenheit, innewohnt. Seine Mitgenossen begrüßen ihn bei seinem ersten Gang durch die Welt, wo seiner vielleicht Wunden warten werden, aber auch Lorbeeren und Palmen; wir heißen ihn willkommen als starken Streiter."

Was Schumann, der reine Mensch und Künstler, mit seinem Dichterherzen sogleich empfand und in der ihm eigenen idealen und selbstlosen Begeisterung laut verkündete, hat sich nicht so schnell erfüllen sollen. Andere Künstler und Musiker waren weniger neidlos, hatten auch vielleicht in sich selbst nicht die Fähigkeit, den tief innerlichen Charakter der Brahmsschen Musik zu erfassen. Und so gibt es leider noch heute eine ganze Anzahl ernsthafter Musiker, die

Brahms' Werke weder aufführen noch im entferntesten zu würdigen wissen. Die kleinlichsten Nadelstiche werden noch jetzt, wo sein Ruhm feststeht, angewendet, um das Lebenswerk des Meisters zu schmälern.

Aber Gottlob, der armselige Neid und die Gehässigkeit können ihm nichts anhaben. Still und auf sich selbst gerichtet, wie er seinen Weg gegangen, steht auch sein Werk gefestigt da, und aus dem hoch aufragenden Bau dringt noch ein Lichtstrahl um den andern, der in der Tiefe geruht, so daß das Ganze immer klarer, immer heller, immer strahlender wird.

Es webt noch viel Geheimnis um das Vermächtnis, das uns der große Johannes hinterlassen hat. Verborgene Schätze gilt es da noch zu heben und man staunt über ihre endlose Fülle. Wie ein Riese und ein Kind, so ist er gewesen. Voller Kraft und voller Weichheit, Lindigkeit und Güte. Ein Vollmensch in gesundester Sinnenfreudigkeit und ein Dichter voll glühender Phantasie. Grotesk bis zur Derbheit, und dann wieder von einer weichen, schwärmerischen Zartheit, von einer sanften, liebesseligen Romantik. Aber gesund, immer gesund! Fern allem Trivialen und Alltäglichen, fern jeder krankhaften Schwelgerei. Nur mit soviel Sentimentalität begabt, wie sie — im besten Sinne — jeder echte Künstler und Dichter haben muß.

Johannes Brahms! Wenn wir deinen Namen hören, steigen alle Gefühle im Herzen auf, die das Leben erst zum Leben machen. Hohes und Heiliges, Ernstes und Trauriges, Heiteres und Tiefbeglücktes — alles ist in seinen Werken. Das deutsche Requiem — etwas Heiligeres gibt es nicht. Kein Werk, das den glaubenslosen Menschen von heute in so heilige Liebesbande schlägt. „Selig sind, die da Leid tragen" — kann es eine süßere Tröstung geben, als durch diese himmlischen Melodien?

Und wem zitterte nicht die ganze Wehmut des ungelösten Daseinsrätsels durchs Herz, wenn die wundersamen Klänge des Schicksalsliedes (nach Hölderlin) mit dem Orchestervorspiel beginnen? „Ihr wandelt droben im Licht, auf weichem Boden, selige Genien." Von diesem Licht fällt ein Schein in jene ahnungsbangen, schmerzdurchbebten Klänge, die sehnsuchtsvoll das Land des Friedens suchen.

„Doch uns ist gegeben auf keiner Stätte zu ruhn. Es

schwinden, es fallen die leidenden Menschen, wie Wasser von Klippe zu Klippe geworfen, Jahrlang ins Ungewisse hinab." Das bringt den wilden, schroffen Gegensatz zu jener Götterklarheit — aber süß verhallend zieht am Schluß wieder das lichte Bild aus seligeren Höhen durch den Trotz und die drohende Anklage des vom Schicksal ruhelos umhergetriebenen Menschengeschlechts.

Noch eine andere, aber mildere Klage über die Tragik alles Vergänglichen hat uns Brahms in Tönen zu Herzen geführt. „Auch das Schöne muß sterben." Jetzt will es uns scheinen wie ein Trauergesang auf den Genius selber, der zu früh für uns alle dahingegangen. Aber auch den Trost hat er uns darin gegeben. „Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich" — das bleibt mit fast jubelndem Klang im Gedächtnis des Hörers zurück. Die Schillerschen Schlußworte: „Denn das Gemeine nur geht klaglos zum Orkus hinab" hat Brahms nur ganz leise gestreift. Es ist ein so feines Zeichen seiner Seelenzartheit, daß er diese Stelle im Piano gleichsam nur andeutet und an den Schluß noch einmal die Trostworte setzt: „Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich," so daß wir zuletzt nur das Erhebende, das Trostreiche in uns nachklingen fühlen.

Ähnlich ist es mit der Rhapsodie nach Goethes Harzreise im Winter, wo das herrliche Altsolo: „Ist auf deinem Psalter, Vater der Liebe, ein Ton" sich wie eine beseligende Engelsstimme in unser Herz senkt, so daß wir eine Heilung auch d e r Schmerzen ahnen „des, dem Balsam zu Gift ward."

Es würde ins Unendliche führen, wollte man alle die Schönheiten aufzählen, die aus des Meisters reichem Schaffen bis heute nur b e k a n n t geworden. Von den Chorgesängen sind die „Zigeunerlieder", die „Liebeslieder-Walzer" und die „Neuen Liebeslieder" noch als Werke von hinreißender Klangwirkung zu nennen. Aber seine Lieder für Sologesang im einzelnen hervorheben zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen. Jeder, der Brahms kennt und liebt, hat seine Lieblinge darunter, sei es nun die zu seligen Höhen verschwebende „Feldeinsamkeit", das hinreißende „Dunkel, wie dunkel", das heimwehkranke „O wüßt' ich doch den Weg zurück", das unbeschreiblich tiefe und schöne „Der Tod, das ist die kühle Nacht" — oder die

ewig schöne, wie mit Silberschimmer umsponnene und doch so tieftraurige Mainacht „Wann der silberne Mond durch die Gesträuche blinkt“. Sie alle haben uns wohl schon die Tränen ins Auge getrieben, während das Herz schwoll in Ehrfurcht und Dank vor soviel Schönheit. Es gibt ein Bild von Brahms aus der letzten Zeit seines Lebens, krank schon und mit dem Schmerz des Einsamen, der er, wie Beethoven, geblieben — in Augen und Angesicht. Aus diesem Bilde klingt leise und schwermütig die tiefe Tragik jener unvergeßlichen Melodie: „Und die einsame Träne rinnt.“

Nur noch erwähnt seien die Volkslieder, die Brahms mit der ganzen Eigenart seiner wunderbaren Harmonien uns von neuem geschenkt. Als die Krone vielleicht das „Schwesterlein“.

Und was wäre zu sagen von dem unendlichen Reichtum, der in den Sinfonien liegt; in den Kammermusikwerken, unter denen die mit Klavierpart ausgestatteten besonders herrlich sind, da ihre Klangfarbe durch dieses Instrument eigentümlich verändert wird und den unbeschreibbaren Reiz der Brahmsschen Harmonien zu hinreißender Schönheit emporhebt. Ähnlich ist es bei den Klavierkonzerten mit Orchester. Wer das in D-moll einmal von Meisterhand gehört, der wird es im Leben nicht wieder vergessen.

Das ist überhaupt das Charakteristische bei Brahms: man kann ihn nie leid werden. Nein, je öfter man seine Werke hört, desto lieber werden sie einem. Wohl ist es mühevoll, in sie einzudringen und ebenso sehr, sie zu spielen. Aber beides ist sicherlich des Schweißes der Edlen wert. Und wer sich Brahms einmal ergeben, der kann auch nicht wieder von ihm los. Vielfach ist es noch ein Eindringen in unerforschtes Land. Aber es mehren sich die Propheten und begeisterten Jünger, die sein Lebenswerk hinaustragen in alle Lande und es vom Dirigentenpult aus oder als Vertreter eines Instruments oder als Sänger verbreiten helfen und verstehen lehren.

Wir haben bei Johannes Brahms freilich noch eine weite Strecke, bis wir sagen dürfen, daß wir ganz zu ihm eingedrungen sind. Und das ist gut, das ist schön so! Da gibt es täglich neue Überraschungen, neue, erschütternde Offenbarungen. Er sendet seine wundersamen Harmonien zu uns aus, die so schön sind, daß die

Seele ob so großer Schönheit erzittert. Oft ist alles im Beginn ganz still und heimlich, so still, daß es fast eintönig klingt. Aber da wogt es herauf aus der Tiefe, eine neue Stimme kommt hinzu, und da geht es wie Tränen, wie leises Weinen neben der scheinbar ruhigen ersten Stimme her. Und die Stimmen schwellen an, werden zum brausenden Strom, und in ausbrechender Leidenschaft sagt uns der bis zum höchsten gesteigerte Ausdruck nun alles, was im Dunkel des Herzens gekämpft und gerungen hat, bis es, von übermächtigem Gefühl bezwungen, alle Dämme mit Allgewalt durchbrach.

Wie wollte man wagen, diese Musik und ihre Schönheit in Worten zu beschreiben! Der Ton ist etwas soviel Zarteres, Unfaßbares — ist reiner Geist, ohne greifbare Gestalt.

Es lebt da auf dem Grunde der Werke von Johannes Brahms ein Raunen und Rauschen — das ist das tiefe, tiefe Meer, aus dem alle jene Stimmen heraufsteigen. Und dieses Meer ist das Künstlerherz, das stets für uns ein Geheimnis bleibt. Wir erfassen nur das Hörbare — aber in jenem Herzen, da hat es ganz andere Gestalt gehabt: die überwältigende Schöne, wie sie nur einer gottbegnadeten Phantasie zur Erscheinung kommt. So herrlich, wie er es im Geiste vor sich gesehen, kann selbst der Künstler nie sein Werk vollenden. Hier heißt es wie nur irgendwo: „Wann, o lächelndes Bild, Welches wie Morgenrot Vor der Seele mir schwebt, Find ich auf Erden dich?" Die irdischen Mittel erweisen sich der feurigen, leichtbeschwingten Phantasie als unzulänglich, streifen ihr wieder und wieder den Schmetterlingsstaub von den Flügeln.

Und doch — vielleicht besteht gerade darin der Zauber, daß noch soviel von dem Allergeheimsten für den Genießenden verborgen bleibt. Da spinnt auch *seine* Phantasie leuchtende Fäden hinüber zu dem Werke, hinunter in seine Tiefen. Da webt sie ihre eigenen Träume hinein in den Ton gewordenen Künstlertraum, da läßt sie sich umblühen und umrauschen von dem Duft und Zauber des Unerklärlichen. Das Unbegreifliche — auch *das* zieht uns hinan!

Durch die Brahmssche Musik weht etwas wie der Frühlingssturm seiner norddeutschen Heimat, so keusch, herb und rein. Nicht *alle* Knospen küßt er wach — viele bleiben fürs erste noch ge-

schlossen und nur dem tiefer dringenden Blick tut sich die Schönheit kund, die verborgen in den Kelchen wartet, bis ihre Zeit gekommen ist. Aber ihr Tag **wird** kommen, denn das Werk dieses kern-deutschen Meisters wird nicht vergehen, sondern nur immer herrlicher und strahlender leuchten bis in unabsehbare Zeiten.

# Aus „Giordano Bruno".*)

Tragödie von Otto Borngräber.

Leipzig, Eugen Diederichs, 1901, 2. veränderte Auflage.

## Fünfter Akt.

### Zweite Scene.

(Schluß.)

Bruno.
Noch eins! Mein Freund, eins müßt ihr noch ertragen!
's ist nur ein Gleichnis, also nehmt's nicht ernst.
Steht auch in diesem Buch. — Also das Gleichnis:
Es war einmal ein Mann, den nahm ein Reicher
Und führte ihn auf einen hohen Berg
Und zeigte ihm Reiche und Herrlichkeit der Welt
Und sprach zu ihm: „Dies alles will ich dir geben,
Wenn du niederfällst und mich anbetest!" Und
Der andre drauf erwiderte und sprach:
„Hebe dich weg von mir, du . . ."

Bellarmin (wütend und drohend hinausstürzend).
Satanas!!

(Pause. Bruno steht gefaßt. Der Kerkermeister tritt schweigend heran und legt ihn wieder in Ketten; tritt dann einen Schritt zurück und wendet sich mit Todesernst an Bruno.)

---

*) Vergl. das Juniheft der Zeitschrift: „Deutschland", den Artikel von Dr. Karl Beth: „Das erste der akademischen Bühnenspiele: Giordano Bruno".

Kerkermeister.
Mein Freund! — Vielleicht in wenig kurzen Stunden
Steht ihr vor Gott. — Wie steht's um euer Heil? —
Mit Recht beriefet ihr euch auf den Heiland;
Und doch mit Unrecht. Denn er spricht: „Wer aus
Der Wahrheit ist, der höret meine Stimme!"
Hört ihr die seine?

Bruno.
Ich versteh' dich nicht.

Kerkermeister.
Ihr hört die eigne! wollt euch selbst erlösen! (Tiefernst.)
Bedenket eure Schuld!

Bruno (fährt zusammen, brütet vor sich hin).
Die Schuld!

Kerkermeister.
Die Schuld, daran
Von je ohnmächtig alle Menschen kranken. —

Bruno (nach ernstem Schweigen, blickt zielgewiß empor).
Das ist's: die Menschheit steckt noch tief im Tier. —
Doch grünt sie auch im Keim erst ihres Werdens!
Nach tausend Jahren steht sie stolzer da;
Sie rankt und reift dem Göttlichen entgegen.
Und klarer von Äonen zu Äonen
Zeigt sie an ihren Früchten ihren Kern. (Freudig.)
Glaub' an die Menschheit, Freund! Und — glaub' an dich!

Kerkermeister (schaurig-ernst).
Ich glaube nur an Gott. — (Bittend.) Glaubt meinem Herrn!
Mein Jesus ist mir meine Lebenskraft,
Und ohn' ihn wär' ich nichts. — Ja, ohn' ihn wär' ich
Zerquält, stützelos, zu jedem Guten hilflos.

Bruno (gerührt).
Dann gehe hin, mein Freund, und freue dich noch
An deinem Glauben; dient er dir als Stütze,
So rank' an ihm empor und reif' auch du! (Er bietet ihm die Hand.)

Kerkermeister (ergreift sie nicht, tiefernst).
Und ihr?

Bruno.
—. Laßt mich auf meinen Glauben sterben!

Kerkermeister (bitter).
Nun denn, ich glaub's: ihr sterbt, — wie ihr's verdient!
(Er verläßt Bruno. Bruno steht betroffen und einsam. Pause.)

Bruno (gefaßt, halblaut).
Vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie tun. —
(Feierliche Pause.)
Oder wüßt' ich es nicht? Ist es wirklich wahr,
Daß ich allein der edlen Wahrheit folge —
Und ich allein muß sterben? —
Daß ich allein die große Wahrheit greife,
Nach der Millionen Geister vor mir rangen
Und tausend mit mir?
(Im Blick auf das Kruzifix, schwer.)
Alle fanden sie am Kreuz; —
Um das sich Völker und Geschichte scharen. —
(Er versinkt in sich; plötzlich durchzuckt's ihn.)
Wie? wenn ich nur zum Scheine nachgäbe
Und weiter nach der Wahrheit ringen könnte?! —
Ich hab' sie ja; — doch — ist die Zeit erfüllt —
(Freudig gesteigert.)
Für die Welt und für die Wahrheit wirken könnte?! —
(In höchster Steigerung.)
Und leben!! wirken in des Daseins Götterluft?! —
Doch nein: ich wäre unwahr. — (Sich in Wehmut verlierend.)
Ach, und jene Zeit —
Ist ferne wohl, — fern wie mein Sternenhimmel,
Der nur zu mir (in wehmütige Freude verklärt) in meinen Kerker steigt! —
(Sein Blick ist vom Kruzifix zum Sternhimmel übergegangen; in dessen Anblick verloren, tief aufatmend.)
Ich fühle mich groß: einsam in stolzer Höh'. — —
(Stutzend.)

Hm! ist's vielleicht mein Stolz, der sich nicht beugt
Vor diesem einen an dem schlichten Holz? —
Vielleicht mein stolzer Wahn, um den ich sterbe? — —

(Ernste Pause. Er wendet sich wieder zum Kreuz.)

Es ging wohl mancher mit mir, manchen Schritt,
Der Menschheit Edelste!

(Er stürzt sich wild auf das Kreuz.)

Vorm Kreuze aber blieben alle steh'n! — —

(Zurückschaudernd.)

Mir graust. — Es ist nicht schön, so ganz allein. —
Doch gut: — ich bin in Gott. —

(Er hat sich mit den letzten Worten wieder still auf sein Lager niedergelassen. Dann mit Freude der Hoffnung.)

Und wie? Vielleicht, daß schon mein Geistesfunke
In einem Herzen heilige Flamme schlug . . .?!

(Die Kerkertür tut sich auf. Man erblickt die Gräfin Virginie Mocenigo. Ihre Gestalt hüllt ein Büßerkleid, grobes Sacktuch ihr Haar; gleichwohl ist sie im Fackelschein erkenntlich. Der Kerkermeister nimmt von ihr zögernd, nach innerem Kampfe, eine Börse und reicht ihr eine Fackel. Die Gräfin, die Pforte hinter sich schließend, tritt mit gesenkter Fackel schweigend herein, Bruno, tief versunken, gewahrt sie erst nicht. Dann ist er sprachlos vor Staunen, dann im Hinblick auf die Büßerin, bricht er innerlich zusammen.)

Bruno (traurig).
Auch du? —

(Halblaut, verzichtend.)

Stirb, letzter Trost! (Laut.) Auch du zurück zu Rom?

(Die Gräfin wirft, die Fackel aufwärts schwingend, ihre Büßertracht zurück, steht in weißem Gewand vor ihm und ruft:)

Gräfin Virginie.
Zu dir!
Der lichte Kern sprengt die dunkle Hülle!
Aus dunklem Wahn kehr' ich zurück zu dir! —

Bruno (Wie aus einer Betäubung, breitet entzückt die Arme gen Himmel).
So bin ich nicht allein!

(Er springt auf.)

Virginie!
O du meiner Wahrheit herrlichster Zeuge!

Du folgst meiner Fährte?
Du leuchtest der Fährte, der die Jahrhunderte folgen!
O du mein lieblich grüßender Morgenstern! —
Die Sonne — seh' ich nicht mehr. —

Virginie.
Ich auch nicht, Freund. Ich folge deiner Fährte.
Ich stelle mich dem Papst. Ich sterbe mit dir.

Bruno (zunächst betroffen, dann in freudigem Drang).
Du ... mit mir ...?! —
(Stutzend.)
Doch sprich: du (zögernd) lebtest lieber ...?

Virginie (sieht ihn mit leisem Vorwurf an).

Bruno.
Vergieb. — (Plötzlich sehr ernst.) Doch — Weib! — du mußt ja leben!

Virginie (sieht ihn groß an).

Bruno (sehr fest).
Kehr zurück zu deinem Mann! — Tu' deine — Pflicht! —

Virginie (ist erschrocken und starrt vor sich hin).

Bruno (begeisternd).
Und schaffe ein neues, kräftiges Geschlecht,
Das mit dir schreite in das neue Jahrhundert!
Das ihm bringe, — was ich nicht kann!
(Er ist mit den letzten, zögernd gesprochenen Worten innerlich ohnmächtig zurückgesunken. Virginie dagegen blickt getröstet auf.)

Stimme des Wärters (hinter der Scene, langsam, mit schauerlicher Eintönigkeit). Die — Frist — läuft — ab. —

Virginie (reicht Bruno die Hand).
Du hast recht. Leb' wohl. —
(Sie blicken einander zum Abschied groß und lange an. Dann will sie sich wenden.)

Bruno (blickt ihr in heftigem Verlangen nach und ruft).
O Lebensebbe! flute doch zurück! —
(Virginie bleibt abgewandt stehen. Schweigen.)
Noch einmal, eh' du gehst!
(Mit zerreißender Seele.)
Sieh mich noch einmal an!

Du meines Sonnensehnens
Erfüllungsabglanz!
Dein großes Leuchteauge,
So mondentief,
Hebt meine schwere Seele
Meilenfern! —

(Prometheisch rüttelnd.)

Über den engen, öden Raum,
Der mich erdrückt!

(Elegisch.)

Senkt mich in süß-
Seligen Traum —
Weit — weit —
Aus der Wirklichkeit!

(Wieder rüttelnd.)

Fort von der Zeitlichkeit

(Mit Weltekel.)

Jämmerlichkeit!! —

(Mit leidenschaftlichem Sehnen.)

Noch einmal, noch einmal — eh' du gehst!

(Sie hat ihn mit immer wachsender Teilnahme und Leidenschaft betrachtet und will ihm an die Brust stürzen.)

Virginie (glühend).
Giordano!!

Bruno (ringt gewaltig mit sich, macht eine wehrende, sieghaft entsagende aber nicht unsanfte Armbewegung).

Virginie (steht betroffen und beschämt, gesenkten Blicks und sinkt vor ihm in die Knie).

(Heilige Stille. Es schlägt draußen vom Turm Mitternacht. Man hört im fernen Dom einen Chor von reinen, jugendlichen Stimmen.)

Bruno (schmerzvoll überwältigt, blickt Virginie lange schweigend ins Auge und flüstert seherhaft). Das neue Jahrhundert . . .

(Er reckt sich und ruft mit gewaltiger Stimme Virginie zu:)

Schreite hinaus — in das neue Jahrhundert!

(Sie schreitet langsam erhobenen Hauptes hinaus, er blickt ihr sieghaft nach, sinkt dann, mit ausgebreiteten Armen, den Blick verklärt gen Himmel, in die Knie. Langsam fällt der Vorhang.)

# Prometheus.

Tragödie von Paul Friedrich.

## Dritte Scene.

(Waldwiese. Vorn Eichenstümpfe. Im Hintergrunde sieht man zwischen den Bäumen Menschen Holz und Steine zusammentragen. Nach und nach brennen überall kleine Feuer auf. Im Vordergrunde stehen Menschen um den sie überragenden Epimetheus geschart.)

Sprecher der Menschen:

Was stehst du nun und gaffst? Es bleibt getan.
Und wenn er vom Olympe rasend fällt,
Prometheus Opfer, den ich feiernd preise:
Was bist dann du? Was hast du dann getan?

Epimetheus (mit stolzer Verachtung):

Ich habe euch gewarnt. Das ist genug.

Sprecher der Menschen:

Du trotziger, du zager Epimetheus!
Titanensproß und feiger noch als wir.
Geh' von uns. Birg im Dunkel dein Gesicht,
Auf dem die Blässe des Entsetzens bleicht.
Uns lacht das Licht!

Epimetheus:

Das euch nicht sehend macht.
Blind bleibt ihr doch und blind ist auch Prometh,
Mein Bruder, einst mein Stolz und nun mein Schmerz.

Sprecher der Menschen:

Und schmähst du ihn, du schmähst dich ja nur selbst!

Epimetheus:

Was steh' ich hier und streite. Preist ihn nur!

(Geht ab.)

Prometheus (kommt von der andern Seite):
Wie? seh' ich Unmut thronen auf den Stirnen,
Wo ich doch wähnte, daß ihr glücklich seid?
Gereut's euch schon?

Sprecher der Menschen:
Du göttlicher Prometheus!
Versteh' nicht falsch, was unsre Blicke meinen.
Dich eben schmähte Epimetheus hier,
Er sprach: du, einst sein Stolz, seist jetzt sein Schmerz!

Prometheus:
Das sagte er? (Pause.) Bedenkt, er ist mein Bruder!

Sprecher der Menschen:
Nein, nie soll uns gereuen, was du tatst,
Du Großer, der das Erbe der Titanen
Zur tausendfält'gen Frucht gereift. Du bist
Der Feuerspender, bist der Weltbeglücker,
Ich küsse dir die Füße —

Prometheus:
Schweigt und hört!
Zum müß'gen Preisen tat ich nicht die Tat!
Das Ungeheure, das mein tiefstes Herz
Erbeben macht: Es will genützet sein!
Ans Werk!! Entflammt auf jedem Herd die Flamme,
Die gastlich wärmend, freundlich leuchten soll.
Hinab ins Herz der Erde führt das Licht,
Die Fackel eure ungewohnten Augen.
Die Macht, die euch in Bergestiefen schläft,
Erweckt ihr Strahl zur köstlichen Entfaltung.
(Immer begeisterter.)
Den Spaten drückt der ungestüme Drang,
Der vorwärtsstrebende in eure Hände.
Die Erde macht er dienstbar eurem Willen.
Sie trägt euch Saatenfrucht im warmen Schoß,
Sie schmückt mit Blüten bräutlich sich das Haupt,
Wenn sie gebiert die Wunder, euch zu dienen!!

Sprecher der Menschen:
Wie, edler Japetide, danken wir?

Prometheus:
Mit Taten! Frisch ans Werk! Wer weiß, wie lang
Des Gottes Unmut dunkel sich verbirgt!
(Aufrufend.)
Die Zeit ist da, sie will genützet sein!

Alle Menschen (nicht ein Einzelner):
Die Zeit ist da, sie will genützet sein!
(Sie zerstreuen sich im Wald.)

(Pause.)

Prometheus: (läßt sich gedankenvoll auf einen Baumstumpf nieder.)
— — — Mein Herz wird still. Die wehen Stimmen schweigen,
Die Schande ist gerächt und sie erlischt.
Doch eine Zukunft droht noch meiner Tat.
Was ihnen Freude schafft, gewährt mir Leid,
So unermeßlich, wie der Raub des Lichts!
Und dennoch würde ich, was ich begangen,
Wär's nicht getan, sofort noch einmal wagen:
Unüberwindlich ist die Macht des Muß!
Mag er mich knebeln, meine Hände binden,
Mich an den fernsten Felsen schmieden lassen —
Hier schlägt mein Herz und hier keimt meine Saat!!
Sein Reich vergeht, doch meines bleibt bestehen.

(Ein junger Mann kommt.)

Der junge Mann:
Weh mir, ach weh!

Prometheus:
Was ist? Was tat man dir?

Der junge Mann (streckt seine Hand aus):
Sieh meine Hand — ich faßte in die Flamme —

Prometheus:
Zum Spielen ward das Feuer nicht gemacht!

Der junge Mann:

Hilf, rate mir, wie lindr' ich meine Qual?

Prometheus:

Das Wasser ist des Feuers Feind. Geh hin
Und kühle deine Wunde dir im Bach.

Der junge Mann:

Heilt das gewiß?

Prometheus:

Versuch's so wirst du's sehen!

Der junge Mann:

Ich danke dir!

Prometheus

Du brauchst mir nicht zu danken.

(Der junge Mann ab.)

(Man hört Geschrei.)

Prometheus:

Was für Gelärm? Verschwört sich alles heut'
Mit trotz'gem Wüten gegen mich?

(Ein alter Mann kommt.)

Der alte Mann:

Sie brennt,
Prometheus! Meine Hütte! Hilf und rate!

Prometheus:

Warst du so ungeschickt, nun bist du klug,
Du wirst es sicher nicht noch einmal tun.

Der alte Mann:

Ach, hilf mir, weh, wie rett' ich meine Hütte?!

Prometheus:

Das Wasser löscht die Flamme.

Hilft's gewiß?

Prometheus:

Tu, wie ich dir gesagt, sonst frag' mich nicht!

Der alte Mann:

Ach, dieses Unglück! Doch ich will gehorchen . . .

(Der alte Mann ab.)

(Pause.)

Prometheus (mit sich steigernder Wut):

Ha, treff' ich hier schon wieder dich, du Knabe??
Fällst du im Feuer schon mich höhnisch an;

(Furchtbar.)

Ich sage dir: Laß du die Hand vom Feuer!!!
So zwingst du mir nicht ab, was du zu wissen
So sehnlich trachtest. Niemals künd' ich dir,
Das, was nur ich weiß, ich nur ganz allein!
Zermart're nur dein blondes Götterhaupt!
Auf deiner Stirne steht es nicht geschrieben,
Was deiner Herrschaft Ende ist. Du kannst
Mich foltern, quälen — bitten wie du willst.
Und wär mein künft'ges Leid so ungeheuer
Wie Kronos, Atlas, Typhons Qual zusammen:
Prometheus trotzt dir doch und bleibt dir stumm.
Du Wunderbares, das im tiefsten Herzen
Gehütet ruht, Du wirst mein Tröster sein!
Du sollst mir helfen durch die dunkle Not
Von tausenden und abertausend Jahren:
Ich überdaure deine Herrschaft doch,
Durch Leid gestählter nur und trotz'ger noch!

Ende der dritten Scene.

---

Während der Verwandlung beginnt erst leise und gedämpft, dann immer jauchzender und gewaltiger:

**Der Hymnus der Menschen auf Prometheus und das Licht:**

Nacht lag über der Menschen Schaar.
Im Dunkel schritt ich zagend dahin,
Es stieß sich an Steinen mein irrender Fuß,
Im Schatten lauerte das Verderben:
Der graubefiederte Tod.

Hoch über den Häuptern der Menschen herrschte
Des Schicksals unbekannte Gewalt.
Aus Willkür flocht es seine Geißel,
Das ärmste der Wesen war der Mensch
Von launischen Göttern regiert.
Da brachtst du mir in meiner Not
Hoch vom Olymp das heilige Licht,
Die goldne Lohe, den wärmenden Strahl,
Die freundlich leuchtende Flamme!
Heil dir Prometheus mein Gott!
(2 mal.)
Vollendung gabst du mir, gabst mir das Licht,
Den zündenden Funken, die schaffende Kraft
Und brachst das Joch des launischen Zeus,
Klirrend brachst du's entzwei!
Freiheit im Feuer loht,
Heil dir, Prometheus, mein Gott,
Freude im Feuer loht,
Heil dir, Prometheus, mein Gott!!

---

## Vierte Scene.

(Bergige Anhöhe mit wild zerklüfteten Felsen. Vorn etwas abgestuft, hinten steil aufragend. Zeus und Hephäst.)

**Hephäst** (beim letzten Ton des heraufschallenden Hymnus [im Augenblick wo der Vorhang rasch aufgeht] den Hammer wuchtig auf einen Block schlagend):
Zerschmett're sie!

**Zeus:**
Das sagst du so, Hephäst!
Die Schlange stirbt, zertritt man ihr das Haupt,
Prometheus aber kann ich nicht vernichten!

**Hephäst:**
Weshalb? Was hindert den Allmächtigen,
Der Kronos ganzes Haus verdarb, der jenen
Gewalt'gen Ouranos vom Throne stürzte,
Den Einen zu vertilgen?

Zeus:

Ein Geheimnis.

Hephäst:

Du sprichst in Rätseln. Deute sie mir aus.

Zeus:

Du weißt, dem Sohn des Japetos, Prometheus
Ist alles offenbar, was künftig ist,
Er weiß, was kommen muß.

Hephäst:

Weißt du das nicht?

Zeus:

Ich ahn es nur, doch frag' mich fürder nicht.
— Ein Rauschen hör' ich durch die Lüfte schallen,
Ein nur zu wohlbekanntes —

Hephäst (hinter die Kulissen lugend):

Zeus, es ist
Der Pfauenwagen Heras, deiner Gattin.

Zeus:

Sie kommt zur rechten Zeit.

Hephäst:

Ich will von hinnen,
Zu den Cyklopen. Halt ich Kratos nicht
Und Bia deines Winks bereit?

Zeus?

Es sei!

(Hephäst ab.)

Was sucht sie hier? Erriet sie meinen Sinn,
Der sich zur Tochter Inachos' bekannte
Dem Erdenweib? Daß doch die Eifersucht
Selbst Götter nicht verschont. — Sie scheint erregt —

Hera (kommt aus den oberen Felsen):

Halt! Hab' ich endlich dich gefunden, Gatte?

(höhnisch.)

Das also ist das große, schwere Werk.
Das Einsamkeit verlangt mit — fremden Weibern??

Nun, hast du bei der Jo auch gefunden,
Was du bei meiner Häßlichkeit entbehrst?
(komödiantenhaft.)
Ich bin nichts, als ein armes, schwaches Weib —
(aufschnellend.)
Und dennoch steh' ich über dir, dem Manne.
Denn nicht nur weiß ich, wie man herrschen kann,
Ich weiß auch, wie man herrschen darf und soll!
Der Willkür Kronos nahmst du nur mit Fug
Aus launenhafter Greisenhand die Macht,
So wird mit Fug der Willkür eines Zeus
Prometheus aus der Hand das Scepter winden!

Zeus: (listig.)
Der Untreu zeihst du mich mit Unrecht, Gattin,
Denn hierher lenkt' ich meine Schritte nur
Um zu belauschen, wie die Tat gewirkt.
Und vor Entsetzen steh ich starr gebannt —

Hera (schnell):
Weil er erreicht, was nur natürlich war? —
(Verächtlich.)
Doch machst du mich nicht dümmer, als ich bin.
Du liebst die schöne Tochter Inachos',
Gesteh nur laut, was deine Blicke schwören.

Zeus:
Wenn du mir —

Hera (triumphierend):
Ha, du Schlauer, wenn und aber
Hilft diesmal nichts. Du bist ein glatter Aal.
Doch diesmal hab' ich dich. Du wirst mir nicht
Entwischen, ob du dich auch noch so windest.

Zeus:
Ich liebe sie! So sei es denn gestanden!

Hera:
Dies zu bekennen ward dir wahrlich schwer.

Zeus: (zärtlich);
Vergibst du mir?

Hera:
Nur, wenn du ihr entsagst.

Zeus: (mißmutig):
Nun forderst du!

Hera:
Das darf der Sieger stets!

Zeus:
Doch wenn ich's täte, darf ich dann auch bitten?

Hera:
Daß ich dir rate, wie du den Titanen
Zu Falle bringst? Das hab' ich gleich gedacht!

Zeus (schmeichelnd):
Du bist doch wahrlich eine kluge Frau!

Hera:
Nun schmeichelst du, das will ich garnicht hören.
Vernimm erst meine Ford'rung ganz, mein Gatte!
Nicht nur der Io zu entsagen fordr' ich
Von deinem, ach so liebewarmen Herzen,
Ich fordre auch, daß du sie aus dem Land
Der Väter treibst und meiner Rache opferst! —??

Zeus (erschrocken):
Sei milde, Gattin!!

Hera (kalt wie eine Heroine):
Gut, so geh' ich gleich
Und sage allen Göttern, wer du bist!

Zeus (furchtsam):
Nein bleibe, Hera, auf den Knieen fleh' ich —
(Er macht Miene.)
Ich weih' sie deiner Rache! Nimm sie hin!

Hera:
Nun ist mein Herz beruhigt. Sprich nun du!

Zeus:

Du weißt, Gemahlin, daß Prometheus einst
Von seiner Mutter Themis es erfuhr,
Was meiner Herrschaft Ende werden wird.

Hera:

Das möchtst du von ihm wissen und zugleich
Ihn töten? Beides ist zuviel, mein Gatte!
Entweder töte ihn und kümm're dich
Nicht lang um das, was einmal werden könnte —

Zeus:

Nein, nein, was wird. Er weiß es zu genau.

Hera:

Sonst aber mach' ihn freundlich und entlocke
Mit List ihm, was du niemals mit Gewalt —

Zeus:

Der Stärkste unterliegt den Qualen doch.
Doch laß es erst mit List versuchen —

Hera:

Wisse,
So leicht fängst du Prometheus nicht. Da hat
Ein glücklich Schicksal ihm ja noch den Bruder —

Zeus:

Halt, Epimetheus. Den vergaß ich ganz.

Hera:

Den Bruder mitgegeben. Den versuche.

Zeus:

Doch wie? Mit welchen Mitteln?

Hera:

Mach ihn neidisch,
Prometheus gilt den Menschen jetzt allein.

Zeus:

Doch was am Ende nutzt mir dessen Neid?
Weiß der, was ich zu wissen sehnlich trachte?

(Fortsetzung folgt.)

# Napoleon.

## Heroische Trilogie.

Mit einem Vorwort.

Berlin 1902. Otto Janke. Mk. 1.50, eleg. gebd. 2.—.

Teil I und III unter der Ägide der Berliner Freien Studentenschaft am 24. März 1901 vorgetragen von Gustav Kober im Berliner Architektenhaus.

---

### Urteile der Presse:

„Kontorfreund": ... Friedrich ist entschieden ein dramatischer Dichter, und durch viele Scenen weht eine Größe, die packt und mit sich fortreißt. Vielleicht ist manches zu flüchtig skizziert, vielleicht auch zuviel in den Rahmen des Dramas gepreßt; auch folgt hohen sprachlichen Schönheiten hier und da ein trivialer Ausdruck — einerlei: Der Gesamteindruck bleibt ein durchaus erhebender, und wir möchten jedem denselben Genuß wünschen, den wir selbst beim Lesen von Friedrichs „Napoleon" gehabt haben.

„Norddeutsche Allgemeine Zeitung": ... Die Kritik kann sich dem Beifall insofern anschließen, als unverkennbar Talent in dem Werke steckt, wie der unsern Lesern aus seinem „Christus" vielleicht noch bekannte Verfasser ja bereits früher bewiesen hat. Die Sprache ist gewandt, oft mit schönen und eigenartigen Bildern ausgestattet, und schwungvoll. Der Dialog meist knapp und schlagend. Die Charakteristik bisweilen ein wenig grob. ...

„Blätter für Volksbibliotheken": Es ist eine Freude, zu beobachten, daß sich unsere Dichtung wieder an große Stoffe wagt. „Fontainebleau", „Elba" (die 100 Tage) und „St. Helena" — der verzichtleistende, der wiederkehrende und der sterbende Napoleon — in diesen Worten liegt der Inhalt der Tragödie, die im Wollen und in der realistischen Art der Behandlung an Büchner gemahnt.

„Internationale Literatur-Revue", Frankfurt a. M.: Es ist das Werk ein Lesedrama, das in prägnantester Art den Charakter und die Ideen des großen Mannes näher bringt und ihn in günstigerem Licht beurteilt, ihn vor allem als Mensch und Genie schildert, der an der Gesamtschuld eines Zeitalters zugrunde gehen mußte, da dieses noch nicht reif war für die Taten Napoleons.

---

Verantwortliche Schriftleitung: Curt L. Walter, Deutsch-Wilmersdorf b. Berlin, Pfalzburgerstr. 26 a.
Druck von E. Pierson's Verlag (R. Lincke), Dresden.

# Hochland

## Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur

Herausgeber:
**Paul Friedrich und Curt L. Walter.**

**Viertes Heft.**

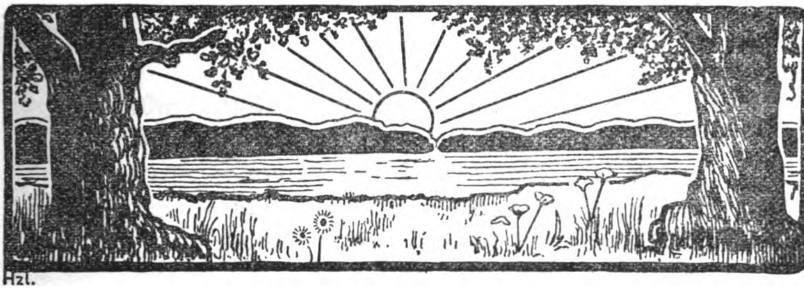
**Inhalt:**




Dresden
E. Pierson's Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler)
1903.




Preis 25 Pf.





# Hochland.

**Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur.**

Herausgeber: **Paul Friedrich** und **Curt L. Walter.**

**1903.** Heft **4.**

Preis der Einzelnummer: 25 Pf. Jahresabonnement (12 Hefte): 3 Mk. (bei freier Zustellung).


Motto: Die Flamme reinigt sich vom Rauch,
So reinige sich unser Glauben;
Und nimmt man uns den alten Brauch:
Dein Licht, wer will es rauben!
Goethe.

## Vor Goethes Gartenhaus in Weimar.

1898.

Dem wirren Lärm Berlins nur kurz entronnen,
Tret ich in deinen Frieden, Heimat, ein.
Hier rauschen tief des innren Lebens Bronnen
Und waschen neu der Seele Schwingen rein.
Der Ernst des Ewigen hält mich umsponnen
Und läßt mich wieder ganz ich selber sein.
Und niedersinkt, was Gegenwart entsprossen.
Die Zeit steht still mit ihren Feuerrossen.
Und rückwärts strömt die hundertjähr'ge Welle,
Die unser Sein von seinem Leben trennt;
Sie strömt zurück zu seines Geistes Quelle,
Die stammelnd noch der fernste Enkel nennt.
Und hier an dieser stillgeweihten Stelle
Erfaßt uns ganz sein herrlich Element,

Und ohne Trauer leugnen wir das Meiste,
Was nach ihm kam und nicht von seinem Geiste.
Denn er blieb leben, wo so viele starben,
Die sich vermaßen, ihn uns zu entthronen,
Gemäht sind nun die nachgereiften Garben
Der Saaten siegesstolzer Epigonen;
Die Ernte zeigt, wie ihre Ernten darben,
Indessen seine Werke in uns wohnen,
Gereint vom Schlackenwurf der Augenblicke,
Gekrönt von höchster Gunst, von dem Geschicke.
Wenn längst verklungen uns're flücht'gen Namen,
Wird Deutschlands Ruhm noch Goethes Name sein.
Wenn uns're Werke gingen, wie sie kamen,
Wird Goethes Werk gegraben ruh'n in Stein.
Wird noch sein Geist befruchtend neuen Samen
In einer fernsten Zukunft Boden streu'n;
Wir sollen trotz ihm wir sein, nicht ihn äffen,
Doch niemals werden wir ihn übertreffen! —

# Gedichte

von

## Emil Prinz von Schönaich-Carolath, Victor Blüthgen, S. Hochstein, Paul Friedrich.

E. von Schönaich-Carolath:

### Requiem.

Die Nacht ist weich. Es duften stark
Im Glas die Rosen. Verschwehlend knistern
Die Kerzen. Es murrt der Wind im Park
Gleich Orgelton aus tiefen Registern.

Wir sitzen allein. Es rinnt dahin
Der Atem der Nacht. Wie Geistersprache
Verklang das Vorspiel zu Lohengrin,
Ein Heimruf, im schwülen Prunkgemache.

Tief aus dem Garten, in Zickzackflucht,
Ein Falter naht, um von den Scheiben
Zum Kerzenglanze, mit störrischer Wucht,
Geblendet die zirkelnde Bahn zu treiben.

Er hat den sengenden Tod erwählt,
Sich sehnend, sein kurzes Sommerleben
Lichttrunknen Herzens, wunschgequält,
Der Schönheit opfernd, hinzugeben.

Ihn treibt zu Flammen ein dunkler Zug,
Und schweigend will er in Licht begraben
Des Lebens fröstelnden Eintagsflug,
Er will nicht Rettung noch Mitleid haben —

Du lächelst: Er war ein armer Narr,
In Spott aufblitzen Deine Zähne,
Und dennoch wandert seltsam starr
Dein Auge zu der toten Phalaene.

Fühlst du der Schönheit uralten Fluch,
Vererbt aus verschollenen Sündentagen?
Hat plötzlich das kühle Byssustuch
Ein Todesahnen um dich geschlagen?

Erwägt es heimlich vielleicht dein Sinn,
Es werde mein Stolz in Trümmer brechen,
Und ich, zu Füßen Dir stürzend hin,
Aufschreiend von heißer Liebe sprechen?

Wohl möcht' ich Deinen betörenden Leib
Umschlingen, ein Spielball düstrer Gewalten,
Doch wenn ich erwachte, würd' ich ein Weib,
Ein müdes, am leeren Herzen halten.

Wohl möcht' ich, verlachend dein Machtgebot,
Mit Küssen bedecken Dich, sinnverloren,
Und schlüge zu tausendmal jubelnd der Tod,
Der zuckende Tod aus Deinen Poren —

Doch über der Schönheit, die lodernd lebt
In Dir, gleich einem vernichtenden Sterne,
Ein dunkler, verhallender Hornruf schwebt,
Er ruft an Dir vorbei zur Ferne.

Er ruft von Schönheit und Glück abseit,
Von kurzen, schmerzenden Erdenwegen
Hinauf in die Hochluft der Ewigkeit,
Dem brausenden, sieghaften Lenz entgegen.

So breche auch ich mit fester Hand
Den knirschenden Stab vom Eschenstamme,
Und preise, daß ich den Heimweg fand
Von Dir, Du süße, lachende Flamme.

Ich gehe hinaus in die rauschende Nacht,
Zu scheiden als Fremdling, unverstanden,
Gleichviel, ob Deine Lippen gelacht,
Ob sie ein Wort des Mitleids fanden.

Ich halte dem Glücke das Totenamt
Und trage die Weltlast meiner Schmerzen
Zur Freiheit, die hinter Bergen flammt,
Zur Heimatssonne der Dichterherzen.

(Aus: „Dichtungen" von Prinz E. von Schönaich-Carolath. 2. stark vermehrte Aufl. Stuttgart. G. J. Göschen. 1893.)

## Victor Blüthgen:

### Glück.

Das waren wirre Zeiten, süß und schrecklich:
Erdbeben schüttelte die Leidenschaft,
In Blut und Nerven jubelte die Kraft
Und mit der alten Schlange spielt' ich kecklich.

Die Sehnsucht blieb. Und wilde Stürme kamen:
Ich riß die Kleider auf: Hier meine Brust,
Und laßt uns kämpfen! Gebt mir Götterlust —
Den Sieg gewinn' ich in der Jugend Namen . . .

Da war ich jung; und es war Frühlingswetter,
Und sehnte mich und dürstete nach Glück.
Die Sehnsucht blieb, der leise Schmerz zurück,
Und klagend trat ich vor den Gott der Götter:

Gib mir das Glück! Den Tropfen, mir beschieden!
Nicht den Genuß, gemischt aus Lust und Qual.
Da kam's in leisem Wehn vom müden Tal:
Warum so spät? Ich bin's: ich bin der Frieden.

S. Hochstein:

## Versöhnung.

Noch einmal wird sich kreuzen unser Weg,
Noch einmal einen sich der Dornensteg,
Den du und ich getrennt geschritten;
Und was ein jedes hat für sich gelitten,
Davon wird reden eins zum andern
Beim künftigen Zusammenwandern.

Irrung und Wirrung findet dann ihr Ziel.
Was uns gegönnt noch — wenig oder viel —
Nur einen Wunsch heg' ich: daß uns'rer Liebe
Die alte Kraft von einst verbliebe,
Rings aus Gestrüpp und Dornenhecken
Noch einen Rosenblust zu wecken.

Ein Regenbogen über uns sich spannt,
Zur Brücke wird er uns ins Heimatland!
Vom tiefen Grunde Feierglocken läuten,
Das still gewordene Herz weiß ihren Klang zu deuten.
Vergessen ist, wie eins gekränkt den andern —
Das wird ein seliges Nachhausewandern.

## Sie fanden sich von ungefähr.

Sie fanden sich von ungefähr
Und reichten schweigend sich die Hand;
Zwei Weggesellen, suchten sie
Das ferne, fremde Wunderland.
Genossen jener frommen Gilde,
In deren Brust das Heimweh brennt,
Das nur die eine Sehnsucht kennt:
Der Schönheit selige Gefilde.

Sie tauschten selten nur ein Wort
Und selten einen kurzen Blick,
Sie hegten stumm und hegten still
In ihrer Brust das Wanderglück.
Sie trugen Scheu, an das zu rühren,
Was ihre Herzen heimlich band,
Und trugen Ernst, mit reiner Hand
Der Schönheit heil'ge Glut zu schüren.

Sie wußten's, daß nur kurze Frist
Sie wandern würden Hand in Hand,
Drum schwiegen sie und wandten still
Die Augen nach dem Wunderland.
Und als dann schlug der Trennung Stunde,
Schauten noch einmal sie zurück
Nach all dem ungesagten Glück,
Das sie gehegt mit stummem Munde.

---

### Paul Friedrich:

## Auferweckung.

Ein Mägdlein schön und ohne Fehle
Haucht aus seine reine Kinderseele.

Nun liegt's in seinem weißen Kleid,
Die Glocken brummen das Totengeläut.

Die Eltern raufen im Schmerz ihr Haar
Und bergen ihr Haupt an der Totenbahr'.

Da kommen die Schreiner. Sie tragen den Schrein.
Da soll nun das liebliche Wesen hinein?

Ein Vaterunser der erste spricht,
Die andern halten den Hut vors Gesicht.

Es packt sie ein Zittern, es packt sie ein Graun,
Dem fühllosen Schicksal ins Antlitz zu schaun.

Dann betten sie sanft den Leib in dem Schragen
Und heben ihn rasch auf den Totenwagen.

Die Pferde ziehn an. Vorm Kirchenthor
Stehn schon die Verwandten im Trauerflor.

Da horch! Welches Wunder! Das Totengeläut
Verwandelt sich jäh in jubelnde Freud!

Bestürzt stehn die Träger. Da tritt ein Mann,
Ein Unbekannter, zu ihnen heran.

Sein Haupt umspielt ein himmlisches Licht,
Der Fremde so zu den Eltern spricht:

„Was seid Ihr verzagt, von Schrecken durchbebt?
Ich sage Euch, Euer Töchterlein lebt!!

Jetzt eben geht sie beim Klang von Schalmei'n,
Von Engeln geleitet, zum Himmel ein."

Die Glocke verstummt. — Der Fremdling verschwand.
Sie fragen: Hat einer den Fremdling gekannt?

Da ward ihnen klar das Geheimnis zur Stund
Und lobten und priesen von Mund zu Mund.

## Der Sehnsuchtsbaum.

Droben auf jener Höhe
Da steht ein hoher Baum,
Seine Wipfel ragen und streben
Bis an der Wolken Saum.

Er ist gar schnell gestiegen,
Zur Sonne aufgewandt,
Drum hat ihn ein flüchtiger Wandrer
Den Sehnsuchtsbaum genannt.

Ihn trifft vor allen Brüdern
Der flammende Morgenstrahl,
Und säumt ihm golden die Krone,
Wenn dunkel noch ruhet das Tal.

Ob Stürme ihn umtosen,
Ob Wetter ihn umloh'n,
Kühn hebt er seine Äste
Und spricht den Blitzen Hohn.

Hat mit den luft'gen Wolken
Manch frohen Gruß getauscht
Und ihren Wandermärchen
In stiller Nacht gelauscht.

Und stand wohl manche Jahre
Von Lenz und Herbst umbraust,
Es ward sein stolzer Wipfel
Vom Zeitensturm zerzaust.

Erfüllt ist all sein Sehnen,
Er suchte der Sonne Strahl,
Nun zieht ihn stilles Heimweh
Hinab ins grüne Tal,

Wo seine Brüder stehen
In treuer Hut gefeit . . .
**Sie ahnen nicht der Höhe**
**Leidvolle Einsamkeit.**

(Aus: „Sonnenblumen." Gedichte von P. Friedrich.
1896. Berlin. W. u. W. Heichen.)

# Goethes Idee des Göttlichen.

Von Curt L. Walter.

Goethe hat uns in seiner Lebensbeschreibung „Dichtung und Wahrheit“ selbst gezeigt, wie sich bei ihm die Idee des Göttlichen entwickelt hat. Er sagt: „Man hat im Verlaufe dieses biographischen Vortrags umständlich gesehen, wie das Kind, der Knabe, der Jüngling sich auf verschiedenen Wegen dem Übersinnlichen zu nähern gesucht, erst mit Neigung nach einer natürlichen Religion hingeblickt, dann mit Liebe sich an eine positive festgeschlossen, ferner durch Zusammenziehung in sich selbst seine eigenen Kräfte versucht und sich endlich dem allgemeinen Glauben freudig hingegeben.“

Diese Gesichtspunkte sollen uns bei der folgenden Darstellung von Goethes Idee des Göttlichen leiten.

Wie es in christlichen Häusern üblich ist, so wurde auch Goethe von seiner Jugend an mit den Grundvorstellungen der Religion vertraut gemacht, auf deren Bekenntnis er getauft worden war. Man unterrichtete ihn über den allgütigen Vater im Himmel, man lehrte ihn beten und dankbar zu dem Schöpfer aller Dinge aufblicken. Aber dem aufgeweckten sechsjährigen Knaben kamen Bedenken an der Vatergüte Gottes, wenn er hörte, wie ein verwüstendes Erdbeben zu Lissabon (1755) Sünder und Schuldlose ohne Wahl an Leben und Eigentum geschädigt. Auch ein furchtbares Hagelwetter, durch welches das Haus seines Vaters arg mitgenommen wurde, konnte ihm nur den zornigen Gott des alten Testamentes in erschreckende Nähe bringen. Dennoch waren diese außergewöhnlichen Ereignisse nicht imstande, den kindlichen Frohsinn auf die Dauer zu vertreiben. Die Schönheit der Natur und das glückliche Leben in einer wohlhabenden Familie ließen im großen und ganzen nur heitere Vorstellungen über Weltregierung und Menschenschicksal aufkommen. In kindlicher Nachahmung alter Bräuche ging der Knabe sogar so weit, durch Errichtung eines Altars und wirklich vollzogene Opfer seinem Gott ganz persönlich nahe zu treten. — Auch die hebräischen Stunden bei Rektor Dr. Albrecht sind für seine religiösen Vorstellungen nicht ohne Erfolg geblieben. Wenn er auch recht wenig Hebräisch lernte, regte ihn doch die Bibliothek des Lehrers, besonders

dessen großes englisches Bibelwerk, zum Selbststudium an, vor allem, was die Geschichte der Erzväter betrifft. Daraus ging das prosaisch-epische Gedicht Joseph hervor, und in einem andern religiösen Gedicht, das auch aus dieser Zeit stammt und das in den Goethe-Ausgaben als sein jüngstes bezeichnet wird, betitelt: „Die Höllenfahrt Christi", ist der Einfluß Klopstocks unverkennbar.

Unglückliche Liebe und Ausnutzung durch scheinbare Freunde warfen den Fünfzehnjährigen in neue nachhaltigere Zweifel. Die Weltweisheit erleuchteter Geister ließ ihn kalt, und wieder flüchtete er an den Busen der Natur. Abgetrennt von den Menschen möchte er in stetem Umgang mit ihr Gott in seinem erhabenen stillen Wirken anbeten. In solchen Stunden zeichnete er auch, und aus solcher Stimmung mag wohl Werthers Brief vom 10. Mai geschaffen sein. In gerade entgegengesetzter Stimmung befindet sich Werther am 18. August. Während dort das lebensschaffende Element der Natur ihn begeistert, schreckt ihn hier das lebenzerstörende zurück. Und aus solcher Stimmung mögen wohl Goethes Anschauungen über das Dämonische geboren sein.

Der Formelkram und die starre tote Buchstabengläubigkeit seines alten guten Konfirmationslehrers stießen ihn erst gar zurück. Ja, er hatte Augenblicke, wo ihm das katholische Wesen mit seiner Beherrschung und Durchdringung des ganzen Lebens anziehend ward, wo ihm die Vielzahl der Sakramente das Individuum in steter Beziehung und heilspendender Nähe Gottes zu erhalten schien. Gellerts moralisch trocknes Christentum übte keine Besserung auf seinen Glauben, und erst als eine todbrohende Krankheit den Entkräfteten der Unendlichkeit gegenüber stellte, da regten sich die Schauer der Andacht in dem weich gestimmten Herzen des langsam genesenden Jünglings, und die Freundin seines väterlichen Hauses, Fräulein von Klettenberg, hatte es nicht schwer, ihn, der schon in Leipzig durch Langer wieder religiös angehaucht war, für die stille Gemeinde der schönen, Jesu liebenden Seelen zu gewinnen.

Nach Straßburg nahm Goethe ihre Empfehlungen an eine herrnhuterisch gesinnte Familie mit und benutzte sie.

Diese Stimmungen hielten weiter vor, und Goethe wäre ein Herrnhuter geworden, wenn er nicht, pelagianisch gesinnt, die Sünd-

haftigkeit des Menschen verneint hätte und deshalb von der Gemeinde der Herrnhuter abgewiesen worden wäre.

In diese Zeit gehört seine Arbeit am ewigen Juden.

Es war nur noch der Tod der Anregerin dieser religiösen Gefühle vonnöten, um den selbstbewußten Geist des Jünglings nicht nur die Sünde verneinen, sondern auch das Dasein der Götter trotzend verlachen zu lassen.

Allein der groß angelegte, feurige Geist eines Goethe konnte nicht bei bloßen Verneinungen beharren. Es mußte ihn drängen, ein Neues an die Stelle der abgeworfenen Idee zu setzen. Er fand einen Halt in dem Glauben daran, daß auserlesene, dem Hohen nachtrachtende Männer von sich und aus sich heraus auf ihre Nebenmenschen wirkend neue Verbindungen mit neuen, idealen Bestrebungen und edlen, sittlichen Antrieben schaffen. Mahomet und Prometheus wurden ihm die Idealbilder; diese Männer schienen ihm den Mut und die Kraft zu besitzen, alles daran zu setzen zum neuen, schönern Aufbau der Menschheit. Während sich aber Mahomet noch durchaus auf religiöses Wollen und Denken gründet, vertritt Prometheus lediglich die auf der eignen Kraft fußende selbstschöpferische Natur, von welcher lebensspendend und geisterweckend neue, rein menschliche Entwicklungen ausgehen.

Magst du, Zeus, so ruft Prometheus in Goethes Gedicht, deinen Himmel mit Wolkendunst bedecken, dem distelköpfenden Knaben gleich an Eichen und Bergeshöhen dich üben, meine Erde mußt du mir doch lassen stehen mit meiner Hütte, die du nicht gebaut, mit ihrem Herd und seinem Feuer, dessen Glut du nicht entfacht. — Für Prometheus gibt es nichts Ärmeres als die Götter, die ihr Dasein von Opfersteuern und Gebeteshauch überhaupt noch fristen, weil es so viele Kinder und Bettler gibt, die hoffnungsvolle Toren. Je älter Prometheus geworden, um so mehr hat er sich von der Götter Ohnmacht, zugleich aber von seiner Kraft überzeugt. Die allmächtige Zeit und das ewige Schicksal, das auch über den Göttern thront, haben den Jüngling zum Manne geschmiedet. Er haßt nicht das Leben, wird nicht in Wüsten fliehen, weil nicht alle Blütenträume reiften. Nein! er formt jetzt Menschen nach seinem Bilde, ein Geschlecht, das nach seinem Vorbilde leiden und weinen, genießen und sich freuen soll und Zeus nicht achten, wie er! —

Aber die Masse der Menschheit ist nicht geeignet, der rein irdischen Macht eines einfachen Menschen sich hinzugeben, mögen seine Ziele noch so edel, mag seine Kraft noch so gewaltig der Verwirklichung des Guten nachleben, die Masse der Menschen findet sich nicht befriedigt durch rein irdisches Tun; sie schätzt ihr Erdenleben ganz mit Recht nicht hoch genug, als daß sie auf ein Jenseits und einen himmlischen Ausgleich Verzicht zu leisten vermöchte; sie braucht eine Religion mit handgreiflichen Vorstellungen und sichere Gewähr gebenden Versprechungen.

Auch Goethe konnte das nicht lange außer acht lassen; er erkannte die Grenzen der Menschheit.

Fürchtend und liebend, so ruft er uns in seinem Gedicht zu, küsset den letzten Saum des göttlichen Kleides, kindliche Schauer treu in der Brust, wenn der himmlische Vater nach dem Gewitter sein Antlitz wieder segnend über der Natur ruhen läßt. — Denn der Mensch soll sich nicht messen mit den Göttern. Erhebt er sich in prometheistischem Streben zu hoch, so verliert er den Boden unter den Füßen „und mit ihm spielen Wolken und Winde". Bleibt er unbeweglich fest an der Erde haften, so wird er vergebens darauf warten oder begehren, wie Ganymedes durch den Adler des Zeus, von seligen Gefühlen emporgetragen zu werden, „reicht er nicht auf, nur mit der Eiche oder der Rebe sich zu vergleichen". — Der Unterschied zwischen Göttern und Menschen besteht darin, daß jene ewig sind, wir zeitlich, zeitlich wenigstens individuell, wenn auch nicht generell, d. h. zeitlich, was unsre Person betrifft, wenn auch das Menschengeschlecht sich fortpflanzt. —

Goethes himmelstürmender Trotz also legte sich, und nicht bloß die Stumpfheit der Masse, sondern der nicht zu verhehlende Mangel an eigner Kraft schuf jene verzichtleistende Unterordnug unter den Willen jener dunkeln Gewalten, welchen der Mensch halb bewußt, halb unbewußt, sei es zu jauchzender Freude, sei es zu lastendem Unglück, preisgegeben ist, wovon sich ein Abglanz in der Iphigenie findet.

Scherer sagt: „Wie der Stamm der Tantaliden aus Überhebung und Leidenschaft zu Ergebung und Fassung, aus Gottesfurcht und Gotteshaß zu Gottvertrauen und Gottesliebe durchdringt, so

legte Goethe den rebellischen Trotz seines Prometheus ab und fand in der Anschauung der Natur, in der beständigen Liebe Gottes, nach der Lehre des Spinoza, sein Glück. Eine trostreiche Ansicht der Welt hält jetzt schützend die Hand über ihm. Die Götter, an die er glaubt, sind gut und weise; sie lieben die Sterblichen und wissen allein, was ihnen frommt; sie sind wahrhaftig und reden durch des Menschen Herz zu ihm, ihre Worte sind nicht doppelsinnig, und sie rächen der Väter Missetat nicht an dem Sohne; es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch." — Damit scheint er mir getroffen zu haben, was Goethe unter seinem allgemeinen Glauben versteht.

Aber auch im eignen Innern regen sich geheime Kräfte, welche hervorbrechend auf alles wirken, was in ihren magischen Zauberkreis tritt. — Und dennoch herrscht nicht ein wüstes Hinüber und Herüber dieser mit-, gegen- und durcheinander wirkenden dämonischen Kräfte, sondern ein geheimes planmäßiges Walten schafft durch Ausgleichungen und Angleichungen schließlich immer ein geordnetes Bild menschlicher Freiheit, wie Goethe das im Egmont gezeigt hat, auch im Faust.

Damit war er denn auch dem christlichen Gottesbewußtsein nicht mehr fern, und Faust, sein Doppelgänger, antwortet darum mit Recht auf die Gewissensfrage Gretchens: „Glaubst du an Gott?" —

Mein Liebchen, wer darf sagen:
Ich glaub an Gott?
Magst Priester oder Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott
Über den Frager zu sein. —
So glaubst du nicht?
Mißhör' mich nicht, du holdes Angesicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?

Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimnis
Unsichtbar sichtbar neben dir!
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn' es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut."

Und in seinem Gedicht „Das Göttliche" verlangt er vom edlen Menschen: er solle, in den rechten Grenzen des Menschheit sich bewegend, sein ein Spiegel des Göttlichen, ein Bild und ein Zeugnis des Ewigen „hilfreich und gut".

„Schlangenwandelnd", wie jeder nicht gewöhnliche Mensch, hat sich Goethe zu dieser Erkenntnis schließlich durchgerungen. Er hat viele Gegner gehabt, die das nicht verstehen konnten und ihn den „großen Heiden" nannten. Er hat sich gelegentlich selbst einen Heiden genannt, nie aber einen Atheisten oder einen Ungläubigen. Das wird völlig klar und widerlegt alle gegnerischen Stimmen, wenn wir hören, was Herman Grimm sagt: „Nur zwei Überzeugungen hat Goethe stets gehabt und ausgesprochen. Die eine: daß ein persönlicher Gott sei, welcher, was die Geschichte der Menschheit anbelangt, einen Willen und ein Ziel habe, und die zweite: daß es eine individuelle Unsterblichkeit gebe. Diese beiden Glaubensartikel bekennt Goethe, ohne Beweise zu verlangen oder zu geben, er hat sie, sie sind in die Fundamente seines Daseins eingemauert. Über sie hinaus aber auch nichts weiter. Er weist jedes Detail ab. Alles Überirdische, dem diese beiden Gedanken nicht genügten, ließ ihn ruhig. Dagegen verlangte er, was jeder Mensch verlangt, eine Theorie der sittlichen Organisation der Menschheit, und zwar diese auf die sichersten Beweise gegründet."

# Nachtgebet.*)

Von Erich Oesterheld.

Ich fühle, wie der Sternenschein meine Seele durchleuchtet, wie er die weichen Silberfluten gleich Schmeichelhänden über schmerzende Wunden streicheln läßt, und wie er mit mildem Träumerblick nach meinen verborgenen Geheimnissen fragt.

Du ewiges Geheimnis des Schmerzes, du ewige Frage der Sehnsucht, aus dir ringt sich mein keimender, die Erlösung fordernder Wille los nach der Sternenhöhe, dem Neuland meiner Wunschseele!

Alle Geheimnisse liegen in der stummen Frage des Lebens — dieses Lebens, dem ich fremd bin, das ich mißverstanden habe!

Ein Problem verlangt nach Erlösung aus dem Ahasvergange eines zerrütteten Ideenlebens! Mein Dasein ist selbst eine bange, stumme Frage an das rauschende, lebendige Leben!

Ich spreche zum Sternenhimmel, von der harrenden Sehnsucht meiner gequälten, quälenden Ideale:

„Sieh mich harren, du Einziger, in der Erwartung eines kommenden Glücks und zittern vor dem Nahen einer dunklen Schicksalsmacht, die sich über mich ausbreiten könnte wie ein dichter, schwarzer Schleier über das Herzleuchten meines sehnenden Ichs!

„Und sieh mich dulden in schweigender Knechtschaft, weil das Dulden gerecht macht, die Kraft gibt zu lachen, zu jauchzen und im Glück zu weinen!

„Doch nimm mir auch die Sisyphus-Qual, die mich meinem Hochlande fern hält, meinem Neulande!

„Laß mich in deinem nächtlichen Aufleuchten die Bejahung meiner Sehnsucht erkennen, laß mich weise sein, um gerecht zu werden, laß mich gerecht werden, um recht zu erkennen, was Weisheit ist!

„Löse einen deiner Sterne los und laß ihn durch meine Weltsehnsucht glühen, erleuchte mich, damit meine düstre Traurig-

*) Aus einer demnächst erscheinenden Gedichtsammlung „Sonnenkinder“.

keit eine glückglänzende Träne werde, die auf die brennende Stirn meiner fiebernden Seele erlösend herabfällt.

„Sieh mich verwaist im Schatten einer verblühten Jugend nach neuen Sternen greifen, die über mir leuchten und — über mich lächeln.

„Laß mich hineingreifen in die Geheimnisse eines neuen Lebens, das mir selbst gehört und dem ich angehöre!

„Reinige mich von den Schlacken meiner Alltagsweisheit, die mir so dumm scheint, weil sie kein inneres Leuchten spendet.

„Nach Jahren zählen die Stunden meiner Sehnsucht — öffne du mir ein neues, ein selbstbestimmendes, ich-selbst-seiendes!

„Und es werden viele sein, die dieses Augenblicks harren, die meinen Fußstapfen folgen werden, lichthungrig, lebensfremd gleich mir!

„Und es wird ein Jauchzen sein im Reiche der Wenigen, die uns so viel sind, daß die Höhen im Sonnenlichte beben, die lebenströmenden Talgründe klingen werden im Widerhall jenes heiligen, einstimmigen Opferrufes:

„„Dir, Neuland, opfern wir unsere Seelen, die im Weihrauch zu Tauben werden, dir, Hochland, neuerkämpftes, wollen wir unsere tiefsten Glückseligkeiten schenken, dir wollen wir alles sein, damit du uns alles bist!““

„Ja, und ich will jauchzen und jubeln auf dem Acker meines neuen Lebens, jauchzen, weinen und wieder in Tränen jauchzen! Und des Lebens Schönheit segne und heilige uns!!“

# Judas Ischarioth.

Ein dramatisches Gedicht in fünf Abteilungen von Elise Schmidt.*)

## Vierte Abteilung.

### a) Vor der Tat.

### Das Tal Ben Hinnom.**)

**Judas** (kommt langsam unter dem Drucke der vorherigen Begebenheit, von Mittag bis gen Abend wendend). Ha! Bin ich hier? — Meine Gedanken waren über mir und meine Füße sind daher geschritten, ohne daß ich's wußte! — Hier ist's gut sein für eine finstere Seele, die die Einsamkeit sucht. — Keines Menschen Fuß betritt diese verfluchte Stätte und nur der Flügelschlag des Steinadlers erschüttert die Luft. Wie langsam und traurig das Wasser mit grünlichen Tropfen über den Felsen sickert, als wären es Kummerzähren, die die Natur dem dahin geschwundenen Moloch weint. Die Sonne hat keine Macht in dieser Wüste; zwergigt und verwachsen stehen die Bäume, trübe und unfruchtbar seit Jahrhunderten wie jetzt — und die langen Schlingpflanzen verstricken sich um ihre Wurzeln, wie böse Gedanken um ein verachtetes Herz. — Mir ist wohl hier! Ich will mich auf diesen Felsblock, der über dem Abgrund hängt, niedersetzen und hineinschauen in die Tiefe, bis mir tiefe Gedanken kommen und ich Ruhe finde vor mir selber. (Er steigt hinan und setzt sich.)

(Nach einer Pause.)

Du bist ein wunderlicher Ort, o, Tal Ben Hinnom! — Sehnsuchtskrank schmachtest du nach der vergangenen Größe, wo das Wehegeschrei der Gemarterten sich schauerlich mischte mit dem Weihegesang der Priester, die dem prächtigen Moloch hier die Kinder ihres

*) Wir bieten obige Stellen aus dem in 5. Auflage bei Phil. Reclam erschienenen Drama unsern Lesern, um sie mit der genialen Arbeit einer vergessenen Toten bekannt zu machen, die turmhoch an Wert das durch den „Goethebund" (!!) in Mode gebrachte Schauspiel „Maria von Magdala" von Paul Heyse überragt. D. Red.

**) Gegen die Mittagsseite Jerusalems gelegen führt das Tal diesen Namen vom Weihegesang der Priester und dem Wehegeschrei ihrer Opfer. Später machten die Juden daraus „Gehinnom", das Tal der Verdammten, die Hölle.

Volkes zum Brandopfer brachten. Deine Erde scheint noch feucht von den Tränen der Angst, die darauf gefallen. — Diese Steine — Altäre einst, ausgehöhlt mit den Fingern derer, die voll Schmerz in die Felsen griffen. — Dieselben Steine, die ich jetzo mit verächtlichem Fersenstoße von mir schleudre? — Bah! Das läßt mich die Menschen verachten, daß sie sich untereinander am Gängelbande ihrer Weisheit führen, daß die Väter dasselbe heilig halten, was ihre Enkel verspotten und deren Kinder wiederum anbeten werden! Daß sie sich Gott und Teufel gleich zweien riesigen Männern denken, die an der Tafel der Welt mit Laster und Tugenden um ihre Seele würfeln. O, über diese Propheten, diese Gesetzgeber, diese Gott begeisterten, die lebendige Götzen aus ihren Gedanken schnitzten, ihnen den Odem durch die Nase gehen ließen und die Backen aufbliesen, daß die Völker gläubig davor in den Staub sanken. O Moses, Samuel und Elias! Wer mich euer Geheimnis lehrte, die Saat der Gedanken in die Furche von Jahrtausenden zu legen! — Jedoch was frommt es Euch — Ihr sterbet und werdet zu Staub wie tönerne Geräte; so geht ihr in die Finsterniß und in das Nichts zurück, aus dem ihr entstanden; denn was ist finsterer als der Grund der Mutter und was nichtiger als das winzige Samenkörnlein, das der Saft einer Quitte tödten kann?! —

(Nach einer Pause.)

Wie schwer die Luft ist! Der Abgrund schickt qualmigte Dünste aus, die den Tod mit sich tragen und nach dem Leben spähen! Ich könnte mich hier niedersetzen und nichts durch meinen Mund lassen, als die giftige Luft. — Am dritten Tage wäre ich eine Leiche und Alles wäre aus! — Die Rabbinen verfluchen den Selbstmord als die größte Sünde und lehren, daß Jehovah ihn strafe mit ewigem Zorn und mit dem Feuer Gehinnom's — —. Ich verspotte die Toren sammt ihrer Lehre; ich verachte die menschlichen Lasttiere und die Huld des Lebens. Ich will mit dir in den Kampf gehen du, Jehovah, höchster Gott, und mit dir, dem Obersten der Teufel, denn ich will jetzt meinen Kopf an dem Felsen zerschmettern und nicht die Augen schließen beim Sprunge in die Tiefe!! — Höret ihr es, wie der Staub euch höhnet? — Wo seid ihr nun, daß ihr es duldet? — Er selbst vernichtet sich und ihr habt keine Gewalt ihn zu halten!!

(Er nimmt einen Anlauf, um sich in den Abgrund zu stürzen — da erscheint Jesus, aus dem Dickicht tretend, auf der Spitze des gegenüber ragenden Berges.)

**Jesus** (rufend). Judas!!!

**Judas** (unwillkürlich inne haltend). Wer bist du, der mit meinem Namen zehnfach den Donner weckt? —

**Jesus.** Ich bin es.

**Judas.** Komm herab! Komm herab! Die Wolken umkreisen den Gipfel und hüllen dich ein, als wären sie dein Gewand. Bist du ein Gott?

**Jesus** (tritt ihm näher). Erkennst du mich?

**Judas.** Ha du! — Was suchst du hier?

**Jesus.** Ich suche dich.

**Judas.** Wehe über dich, daß du mich störtest! Ich hätte mich in die Tiefe geschleudert und wäre an den Felsen in Stücke zersprungen. Wehe über dich, du hast mich um den Tod gebracht!

**Jesus.** Noch darfst du nicht sterben.

**Judas.** Wer bist du, der da sagt: Du darfst nicht, wenn ich es will?! (Pause.) Wehe, ich habe dich gefürchtet, fortan will ich dich hassen!!

**Jesus.** Fortan wird nur Liebe auf Erden sein, und die Furcht soll weggenommen werden.

**Judas.** Fluch sei der Liebe! Sie hat mich verstoßen von Kind auf. Sie hat mich hinausgeworfen auf den Weg, als ich noch ein nacktes, zappelndes Würmlein war, wo mich die Schweine fressen oder die Rosse zerstampfen konnten. Fluch! Fluch der Elternliebe!! — Da hat mich gefunden ein Vornehmer auf Erden und, weil mein Winseln ihn rührte, hat er mich genommen in sein Haus — und hat das Kindlein gelegt an die Zitze seiner Hündin und hat mich aufgezogen gleich einem Hunde unter seinem Tische, und meine ersten Feinde waren die Hunde, denn sie fraßen mir die Brosamen weg, die von des Herrn Tafel fielen; o Fluch über die Nächstenliebe!! — Darauf haben sie mich hinausgestoßen ins Leben, und ich bin einsam gewesen, ein Fremdling unter den Menschen, — diese aber haben mich gemieden, verachtet und gehöhnt; weil ich arm war und ohne Ansehn. Fluch! Fluch der Menschenliebe! — Ich habe das schönste Weib bezwungen gegen den Willen ihres Stammes und ihres Hauses.

Ich habe mit ihr das Rätsel der Menschwerdung aufgelöst und sie alle Lust der Welt kennen gelehrt, — sie hat dich gesehen und mich verworfen. Fluch aller Weiberliebe! Aber Fluch, tausendfacher Fluch der Gottesliebe, die die Menschen aufwachsen läßt, ein armseliges Zwittergeschlecht, was nirgend zu Hause ist, nicht im Himmel, nicht auf der Erde. Heimatlos irren wir umher — ein Spiel der Winde und der Laune jenes Gottes, den ich verfluche!!! —

**Jesus** (sieht ihn an).

**Judas** (auffahrend). Was willst du? — Warum treffen mich deine Augen? — (Das Gesicht wegwendend.) Wehe, seine Blicke schlingen Ketten um mich. — Ich schäume dagegen und kann sie nicht zerreißen. — —

**Jesus** (legt die Hand auf sein Haupt). Judas!

**Judas** (durchschauert). Ha!!!

**Jesus.** Waffne dich wie ein Mann, ich will zu dir reden.

**Judas.** Schweige, schweige! Deine Stimme kommt über mich wie ein Strom! — Lasse mich! — Stand nicht mein Herz, trotz Gotte, der mich ins Menschenelend warf, wie ein Fels, an dem die Wogen sich brachen? — War ich nicht frei wie der Wüstenlöwe, mit den Pranken die Erde schlagend, daß sie ächzete — bis du erschienst?! — Wehe, du hast die Ceder unter den Bäumen gefällt. — Aber sie erschlägt dich im Sturz!

**Jesus.** Was säumest du noch?

**Judas.** Jesus! Jesus! Ja, ich will hin zum Volke, dem du lehrtest, und dich verraten. Die dich mit mir hassen, werden dich ergreifen, dich binden — dein Angesicht, das mich zu Boden krümmt, wird im Tode erblassen — und nach dir wird kein Messias mehr sein, o Jesus! Aber Wehe, Wehe dem Volk, das dich tödtet! Mein Haß zerschmettert es für die Ewigkeit.

**Jesus** (streckt die Hand gen Jerusalem). Mache dich auf und gehe hin!

**Judas** (gehorcht unwillkürlich. Am Ausgange hält er an und blickt in das Tal zurück). Er ist nicht mehr da. Er ging durch die Nebel. — Jetzt sehe ich ihn auf der Höhe, über ihm die Sonne, den Tag! — Ha, wie unten die Dünste sich ballen. Schwarze Gewitter umflattern den Berg. — Fort Judas, räch' an Israel den Tag, da du geboren wurdest. Fort! Schon strecken sich die Blitze gegen mich wie Spieße,

und der Nachtwind saust mir nach über die Stoppel. — Fort, fort Judas!! (Er eilt nach Jerusalem.)

## Fünfte Abteilung.

### b) Nach der Tat.

### Felsige Gegend in der Nähe von Golgatha.

**Judas** (steigt aus einer Kluft herauf). Keine Ruhe! Keine Ruhe! Nicht hier! Nicht da! Nicht dort! Nirgend! Ich bin wie ein Tier, das man hetzet; wenn ich ein Gekreisch hör', spitz' ich die Ohren und laufe! Gestern packte es mich am Nacken und trieb mich über die Felder nach Jerusalem in seinen Kerker. Ich versteckte mich in dem äußersten Winkel und lauschte durch's Gitter. O, ihr unverwundbaren Felsen! da wurde selbst mein Haß bleich vor den Qualen, die sie ihm taten; und ich wandte ihm den Rücken zu und schloß die Augen — aber ich sahe ihn dennoch. Er stand da in den Banden, als hätt' er alle Freiheit im Himmel und auf Erden; sein heller Blick fuhr durch die Finsternis wie des Cherubim's Schwert und durchbohrte mich in meinem Winkel. O Erde, da fühlt' ich mich deinesgleichen — und ich barg mein Antlitz im Mantel, als könnt' ich mich so vor mir selber verbergen. „Morgen wird er ans Kreuz geschlagen“ riefen die Wächter. Und ich stürzte über die Mauern durch Felder und Vorstädte. In mir sein Antlitz wie eine mächtige Flamme, die den Judas versengt. O brüll' auf, Leviathan, aus der Tiefe! Werdet los, ihr Stürme! Wanke, Erde, damit ich das Stück aus meinem Leben, was sein Blick herausgeschmolzen hat, wiederfinde in den Elementen! O, wenn nur diese Stille von der Erde wiche — wenn nur die Rinder brüllten, die Rosse den Boden stampften, oder ein Brand aufflammte, die Welt verzehrend, damit ich ruhig würde! Aber diese Stille greift mich an wie ein Schmerz, wühlt mich durch wie ein Orkan, krallt sich an mich wie die Pest, jagt mir nach wie der Todesengel, die Lanze geschwungen und nach mir zielend! O kaltes Lächeln der Natur! Ich will dir entfliehen, höhnische Zeugin meiner Schmach und wär's bis an die Spitzen der Morgenröte! Meine Gewänder teilen sich wie Rabenfittiche, wollt ihr mich in die Wolken tragen oder in den

Abgrund schleudern? Wohin? Wohin? (Er faßt sein Gewand mit ausgebreiteten Armen wie Flügel und wird davon getrieben.) Wohin? Wohin?

(Drei Männer begegnen sich am nämlichen Orte.)

**Der Eine.** Wo kommt ihr her?

**Die Anderen.** Von Golgatha herab.

**Der Eine.** Ich will noch hin.

**Die Anderen.** Wir sahen ihn kreuzigen und weinten über ihn.

**Judas** (kommt zurück). Ist er tot?!

**Die Männer** (weichen seitab). Was ist das für ein Mensch?

**Judas.** Schreiet es aus! Höhlt aus die Felsen mit einem Wort und sprenget sie! Sagt, er sei tot!

(Sie schweigen.)

Ha! Er kann noch nicht gestorben sein; ich seh's an euren Mienen, die den Tag mir zeigen! Wäre es! Sie würden finster wie die Nacht, der Tod ergriffe mit grausiger Faust die stolzen Menschenzüge; fort würfe die Sonne ihre stumpfen Zeiger — und mir wäre wohl!

**Der eine Mann.** Nun ich meine: wär' der Mann, den sie da oben kreuzigen, ein Prophete, wie sie sagen, und Gottes Sohn, wie könnte er sich nicht vom Kreuz erlösen?

**Judas** (packt ihn an). Jude, Jude! verflucht sind Alle, die wie du so denken; das ganze Jerusalem, was mich verhöhnt mit seinen gold'nen Spitzen, es stürzt! weil es so denkt wie du. (Er rüttelt ihn.) Ha, wärst du jetzt ganz Juda! ich packte dich und würfe dich hinab von steiler Höhe, daß an den Zacken du das Herz zerbrächest — dir wäre besser, es geschäh' auf einmal, als für die Ewigkeit den Fluch zu tragen!

(Plötzlich eine schreckliche Verfinsterung. Orkane heulen. Felsstücke fliegen durch die Luft. Es ist die dritte Stunde.)

**Alle.** Weh uns, er raset! Wehe, wie geschieht uns? Schwankt der Felsen? Dreht sich das Land nicht um uns her in Kreisen? Ach, Tag des Jammers!

**Judas.** O Tag der Freude! Wer hat dem Himmel so ins Herz gestochen? Ich tat es, ich! Riesig, ein Tropfen Blutes, sinkt herab die Sonne, und es verlischt die krankgewordene Erde!

**Die Männer** (entfliehend). Weh uns, der jüngste Tag bricht ein. Weltuntergang! Weltuntergang!

**Judas.** Nun, indem die Welt zusammenkracht, geschieht mir wohl! — Reich' mir den Ast, mitleid'ger Baum; nicht will ich zermalmet werden von des Erdballs Scherben; frei im letzten Hauche will ich vergehen wie ein Gott! (Der Baum biegt sich hin und her.) Schwankst du gleich einer Gerte, stolzer Baum, von unsichtbaren Mächten gefaßt an deinen Haaren — o sei mein Bild und werde wieder stark!

(Das Erdbeben tritt ein.)

Ho! Das Band der Täler reißt, die Berge rücken aneinander. Ich sehe Golgatha! Ich seh' **ihn** bleich am Kreuze blutend; die Dornenkrone und das schöne Herz geöffnet vor der Welt erstauntem Auge! Ich seh's und bebe nicht. Nein, der Anblick macht wie Wohltat mich gesund! — Du warst mein Inhalt. Du bist ausgeschüttet und trunken ist die Welt von dir! Ich fühle jetzt mich wie ein leer Gefäß, wozu noch dient es? Ich zertrümm're es! (Er erhängt sich an seinem Gürtel.)

(Der Sturm kommt, reißt ihn los, entwurzelt den Baum und zerschlägt den Felsen. Tiefste Dunkelheit. Der Gekreuzigte sichtbar.)

**Gebet der Maria am Kreuz.** Herr, ich stand am Kreuze. Jetzt liege ich flehend vor dir um der Menschheit Leid, flehend um Licht! Laß vorüber die Nacht, o Herr!

Ende.

# Prometheus.

Tragödie von Paul Friedrich.

(Schluß.)

Hera (nach einer Pause):

Vielleicht hat es der Bruder ihm vertraut,
Dem einzigen, der lebt von den Titanen.
Weiß er's, so gibt er das Geheimnis preis,
Was du mit List Prometheus nie entlockst.

Doch will es klug und vorsichtig bedacht sein.
Und weiß er's nicht, so hast du nichts verloren
Und viel, sehr viel gewonnen. Hör' mich an!
Hephästos suche auf in seiner Höhle,
Wo ihm Cyklopen eh'rne Waffen hämmern,
Athene sende ich sogleich dahin.
Denn sieh, es gilt den Trug im Schein des Rechts.
Prometheus raubte dir das Licht. Er brachte
Mit ihm den Menschen Klarheit in die Welt,
Doch — Epimetheus hatte nichts zu geben.
Dem weicher'n Sinne, wie du ja an dir
Genug erfahren ist der Inbegriff
Von allem Schönen und Verlockenden
Das Weib! Nun soll Athene mit Hephäst
Ein überirdisch Mägdlein schaffen, du
Hauchst ihm des Himmels halb und halb der Erde
Lebend'gen Odem ein. Mit einem Krug,
In den wir alle bösen Geister schließen:
Die Seuche, Brunst, den Irrsinn und den Mord,
Entsenden wir die holde Spenderin
„Pandora" zu dem schon verwirrten Bruder.
Trifft sie ihn so, daß sie ihn zu betören,
Zu überlisten glaubt, so halte sie
Der Leiden Spende noch zurück, bis sie
Das dir so teuere Geheimnis weiß.
Doch scheint er vorbereitet oder merkt
Sie gar ihm an, daß er davon nichts weiß,
Dann lasse sie des Kruges Inhalt gleich
Zu unſ'rer Rache frei. Der Leiden Zahl
Wird den getäuschten Epimetheus töten,
Die Menschen von Prometheus weichen lassen,
Daß er allein, verlassen, sich dir opfert.
Was folgt, das ahnst du selbst.

Zeus:

Ich danke dir!

Hera:

Nun eile zu Hephäst und künde ihm
Des nahen Werkes schwere Arbeit an.
(kokett.)
Und sie muß zaub'risch werden, schöner noch
Als Jo und die oft getäuschte: Hera!
(Ab.)

Ende der vierten Scene.

---

## Fünfte Scene.

(Behausung des Epimetheus. Ein hohes, halb barbarisches, halb antikes Gemach. Seitlich offen. Epimetheus ruht in einem unschönen Stuhl. Es ist spät abends. Auf einem Herd an der Hinterwand brennt das Feuer. Die Wände sind kahl und ohne jeden Schmuck.)

Epimetheus (allein):

Das hab' ich nun zum Lohn für meine Güte.
Er ist ihr Abgott. Er nur ganz allein.
Der Blinde, der die Blinden führen will,
Er reißt sie alle mit sich ins Verderben.
Und ich, der sie bewahren, retten wollte
Vor Übereilung, aller Übel Höchstem,
Ich werde nun gehöhnt und kann mit Fug
Die Krumen essen, die von seinem Tisch
Zur Erde fallen! Doch geschah mir recht!
Was gönnt' ich ihm auch stets den ersten Platz,
Nun kann ich sehen, wo ich bleiben werde!
(Er steht auf und geht eine Weile schweigend auf und ab.)
Fluch, dreimal Fluch der unheilvollen Tat!!
Sie zückt den Rachestrahl des Götterknaben
Zu früh auf unser freies Haupt herab.
Ich falle auch, wenn ihn die Rache trifft,
— Denn jede Schuld auf Erden rächt sich — doppelt.
Und welche Sühne fordert solch Gebahren?!
(Er geht wieder eine Weile stumm auf und ab. Es wird dunkel.)
Wie lebten wir im Dunkel doch so frei,
So schmerzenslos dahin, so zukunftsreich.

Im Schatten brüteten die heißen Herzen
Gewalt'ge Pläne für die Zukunft aus;
Doch klug verbarg sich jenem unser Sinnen
Und unser war der Sieg, der künft'ge noch.
Nun ist es aus. —

(Wieder geht er einen Augenblick auf und ab.)

Das Licht macht keinen glücklich.
Wir sehen unser Elend hell und klar
Und werden nun geseh'n. Törichter Bruder!

(Pause.)

(Leise.) Doch da Gescheh'nes niemals ungescheh'n
Sich machen läßt, so will ich ihnen mehr,
Als deine Feuerfackel brachte, geben!

(Dämonisch.)

Dich, dich, Erkenntnis, fürchterliche Macht,
Die seines Tuens Nichtigkeit entschleire,
Die ihn und seine heißgeliebten Menschen,
Die ekle Brut, an sich verzweifeln lasse,
An allem, was sie glaubten, zu erreichen.

(Plötzlich in gesteigertster Exaltation.)

Ich höre Schritte — nahst — du — mir — Erkenntnis??

— — — — — — — — — — — — — — —

(Von links, vom Zuschauer, tritt die weißverschleierte Pandora ein. Epimetheus weicht entsetzt zurück. Sie geht im folgenden ganz gemessen auf den Herd zu, in dessen Lichtschein sie sich nachher entschleiert.)

Pandora (ein zartes Astralwesen, verführender Wohllaut des Organs):

Ich nahe dir aus Mitleid, Epimetheus!

Epimetheus (entsetzt):

Wer bist du? Zeig' dein Antlitz! Laß mich's schau'n!

Pandora (sanft abwehrend, ohne Gesten, durchaus antik):

— Noch nicht, noch nicht. Erst höre meine Leiden.

Epimetheus (w. o.):

Verwirrt sind meine Sinne. Dunkel schwant
Mir Fürchterliches. Zeige, wer du bist!

Pandora (w. o.):

Noch nicht, noch nicht. Erst höre meine Qual!!

Epimetheus (in dem der Titanengroll erwacht):
So bist du's also, lock'ger Himmelsknabe!
(Sich rasch steigernd.)
Du wagtst dich nicht umsonst so tölpisch her.
O glaube nicht, ich sei ein dummer Tor,
Den deiner Liste schmeichlerisches Netz
Wie eine Mücke garnt. Ich töte dich!!
(Er stürzt in unsäglicher Wut auf Pandora zu, die eben in den Lichtschein des Herdfeuers getreten ist.)

Pandora (sich entschleiernd. Mit betörender koketter Süßigkeit, äußerlich immer groß-antik):
Ich bin ein Weib! Bin Fleisch von deinem Fleisch
Und Blut von deinem Blute, Epimetheus.
Mich zeugte jener, den du in mir suchst,
Im frevelhaften Bund mit — deiner Mutter!!

Epimetheus (ganz verwirrt):
O Erde! Meiner Mutter heil'ges Herz!!
(Rasend.)
Hinweg — ich will ihn suchen, will ihn treffen,
Wo ich ihn finde. — Hab' ich keine Faust,
Die einen Block wie mürben Lehm zermalmt?
(In ungeheurem Schmerz.)
Das tat er meiner Mutter? Mutter? Mutter!!!

Pandora (leise):
Du dauerst mich, mein Bruder, hör' mich an!

Epimetheus (schnell):
Ich hörte viel zu viel!! Das Maß ist voll . . .

Pandora (zischelnd wie eine Schlange):
Ich habe, was dich rächt, doch hör' mich an!!
Bezähme dich, du Kluger, muß ich das
Dir raten, der die Übereilung haßt? —?

Epimetheus (dadurch ernüchtert):
Recht hast du. Rede schnell. Ich will mich zwingen.

Pandora (immer anmutiger, natürlicher, kindlicher):
Von ihren Brüsten stieß der neue Gott
Das schwache Kind hinaus. Ein wildes Tier

Erbarmte sich, wo jener es nicht tat.
Im Schutze einer Wölfin wuchs ich auf.

**Epimetheus** (rasch):
Und sogst aus ihren Eutern Milch der Rache?

**Pandora** (tierischer, sinnlicher, leidenschaftlicher):
Sie keimte in mir auf; ein Schlangennest
Ward dieses Herz. Die Viper war ja sanft,
Verglich ich sie mit dem gerechten Gott.
(Näher kommend.)
Da, als ich reif war, schön, wie du mich schaust,
(Epimetheus' Sinnlichkeit aufreizend.)
Und in mir auch gereift, was er gesät,
Da schlich ich mich in Hermes Liebe ein,
Des Götterboten, der euch wohlgesinnt ist.

**Epimetheus** (wird aufmerksam):
Und? Sprich! Ich glühe! Was entlocktst du ihm?

**Pandora**:
Er raubte Zeus in unbewachter Stunde
Die Geister der — Erkenntnis.

**Epimetheus** (außer sich):
Der Erkenntnis?
(Jubelnd.)
Pān δῶρα nenn' ich dich, du gibst mir alles,
Wonach ich trachtete, wenn in der Nacht
Ich ruhlos mich auf meinem Lager wälzte
Und auf Verderben sann Zeus und — Prometh!

**Pandora** (blitzschnell);
Halt an! Noch eins. Weißt das Geheimnis du,
Das Zeus so sehnlich zu erfahren trachtet?

**Epimetheus** (stutzig):
Ich — das Geheimnis? Nein, das weiß Prometheus.
(Schmerzlich.)
Nur er, nur er. Er weiß es ganz allein!

**Pandora** (rasch):
Nur er? O nein, du irrst. Hier schläft es. Hier,
In diesem Kruge schläft der Sieg, mein Bruder!

**Epimetheus** (sich kaum bezähmend):

**Wenn ich ihn öffne???**

Pandora (siegesgewiß):

**Wird zur ries'gen Tat,**

**Zur ungeheuren, was dein Herz begehrt.**

Epimetheus (jauchzend):

Tat wird das Wort: Erkenntnis!!!!

(Er lüftet den Deckel — der Krug entfällt ihm. — Entsetzt taumelt er zurück.)

(Dicke bläuliche Dämpfe und leuchtende Gase erfüllen den Raum. Bald sieht man ungewisse Figurenschatten im Rauch. Dumpfes Geräusch wie ferner Donner.)

Pandora (triumphierend. Sie reckt sich in die Höhe und scheint über sich selbst hinauszuwachsen):

Schenkt dir — Zeus!

Epimetheus (will auf sie zu):

Verruchtes Trugbild, Ausgeburt — des — Himmels!!

(Er röchelt und schlägt tot zu Boden.)

Pandora:

So geh' es allen, die den Göttern trotzen!
Hei!!

(Ein silbernes Lachen ertönt, sie verflüchtigt in Rauch.)

Die Geister der Erkenntnis (aus dem Dampf):

Wer Erkenntnis schauen will
Muß an ihrem Blick vergehen,
Denn Erkenntnis ist Verzweiflung!
Macht nun haben wir und Freiheit,
Irrsinn, Schande, Mord und Seuche!
Und nur eins bleibt in dem Elend,
Das wie Blei die Menschen kettet
An die Erde: eins: Die Hoffnung!

(Verschwinden.)

Ende der fünften Scene.

---

## Sechste Scene.

(Ein freier Platz mit allen Zeichen der Kultur. Im Hintergrunde regelrecht gebaute Hütten. Gleichmäßig in zwei Halbkreisen gepflanzte Bäume. In der Mitte

der Bühne eine dicke Linde. Auf einer Steinbank unter ihr tieftraurig Prometheus. Heller Tag. Sonnenschein. Seitwärts vereinzelte Gruppen der Menschen. Sie deuten mit drohenden Gesten auf Prometheus.)

**Prometheus** (ganz gebrochen):

Mein Bruder — starb. Und deine Sonne lacht.
(Er ballt die Faust, um sie gleich wieder sinken zu lassen.)
Giftpfeile sendend auf mein müdes Haupt.
Ach, nur zu gut gelang dir diese List.
Nun siecht mein Werk dahin und ist vergebens.
Sie werden des Erworbenen nicht froh,
Seit Mord und Seuche, Sorge, Not und Kummer
In ihre Hütten ihren Einzug hielten.
Sie werden mir die Schuld zu tragen geben
An allem, was geschah, sie zu befrei'n.
So rächt sich eine unbedachte Tat.

(Pause. Nach einer Weile sieht man immer mehr Menschen auftauchen. Dumpfes Stimmengemurmel hört man, Prometheus fährt auf und erblickt die Gruppen.)

Was wollt ihr, wilden Hunden gleich, bei mir,
Die toll geworden, nach dem Monde bellen?!!

**Sprecher der Menschen:**

Gib uns das Dunkel wieder, Japetide!
(Er kommt mit vielen anderen auf Prometheus zu.)

**Prometheus** (voll triumphierendem Trotz):

Es ist — dahin!!

**Sprecher der Menschen:**

Du hast es uns geraubt!
Wir wollten nicht dein Licht, noch deine Hilfe!
Bist du so schwach doch, daß du dich nicht selbst
Vorm Zorn des Götterkönigs weißt zu wahren.

**Prometheus:**

Ich will mich auch dem Knaben nicht entzieh'n,
Nur eurem Undank zu entfliehen tracht' ich!

**Sprecher der Menschen:**

Das nennst du Undank, wo ihr unsern Frieden
Uns raubtet und dafür den ekeln Mord,
Die Seuche und die Not gegeben habt?

Das nennst du Undank, daß wir Schwachen nun
Für eure Raserei zu dulden haben?

**Prometheus:**

Ja, undankbar nenn' ich euch wohl, ihr Menschen!
Euch zu beglücken war mein Streben nur
Und nun, wo mein unsel'ger Bruder sich —

**Sprecher der Menschen** (sehr zornig wie ein scheltender Zwerg):

Schweig' mir von Epimetheus, Japetide!
Ihn hat die Hand des Schicksals schon erreicht.
Doch lebte er, wir töteten ihn gleich!!

**Prometheus** (verächtlich):

Nun prahlt ihr, wo er starb. So seid ihr Menschen!!
Und euch, euch wähnte ich des Lichtes wert?
O, wie verkannt ich euch. Ihr — ekelt mich!

**Sprecher der Menschen:**

Der Götter Zorn erreicht dich noch, Prometheus!

**Prometheus:**

Und dennoch trotzt Prometheus ihrem Zorn!

**Sprecher der Menschen** (entsetzt):

Er trotzt den Göttern? Schnell entweiche ich,
Daß er allein den Lohn der Tat empfange
Und mich nicht mit sich ins Verderben reißt!

(Die Menschen mit Geberden frömmelnder Heuchelei und Zeichen inferiorster Verachtung Prometheus' ab.)

**Prometheus** (ruft ihnen nach):

Denn dazu seid ihr wahrlich wohl zu gut!!
(Die Hände gen Himmel streckend, stehend.)
Nun komme Zeus und nimm mein Opfer an.
Die Hände streck' ich willig dir entgegen.
Erlöse mich von jenen mit Gewalt,
(in gewaltigstem Titanismus)
Bis ich mich einst von dir erlösen werde —
Denn das Geheimnis: das verrat' ich nie!!!

Ende der Tragödie.

# Sonnenblumen.

Gedichte von Paul Friedrich.

1896. Groß-Lichterfelde, Gebr. Heichen. 2 Mk., gebunden 3 Mk.

Restexemplare nur durch den Verfasser.

---

Julius Grosse (†): Ich hab'e jetzt endlich Ihre Sonnenblumen gelesen und ich kann sagen, mit steigendem Interesse und wachsender Freude an Ihrem starken und ursprünglichen Talent. Hinsichtlich Ihrer Jugend finde ich die ungewöhnliche Entwicklung und Sicherheit von bewundernswerter Frühreife sowohl in der Form als auch in der Stoffwahl. Am eigenartigsten gelingen Ihnen die Oden und verwandten Phantasiestücke, wie z. B. Hexenküche und Manfreds Triumphlied — aber auch in der einfachen Liedform ist viel Schönes und kraftvoll Empfundenes geboten . . . Jedenfalls werde ich Ihrer Laufbahn und Zukunft mit größtem Interesse folgen.

„Blätter für litterarische Unterhaltung" (Ad. Brieger): „Im Ganzen offenbart sich hier ein reichbegabter, nach tiefer Bildung strebender, gedanken- und bilderreicher Dichter, dem verliehen ist

Fester Blick, die Welt zu schauen,
Mitsinn jedem Herzensdrang.

Man lese das Gedicht „Jugend". Groß ist des Dichters Kraft, Gestalten zu schaffen. So in dem Gedicht „Hexenküche" (folgt). Erinnert das nicht an die mächtigste nach-Goethe'sche Allegorie, an Pauline Schanz' „Die Not", das hohe Lied des Pessimismus? . . . Paul Friedrich hat sicher eine Zukunft, wenn er so weiter reift."

---

# Im Lebenssturm.

Neue Gedichte von Paul Friedrich.

1901. Berlin, G. Grote'scher Verlag. 2 Mk., gebunden 3 Mk.

---

Deutsche Buchhändler-Zeitung (Ad. Brieger): „Auf einer anderen Höhe der Bildung wie der Begabung steht Paul Friedrich, der im Jahre 1897 Gedichte unter dem Namen „Sonnenblumen" veröffentlicht hat. Sein neues Buch heißt „Im Lebenssturm". In seinem am Todestage Schopenhauers geschriebenen Gedicht „Weltzweck" berührt er sich mit Lucrez, indem er die Danaiden, Sisyphus und Tantalus dort findet. Ein kraftvolles memento vivere erklingt in dem Gedicht „Vorfrühling". Seine betrachtenden Gedichte wie „Welteinsamkeit" streifen freilich manchmal an die Prosa, aber meistens ist das Symbolische reine Poesie."

---

Verantwortliche Schriftleitung: Paul Friedrich, Berlin W., Lützowufer 33.
Druck von E. Pierson's Verlag (R. Lincke), Dresden.

# Hochland

## Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur

Herausgeber:
Paul Friedrich und Curt L. Walter.

Fünftes Heft.

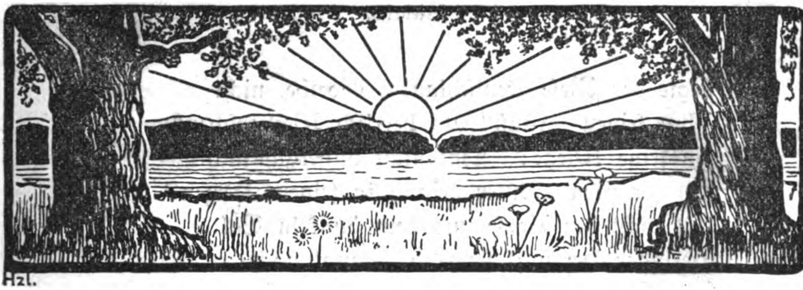
Inhalt:



Dresden
E. Pierson's Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler)
1903.



Preis 25 Pf.




# Hochland.

**Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur.**

Herausgeber: **Paul Friedrich** und **Curt L. Walter.**

**1903.** Heft 5.

Preis der Einzelnummer: 25 Pf. Jahresabonnement (12 Hefte): 3 Mk. (bei freier Zustellung).


Motto: Es gibt nur einen Adel: den seelischen.

## An Max Klinger.

Von Paul Friedrich.

1899.

„Wir fliehn die Form des Todes, nicht den Tod,
Denn uns'rer höchsten Wünsche Ziel ist: Tod."
An des Jahrhunderts Sterbelager stand
Der Künstler mit den rätseltiefen Augen.
Er blickte stumm in tiefer Seelenpein
Auf des zum Tod bereiten einstiges Leben.
Wie es, von Schillers wundervollem Ruf
Begrüßt, ein starkes aus dem Haupt der Zukunft
Gerüstet sprang, das Größte zu vollbringen
Und hat es denn das Größte nicht vollbracht?
Hat es nicht Deutschlands Ruhm zu Sternenhöhn,
Hat es nicht uns mit ihm emporgetragen?
Stand nicht an seiner Wiege Pate schon
Der Größten Größter, den die Welt geboren?

Legte der Riese Deutschlands, Goethe, nicht
Ihm seinen „Faust" als herrlich Weihgeschenk
In seine Wiege? Lebt nicht unvergänglich
Der Franken größter Mann in seinem Herzen?
Hat nicht der Korse aus dem dunkeln Tal
Geringer Herkunft steigend, einmal noch
Seit Cäsars Sturz, zuerst seit tausend Jahren
Die Welt der eignen Größe unterworfen
In ihm? Und als die beiden Großen starben,
Sprang da nicht leuchtend an den leeren Platz
Der eiserne, gewaltige Mann der Tat,
Der nicht des eignen Wahnes Dünkel folgend
Dem Joch der Pflicht sich beugte, die Geschichte
Des Vaterlands zu neuem Siege zwang?
Gab er der Geisteseinheit Deutschlands nicht
Mit Blut und Eisen ein geeintes Reich?
Und dann? Ja dann war des Jahrhunderts Kraft
In langem Ringen matt und müd geworden
Und auf den neuen Bau fiel bleicher Nebel . . . .

Es kam ein kleines, zaghaftes Geschlecht,
Das von Begeist'rung und von Idealen
Nichts mehr empfand. Die Früchte, die das Blut
Der Väter ihm gereift, sie fielen ihm
Früh in den Schoß. Und träg auf Lorbeern ruhend,
Die es sich nicht erworben, welkte es,
In Schwelgerei und in Genuß verloren.
Da ward es trüb. Im Sturm der neuen Zeit,
Der schon herein in Überlebtes brach,
Fiel manche junge, zukunftsfrohe Saat.
Die welken Greise blieben. Mancher Sproß
Aus jungen Keimen aber ward zerknickt.
In dunkle Fernen sah der trübe Blick
Der Edeln, hinter ihnen lag das Licht,
Um sie war Abendgrau, vor ihnen Nacht.
Und dunkle Seufzer der Verzweiflung stöhnten

Bang durch die Sterbenächte des Jahrhunderts.
Dir ward zum Ewig-Großen, Ewig-Großer,
Der Zeiten Not im Kunstwerk offenbar.
Und als du deines Griffels Requiem
Beendet hattest, schriebst du Dante gleich
Als Aufschrift über deines Lebens Hölle:
„Wir fliehn die Form des Todes, nicht den Tod —
Denn uns'rer höchsten Wünsche Ziel ist: Tod."

*

Die Zeiten ändern sich. Die dunkle Nacht
Der Zukunft wich dem ungewissen Schein
Des neuen Tages. — Sonnenaufgangssehnsucht
Erfüllte jäh ein anderes Geschlecht,
Das sich als Boten einer Zukunft träumt.
Vergangnes ist vergangen. Neues wird.
Aus Särgen sieht es frische Blumen steigen,
Den Trotz der Jugendkraft im reinen Blick
Schaut es, ein Tagverkünder, in den Osten.
Schon rötet sich der Zeiten Horizont.
Die Sonne ihres Lebens ist verkündet.
Noch wissen sie von ihrem Sterben nichts.
Sie sehen Frühling, Wachsen und Gedeihn
Und auf den Trümmern der Vergangenheit
Erheben sie das hoffnungsfrohe Haupt;
Und du, Gewaltiger, wardst verjüngt durch sie,
Noch einmal deutetest das Rätsel du,
Das grause Rätsel höhnischer Vernichtung.
Doch Frühlingsluft zieht lind durch deine Blätter
Und von dem Tode siehst du nur den Schatten,
Der das schon keimende Gebären deckt.
Zersprungen ist der kalte, dumpfe Sarg.
Und aus den Gräbern tönt die frohe Botschaft:
„Wir leben ohne Tod — wenn wir auch sterben,
Denn jedes Sterbens höchstes Ziel ist — Leben."

Der Einzelne sinkt seiner Sense Schnitt,
Die Menschheit lebt erneuert durch den Tod.
Aus jenen dunkeln Örtern, wo das Graun
Das letzte Ziel des Lebens hingescheucht,
Bricht neues Leben. End- und anfangslos,
In Tag und Nacht, in Werden und Vergehn
Gehüllt, liegt ewiges Leben, ewiges Sein!!

# Gedichte

von

## Arthur von Wallpach, Elsbeth Bang, Paul Friedrich.

### Arthur von Wallpach:

### Schaffens Glück und Not.

Schöpferischen Schaffens selige Stunden:
Allem Guten fühl ich mich verbunden.
Gleich Elias auf dem Feuerwagen
In den Kreis der Himmlischen getragen.
Sonnenfünkchen, das zutiefst mir gloste,
Will nun leuchten einer Welt zum Troste;
Will wie Gottes Spiegel glühn und flammen,
Auserküren, heiligen, verdammen!
Ungebornes will zum Sein sich drängen
Hier nach Wohlgestalt und Wohllautklängen.
Mehr als Wein vermag ich zu entfachen,
Kann wie Weibesliebe trunken machen,
Arme Dinge der Alltäglichkeiten
Würdigen zu Ewigkeitsgeweihten.

Und der höchste Zauber wird mein eigen:
Rückzufordern aus des Todes Schweigen,
Längst versunknem Leben zu gewähren,
Tote Seligkeiten zu verklären.
Doch was ist der Armut zu vergleichen,
Wenn von mir die goldnen Stunden weichen!
Welches Selbstverzweifeln, weltverlassen,
Wenn erhabner Weihe Lohen blassen,
Wenn ohnmächtige Glut, vergebnes Ringen
Sich verworfen findet im Mißlingen.
Zwischen Gott und Bettler so zu schweben
Ist Poetenlos, Poetenleben.

---

## Elsbeth Bang:

### Sturmessehnen.

Mitten auf dem Meer des Lebens
Liegt mein Schifflein unbewegt;
Ringsherum die Wellen schäumen —
Doch kein Wind die Segel regt.

Neidvoll seh ich andre ziehen
Kühn dem fernen Hafen zu,
Kämpfen sich durch Flut und Brandung —
Ewig gleich bleibt meine Ruh.

Kann ich nie das Ziel erreichen?
Wird kein Sturm die Anker heben?
Mitten auf dem Meer des Lebens
Ach, verschmacht ich nach dem Leben! —

---

## Paul Friedrich:

### Hochlandruf.

Über den glitzernden Gletscherrunsen,
Durch die sich der schäumende Eisbach windet,

Über den weißen Firnen und Hörnern
Wiegt sich mit ausgebreiteten Schwingen
Frei und sonnig ein einsamer Adler.
So schwebe auch du hoch über den Tiefen,
Den Klüften und Schründen, den Qualen und Leiden,
Ein einsamer Adler über der Welt.

## Abschied von Freunden.

Ihr, Freunde, seid mir nun im weiten,
Fremd seid ihr mir und abgetan;
Trost — Einsamkeit, in dir bereiten
Will sich auf seine Fahrt mein Kahn.
Als wir vereint in wilden Nächten
Geschwärmt, auch das liegt nun zurück,
Als wir bei später Lampe zechten,
Wie weit war ich von meinem Glück.
Ich hätt' es nie mit euch gefunden . . .
Wer Höhen sucht, geh ungesellt!
Heil mir, nun hab' ich überwunden:
Mein Herz gehört der ganzen Welt!!

## Dennoch!

Ich träum' ihn immer noch, den seligen Traum,
Den Traum der hunderttausend blassen Sterne;
Mir ward noch nicht zur Vorstellung der Raum
Und mein ist noch das Sehnsuchtsblau der Ferne.
So mögen mich die Philosophen schelten
Und Atheisten höhnisch mich verlachen:
Mein sind noch neben dieser tausend Welten,
Tod wird zum Traum und Traum wird zum Erwachen!!

# Hugo Wolf.

Von Albert Ritter.

Gleich einem mutwilligen Windstoße braust die Mode daher, der bald einen Regenschauer vor sich hertreibt, bald die hüllenden Wolken davon jagt, herrliche Blicke enthüllt, blühende Gebiete und himmelhoch ragende Berge. Solch einen Berggipfel enthüllte sie vor nicht zu langer Zeit vor unseren Blicken, und die Kleinen, die seinen erhebenden Anblick genossen hatten, riefen andere und der Genuß seiner Schönheit wurde Mode — leider?

Vielleicht nicht, denn es ist jetzt die Zeit gekommen, die auch den Schöpfungen Hugo Wolfs ein ziemlich weitgehendes Verständnis sichert. Hat es doch das Schicksal gewollt, daß, bevor sein beklagenswert früher Tod allgemeines Interesse für ihn wachrief, eine unselige Krankheit ihm den geistigen Tod brachte und schon im Jahre 1897 seiner Schaffenskraft ein Ende bereitete. Aber gerade darin besteht seine Bedeutung, daß er schon fast vor zwanzig Jahren Werke schuf, die für uns heute modern in jedem Sinne des Wortes sind. Das kurze Leben, das Hugo Wolf am 13. März 1860 in Windischgrätz begann, war nicht reich an äußeren Ereignissen.

Ein kurzer, ziemlich erfolgloser Schulbesuch zerstörte die Absichten des Vaters, ihn studieren zu lassen. Und war er in der Schule trotz regen Interesses und reicher Anlagen außer stande, sich mit Lehrstoffen zu befreunden, die ihm innerlich fern standen, so vertrieb ihn vom Konservatorium in Wien, dessen Besuch er von seinen Eltern erkämpft hatte, die Weise, wie ihm seine Kunst dort gelehrt wurde. So stand er 1876 mittellos und verlassen in Wien, zu stolz, eine Unterstützung seiner Eltern zu erbitten, denen es selbst nicht zum besten ging.

Neben den Unterrichtsstunden, mit denen er kärglich in den folgenden Jahren sein Dasein fristete, entstanden seine Jugendwerke, Kompositionen aller Art, welche einen interessanten Einblick in Wolfs Entwicklungsgang gestatten.

„Sieht man seine ersten Instrumentalversuche durch, so findet man vom Schnörkelwerk und dem flachen Figurenwerk der Salonmusik

vieles reproduziert. In diesem Genre fing er an zu schreiben." „Wolfs Kunst entfaltet sich also gewiß nicht auf dem Fundament des Chorales." (Decsey, Hugo Wolf, I. S. 7/8). Neben und nach diesen Werkchen entstehen Lieder, deren manche er selbst noch der Aufnahme in seine ersten Hefte würdigte. Mit Recht, denn man findet in ihnen bereits jene tiefe und zarte, aber doch wieder realistische Auffassung, die wir an seinen späteren Meisterwerken bewundern. Diese Lieder interessieren auch durch die Wahl der Texte. Wir finden, neben einigen Liedern wenig bedeutender Poeten, Dichtungen von Goethe, Heine, Lenau und Mörike. Schon damals macht sich sein Hang, sich an bestimmte poetische Individualitäten zu halten, bemerkbar. Damals war es besonders Lenaus Melancholie, die einen großen Zauber auf Wolf ausgeübt zu haben scheint, denn immer kehrt er zu ihm zurück.

Und nun wächst auch sein Wollen auf dem Gebiete der Instrumentalmusik: wenn er auch selten die Arbeit zu Ende führt, man sieht sein Ringen mit dem komplizierten Orchestersatz, bis uns das Jahr 1883 die symphonische Dichtung „Pentesilea" bringt, kein Meisterwerk und doch von interessanter Bedeutung. Diese symphonische Dichtung ist die Frucht jener intensiven Verehrung, die Wolf den Schöpfungen Kleists entgegenbrachte. „Es ist eine seltsame und geheime Wechselbeziehung, die zwischen Hugo Wolf und Heinrich von Kleist wob, zwischen dem Dichter und dem Musiker, die sich noch verstärkt, wenn wir daran denken, daß der Dramatiker Kleist in der Musik „die Wurzel aller übrigen Künste" suchte, und der Lyriker Wolf zeitlebens nach dem dichterischen Ausdruck, nach dem Drama verlangte. (Decsey, I. S. 75).

Gleichsam als ein Leitstern inmitten dieses Lebens eines Bohèmiens, dieses Strebens voll Ernst aber ohne Direktive, erstrahlt plötzlich der Genius Richard Wagner und erfüllt den jungen Musiker mit seinem Lichte. Was Beethoven für Wagner war, das wurde dieser wiederum für Wolf. Nach dem Erlebnis jener Tannhäuser-Aufführung, die ganz Wien in Taumel versetzte, wirft sich Hugo Wolf auf das Studium aller nur erreichbaren Werke dieses Meisters. Er bringt hinein in diese wunderbare Kunst, wo alles flammt und glüht und nimmt sie in sein Innerstes auf. Aber er

wurde kein gedankenloser Parteigänger. Und als sich in Wien jene Spaltung vollzog, als man zu Wagners Kunst einen Gegenpol suchte und Brahms gegen ihn ausspielte, da war es nicht enragiertes Wagnertum, das jene bekannten Kritiken Wolfs gegen Brahms hervorrief. Wolf hatte, als er 1884 die Stellung eines Kritikers übernahm, Wagners Kunst sich völlig zu eigen gemacht, ohne gegen die Schönheiten anderer Musikwerke blind zu werden. Aber ihm, dem Untersteirer, dem südlichsten deutschen Musiker, mußte des norddeutschen Brahms Musik innerlich fremd bleiben. Hat er auch so manches fast poetische Lob für einzelne Werke Brahms' gefunden, seine Grundstimmung finden wir in seinen Worten: „Die wahre Größe eines Komponisten wird man immer nur daran erkennen, ob er jubeln kann. Wagner kann jubeln, Brahms nicht." Zog sich Wolf auch durch die Offenheit seiner Kritiken zahllose Feinde zu, so danken wir der kurzen Periode seiner kritischen Tätigkeit (1884/86) ein interessantes Bekenntnis seiner musikalischen Überzeugungen. Zugleich ein abschließendes Bild seines Entwicklungsganges: Kennt man diesen, dann ist das Verständnis seiner Meisterwerke erschlossen.

Im Jahre 1888 machten die freudigen Briefe Wolfs an seine Freunde diesen von einer neu beginnenden reichen kompositorischen Tätigkeit Mitteilung. Gleichsam als wäre ein übervolles Gefäß ins Wanken gekommen und sein Inhalt ergösse sich nun in reichem Strome dahin, so erzeugt ein plötzlicher Schaffensdrang ein Lied nach dem andern. Der Dichter Mörike, dessen Gedichte Wolf in den letzten Jahren ganz in sein Herz geschlossen hatte, rief diesen reichen musikalischen Erguß hervor, und bald treten Eichendorff und Goethe an seine Seite. In diesem und den nächsten drei Jahren sind die Liederzyklen jener drei Dichter, das spanische Liederbuch und der erste italienische Liederband (in Heyses klassischer Übertragung) erschienen. Dann folgt ein Ruhezustand, ein gleicher, wie er ihn in kleinerem Maße auch in den früheren Arbeitsjahren überkam. Denn jede seiner Kompositionen war die Frucht eines plötzlich erwachenden förmlichen Verzückungszustandes, und die fleißige Arbeit, die wohl sonst ein Komponist auf ein Werk verwandte, vollzog sich fast krampfhaft in seinem Innersten und beherrschte ihn dann völlig. Oft schuf er an einem Tage mehrere Lieder, um sich dann bisweilen

wochenlang der gelungenen Arbeit und der freien Natur, zu der er hinauseilte, wann immer er konnte, zu erfreuen.

In den Jahren 1892—94 hoffte er wohl im Stillen, die Mitwelt für seine Arbeiten zu gewinnen. Die bisher entstandenen Zyklen wurden veröffentlicht, er suchte Freunde und Anschluß, aber der Erfolg blieb aus. Dafür reifte sein Geist einem Werke entgegen, das er lange erstrebt hatte, und 1895 schrieb er in wenigen Monaten, einer Zeit ununterbrochener glühendster Schöpferkraft, seine leider einzige Oper „Der Corregidor". Im spanischen Liederbuche hatte er den Geist aufgenommen, den er, noch geläutert in den Jahren der Ruhe, strahlend und schön der Welt erschloß. Leider ist dies Werk, das dem natürlichen Bedürfnis unserer Zeit nach einer komischen Oper entsprungen scheint, bis heute denen, die Wolfs Lieder längst in ihr Herz geschlossen haben, fast allenthalben vorenthalten worden. Nur noch den zweiten italienischen Liederband hat Wolf geschaffen. Eine zweite Oper „Manuel Venegas" und Michel Angelos Gedichte hatte er in Angriff genommen, aber sein Geist vermochte die Anstrengungen dieses Sturmlaufes nicht zu ertragen.

Die Zeit vom September 1897 bis zu seinem Tode gab zwar den sensationslüsternen Mitmenschen Gelegenheit, einen Kranken kennen zu lernen, den sie als Künstler übersehen hatten, er gab den Anekdotenschreibern Stoff genug, gleich wie mancher Zug seines an äußeren Ereignissen armen Lebens, als der Tod die allzuspäte Erlösung brachte. Aber mit dem Komponisten hat die Zeit nichts mehr zu tun. Sein Schaffen war nicht Krankheit, wie medizinisch angehauchte Biographen glauben mögen, sondern die Krankheit eine Folge dieses so gottbegnadeten überreichen Schaffens. Möge der so traurig modern gewordene Tondichter das milde Licht seiner Kunst in recht viel Herzen gießen. Sie werden seine Werke dankbar pflegen.

# Drei epische Dichtungen.

Von Paul Friedrich.

## 1. Der verlorene Sohn.

(Herbst 1897.)

Ich zog hinaus ins Leben jung und frei,
Da draußen lachte rings der sonn'ge Mai.
Die Welt sah aus, wie einst das Paradies,
Aus dem uns unsre eigne Schwäche stieß.
Ich zog hinaus, vertrauend auf mein Recht
Ans Leben, an die Gaben der Natur,
Der ich im Jünglingsrausche mich verschwur —
Ich zog hinaus — und lebte — und ward schlecht.
Nicht nur mein Geld und Gut war bald verzecht —
Nein! Meine besten Kräfte hatt' ich auch
Geopfert meinen Sinnen, meinem Bauch.
Den Himmel, den ich einst erstürmen wollte,
Vertauscht ich gegen Höllen wilder Lust,
Da — als ich ganz gesunken — in der Brust
Ward ich mir einer Reue heiß bewußt,
Daß ich, sei's auch zu spät, heimkehren sollte.
Wo hatte in dem bunten Freundeskreis
Ein Mutterauge warnend mich bewacht?
Die ich da draußen kennen lernte, waren
Im Vollgefühl von ihren jungen Jahren
Unreife Kinder, protzig, naseweis
Und hatten ihrer nicht noch meiner Acht.
Von Abschaum war zu Abschaum ich gesunken,
Ich hatte anfangs jede Lust getrunken
Wie einen obligaten Feuerwein.
Ich dachte mir, nicht anders könnt es sein.
Bis endlich, als ich schwach und elend rang
In meinem Innern eine Saite klang,

An die der Jugend Saiten nie geklungen . . .
Da wachten auf in mir Erinnerungen
Und ich, der sich der Hölle frech verschworen,
Ich fühlte es: Ich hatte mich verloren.
Da brannte in mir auf ein heißes Feuer,
Lieb ward mir alles, was mir je einst teuer,
Und was ich, wie ich wähnte, längst verlor,
Das dröhnte glockentief zu mir empor.
Nun sah ich's ein. Ich hatte mich belogen,
Um meine besten Jahre mich betrogen.
Was ich verehrte, war ein Wahn gewesen,
Was ich erjagte, ohne zu ermatten,
Es waren Schatten, Schatten nichts als Schatten!
Ich hatte mit dem Niedrigen, dem Bösen
In wilder Selbstvernichtung mich verbündet,
Auf Auswurf meinen Menschenblick gegründet.
Im Glauben, alle unter mir zu haben
Mir selbst im Wahnsinn früh das Grab gegraben,
Und während ich von Teufeln ganz besessen
Nach Kränzen strebte sinnlos und vermessen
Und meinte, immer höher aufzustreben,
Sank ich hinab zum tiefsten Tiefenleben;
Und nun, nun ich, zerschlagen und zerschunden,
Im Ekel vor mir selber mich gefunden,
Da haderte ich, ohne zu erbeben:
Und keiner hatte mir die Hand gegeben!
Wer sollt' es auch: Ich hatte nicht gewollt.
Den wen'gen, die mich liebten, traut ich nicht,
Die doch nur das gewollt, was ich gesollt,
Auf Gott, der alles wendet, baut ich nicht.
Nun war der Abgrund über meinem Haupt,
Nicht unter mir, denn unter mir war nichts.
Da faßt' es mich, an das ich einst geglaubt,
Mit allen Flammen eines grellen Lichts
Und was ich wollte, was ich nie erreichte,
Schien, eine ferne Sonne, auf mich nieder.

Da schüttelte ein Frost durch meine Glieder
Und aus dem Herzen quoll mir auf — die Beichte.
Und wunderbar, je mehr ich mich verdammte,
Je mehr ich wühlend fand, was elend war,
So wärmer auch das sanfte Licht mir flammte,
Das aus den Trümmern jählings sich gebar.
In Demut neigt' ich mich vor allem Reinen —
So fing das Lichtlein an in mir zu scheinen,
Des zarte Wärme nie mein Herz empfunden,
Im Taumel seiner wilden Feierstunden.
Es schien in meine aufgerissnen Wunden
Und leise, leise fühlt' ich mich gesunden.
Ich nahm die Verse, die ich jüngst geschrieben,
Mein wildes Hassen und mein ekles Lieben,
Mit bunten Bändern band ich sie zusammen
Und warf sie in die Fegefeuerflammen,
Die gierig ihre roten Zähne bleckten
Und von den Blättern meine Sünden leckten.
Ich zuckte nicht mit einer Wimper. Kalt
Sah ich verscheiden, was ich gestern ehrte.
Mit keinem Blick, mit keiner Miene wehrte
Ich ab des Feuers rasende Gewalt.
Am andern Tage wanderte ich heim.

* *
*

Der Abend brannte in den Fensterscheiben ....
Da draußen war ein leises Flockentreiben
In winterkalter Einsamkeit erwacht,
In traumverlorener Dezembernacht.
Es stöberte der weiße, reine Schnee
Aus leichtbeschleierten, aus ew'gen Fernen,
Ein Sternenregen kam er von den Sternen
Und endete in grauem Straßenweh.
Mein Herz schlug stark und laut — ich eilte schneller.
Da endlich . . . endlich . . . endlich ward es heller,

Ich war zu Haus. Im trauten Stübchen brannte
Behaglich im Kamin ein frühes Feuer,
Das mir in seinem Lichtschein Grüße sandte
Von denen drinnen, die mir lieb und teuer.
Ich wollte weiter, wollte fliehen — fliehen . . .
Ich wagte nicht, die Klingel anzuziehen,
Lang stand ich unentschlossen vor der Tür —
Da geht sie auf . . . Der Vater tritt herfür,
Tief in den Pelz gewickelt, schon am Morgen
Hinausgetrieben von den bleichen Sorgen,
Die ihm das Haar auf seinem Haupte weißten
Und seine Stirn in Träumen nachts umkreisten:
Von dem, der ihm den sanften Schlaf vertrieben,
Den er nie aufgehört hat, heiß zu lieben,
Zu forschen auf der Post, ob er geschrieben?
— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Das Herz schlug mir im Hals — jetzt sieht er mich
Und „Vater!!!!"
„Junge!!!"
Und ein Schrei!
Ich hing an seinem Halse wie ein Kind.
„Du frierst," schluchzt er besorgt, „tritt ein, geschwind
Und wärme dich. Wie wird sich Mutter freuen!"
Da stürzten mir von neuem und von neuem
Wie Steineslast die Tränen aus den Augen
Und schwankend trat ich ein. —
Das kleine Zimmer,
Nur matt erhellt von einer Lampe Schimmer,
Es war genau wie früher, war: „wie immer."
„Wie immer." Und der einst in ihm gespielt??
In bunten Bilderbüchern kraus gewühlt?
Der, groß geworden, später drin bei Zeiten
Begann sich auf das Leben zu bereiten,
Der über tiefen Fragen rätselnd saß
Und über großer Männer Taten las,

Der auch einmal gehofft, dereinst auf Erden
Ein edler und ein großer Mensch zu werden — ???
Was war aus dem geworden, seit er ging
Und „auch“ zu leben frech sich unterfing .....
— Da trat die Mutter ein mit feuchtem Blick
Und nahm den Sohn in ihren Arm zurück.

* * *

Seit jenem Tage bin ich still geworden,
Entsagend allem ungestümen Wagen,
Nur von dem einen Hochgefühl getragen,
Der Stimme in der Brust gefolgt zu sein.
Im Strom der raschen Welt war ich allein,
Die mir im Jugendtaumel schien zu klein!
Zurückgekehrt, gescheitert an den Borden
Lieg ich fernab der wilden, wüsten Zeit,
In meinem Kindesparadies, gefeit
Durch einer Mutter seliges Erbarmen
In ihren segensstillen Friedensarmen.
Mein Lebenswrack, gerettet ist's im Hafen
Und ich bin mild geworden, mild und lind
Und habe nur noch einen Wunsch, zu schlafen:
Friedlich zu schlafen wie ein müdes Kind.

## 2. Aqua toffana.

Ein Dichtertraum.

(1896.)

Motto: ... Und sind wie das Gras, das da frühe blühet
und bald welk wird ... Psalm 90.

... Keinen Kadosch wird man singen,
Keinen Kadosch wird man sagen,
Nichts gesagt und nichts gesungen
Wird an meinen Sterbetagen. H. Heine.

Ich lag im Fieber. Heiße Ströme kochten
In meinen Pulsen, alle Adern pochten,
Von kaltem Schweiß bedeckt war Haupt und Stirn.
Ich lag und dachte. Öde war mein Hirn.

Die langgeliebten Wesen und Gestalten,
Sie schienen nicht mehr in mir auszuhalten.
Ich wollte schlummern, doch mich floh der Schlaf,
Der Sorgenbrecher, und es saß im Herzen
Mir tief ein Wurm, der hackte grimmig brav
An meinen toten Leiden, toten Schmerzen.
Das Weh, das die Vergangenheit erfüllt,
Es bäumte sich in mir und stöhnte wild —
Und längst verklungne Totenklage tönte
In meinem Busen hohl und schaurig neu,
Und wilde Sünden, denen einst ich fröhnte,
Erfaßten mich mit Tränen bittrer Reu.
Allmählich sank ich tiefer in die Kissen
Und hörte auf zu sein. In Finsternissen
Lag alles um mich her. Da brach graufahl
Ein matter Dämmerschein mit einemmal
Durch das bewußtlos düstre Chaos nieder,
Ich hörte längstverschollne wilde Lieder
Und sah zum Takte einer Walzerweise
Ein seltsames Gewoge. Fremd und leise
Klang das Gewirr von Stimmen und ich lauschte:
Es war, als wenn im Fels ein Brunnen rauschte.
Es flüsterte und wisperte so schaurig,
Und was sie sangen, klang zu Tode traurig.
Wie Grabgeläut ertönten durchs Gedränge
Von ferne monotone Glockenklänge.
Da fiel mir wie ein Blitzgedanke ein:
Das müssen frühgestorbne Menschen sein.
Vielleicht zu früh der Welt und ihrem Wollen
Sind sie entrissen und nun längst verschollen.
Auch ich (so dacht ich und ein Fieberschauer
Zog eisig durch den Leib mir) werde bald
Vergessen sein. Des Schicksals Allgewalt
Zerbricht die Welt, auf der nichts ist von Dauer.
Ich dachte noch so in mich tief gesenkt,
Da staut der Tanz sich, daß es schiebt und drängt,

Und vor mich trat in fahlem Dämmerglanz,
Das Haupt geschmückt mit einem Schlangenkranz,
Der erste Tänzer aus dem Totentanz:
„Aqua toffana, allverzehrendes Feuer
Der Poesie, du brütest Schlangeneier
In meinem Haupte, wilde Phantasien
Läßt du vor meinen Augen, wirr verschlungen,
In wildem Reigen unbelebt entfliehen —
Ich habe all mein Leben lang gerungen,
Wie einst am Jabbok Jakob rang mit Gott.
„Ich laß dich nicht, du segnest mich zuvor!"
Du speitest auf mich deinen gift'gen Spott
Und wilder schrie der grause Furienchor
Der mißgebornen, tollen Taumelgeister
In meinem Haupt. Ich ward nicht ihrer Meister.
In Sturm und Drang, in schweren Schöpfungswehen
Mußt' ich, Johann Karl Wetzel, untergehen!"
Mich fror. Ein Eisstrom zog durch mein Gebein.
Ich wollte wimmern, doch erstickt mein Schrein
Der Toten grauses Schicksalslied: Vergessen
Hat uns die Welt. Kurz war uns zugemessen
Der sonn'ge Tag. Vergessen, ach vergessen!
Da trat hervor in fahlem Dämmerglanz
Mit überweltlich wunderbaren Augen,
Auf seinem Haupte einen welken Kranz, —
Mit einem Blick, als wollt' er Meere saugen,
Ein blasser Knabe. Hielt in seinen Händen
Zwei wundersame, grausenhafte Spenden:
Hier einen weißen Knochen, hier ein Glas,
Aus dem wie Nebel trübe Dämpfe quollen
Und in dem Rauche Geisterstimmen schollen,
Wie Surren zittert über heißem Gas.
„Du kennst mich nicht, ich bin mit achtzehn Jahren
Hinabgestiegen in das Reich der Schatten,
Die einst wie ich auf Erden viel erfahren,
Zu früh gelebt, zu früh gehungert hatten.

Wie dieser Rauch verdampfte mein Talent . . .
Ich bin verhungert! Wer den Jammer kennt,
Der mich verzehrt, der wird voll Milde richten
Des Knaben Chatterton frühreifes Dichten."
Da schwoll er mächt'ger auf als je zuvor,
Der knochenklappernde Vergessenschor:
„Nur einmal noch ein kurzer Sonnentag
Uns unsre Erdenhülle geben mag.
Noch einmal Licht, noch einmal holdes Tagen,
Wir haben ja so vieles noch zu sagen,
Was schweigend wir ins frühe Grab getragen . . ."
Rasch trat hervor in fahlem Dämmerglanz
Der dritte Tänzer aus dem Totentanz:
Einst war er schön, jetzt dünn, verzerrt und hager,
Zu lange wohl in Wahnsinnsbanden lag er:
„Ich heiße Lenz! Juchhei! Ich bin verrückt!
Wißt ihr, durch wen? Verflucht, die Kehle stickt
Mir, wenn ich seinen Namen nennen will,
Ihr kennt ihn ja, drum bin ich lieber still.
In Straßburg haben wir mitsamt gekneipt,
Wir wetzten für die Aufklärung die Schwerter,
Da schrieb der Unglücksel'ge seinen Werther . . .
Zuerst hätt' er sich gar zu gern beweibt,
Und da's nicht ging, am liebsten flott entleibt.
Doch — dazu war's, o göttliche bravade,
Dem Jungen um sein Verstalent zu schade.
Er schrieb, wie ich nach meinem Tod erfahren,
Noch einen Faust mit einundachtzig Jahren.
Den Anfang hat er Wagnern*) weggestohlen,
Na, stehlen konnt' er überhaupt verflucht,
Er hätt' es gerne auch bei mir versucht,
Doch tät ihn da der Teufel gründlich holen.
Er hatte Glück, der Kerl, drum muß ich jetzt,

*) Es war gerade umgekehrt. Wagner hatte Goethes „Faust" für seine „Kindesmörderin" benützt.

Wenn man von ihm und seiner Jugend spricht,
Es oftmals hören, wie man mit Gewicht
Ihn ganz allein auf's Postamentchen setzt
Und sagt: Da war auch ein gewisser ... — wie
Hieß doch der Kerl? Ja, Lenz, so hieß das V... —
Ich heiße Lenz! Juchhei!! Ich wollte weiter,
Nun bin ich soweit glücklich. Das ist heiter!!"
. . . . . . . . . . . . . . . . . . .
Ich warf mich rasch auf meine andre Seite,
Doch gab dahin der Zug mir das Geleite.
Und während jene sangen, ernst gemessen,
Das harte Lied vom Sterben und Vergessen,
Trat vor mich hin in fahlem Dämmerglanz
Der vierte Tänzer aus dem Totentanz:
„Mein Name hat zwei Silben. Beide nennen
Nur heitres Glück. Ich lernt' es niemals kennen.
Zu dem, was ich bedeute, kam ich nie.
Begabt mit einer Urweltphantasie,
Löst' ich mich rasch aus Deutschlands Bardenreihn,
Nur Klopstock liebend, und stand bald allein.
Von meinem Stoff begeistert sang ich laut
Vom Weltenende und der Todesbraut;
Im „Weltgericht" und mehr in „Donatoa"
Schrieb ich der Menschheit Fluch seit Noah.
Doch ach, wie hoch mein Sonnengeist auch schwebte,
Wie berghoch mein Gefühl gen Himmel strebte —
Der Menschlichkeit zahlte auch ich Tribut.
Ich büßte meinen Fluchtversuch mit Blut.
Ein Fenstersturz — ihr könnt den Spalt noch sehen,
Der mir im Haupte klafft, ließ mich vergehen.
Bin Sonnenberg! Sang einst mit Flammenzungen,
Nun ist mein Lied, ein Donnerschlag, verklungen.
Und lauter tönte der Gesang der Armen:
„Kein Sonnenstrahl! Mit uns ist kein Erbarmen!"
Da trat hervor aus fahlem Dämmerglanz
Der fünfte Tänzer aus dem Totentanz.

„Ich starb an Deutschland. Seine Schmach und Schande
Trieb mich zuerst hinaus in fremde Lande,
Doch als ich sah, daß Nacht blieb wie zuvor,
Da stieg ich blutend zu dem Schattentor.
Mein Schwanenlied hat taube Ohr'n gefunden —
Den Schmerz des Dichters hätt' ich noch verwunden,
Doch den um's Vaterland konnt' ich nicht heilen,
Da brach mein Herz. Laßt mich von hinnen eilen,
Umsonst war all mein Ringen, all mein Streben..
Was ist der Ruhm? Wozu das Menschenleben?"
Heinrich von Kleist! Dein heil'ger Name lebt
Gleich einem Rauch, der über Trümmern schwebt.
Und schlummerst du auch ohne Grabzypressen,
Wir werden deine Lieder nie vergessen!
Da zog ein Schatten über sein Gesicht,
Als wollt' er sagen: Lügen brauchst du nicht!
Und donnernd tönt das Lied wie Sturmesgrollen,
Der ganze Chor schrie heiser auf: „Verschollen."
Da trat als letzter aus dem Dämmerglanz
Ein Breitgestirnter aus dem Totentanz.
„Ich ward und starb im neunzehnten Jahrhundert,
Das man ob seiner Toleranz bewundert.
Ob seiner Toleranz! Laßt doch mal sehn,
Wie hübsch die Dinge auf dem Kopfe stehn.
Doch stell ich mich erst vor: die lust'ge Krabbe
Hieß einst im Leben: Christian Dietrich Grabbe. —
Die ganze Welt ist eine Ironie,
Ein fauler Witz das ganze Firmament,
Die Sonne, die auf unsre Häupter brennt
Ist eine Vettel ohne Sympathie.
Wurmfraß und Lausdreck ist das ganze Sein,
Ein Possenschwank der Menschen ernste Würde,
Sie huld'gen allesamt dem Momus: Schein
Und schleppen jede aufgehalste Bürde.
Philister, leere Beutel, dumme Pfaffen,
Bankerottiers und angeputzte Affen.

Sieh in ihr Innres. Nicht mal schlecht genug,
Um schlecht, noch gut genug, um gut zu sein,
Scheint mir die Vogelscheuche „Mensch“ zu sein,
Daß über sie die Hölle triumphiere.
Denn fehlen, fallen muß der Gute doch,
(Wie sehr er auch sich vor dem Fall geniere,
Genau besehn hat jedes Ding sein Loch)
Denn selbst die Taten seiner Tugend werden
(Beweis der großen Ironie auf Erden)
Zu Freveltaten durch des Schicksals Fügung,
Ich ward geboren diesem Volk zur Rügung.
Der Dichtung Krone setz' ich mir aufs Haupt,
Was sie bedeutet, will ich sein. Geraubt
Ist durch Maschinen diesem Jammerleben
Das, was ihm pflegt ein Fünkchen Licht zu geben.
Und Hohlheit, Phrase, überall behext
Sie die Gehirne, wer recht äfft und fext —
Der ist in Deutschland über Nacht ein Mann.
Seht meinen „Faust“, seht meinen „Gotland“ an.
— „Der alte Plunder“ — Elendes Gelichter
Für euch wär's gut, es gäbe keine Dichter.
Ja, wer es lobt, wenn ihr im Alltagsmiste
Euch viehisch wälzt, der steht auf jener Liste
Der Männer, die in Stein gehauen werden,
Doch wir — das ist des Genius Los auf Erden!
Vergessen wird das Große weit und breit —
Der wahre Mensch steht über seiner Zeit.“
Da schwand der Geisterchor zurück in Nacht
Und schweißgebadet bin ich aufgewacht. —

## 3. Sanssouci.

Motto: Nicht die Krone hebt den König über die andern
Nur der innere Wert ist's, der Könige macht.

Durchs offne Fenster flutet ein weicher, feuchter Duft
Und mit den offnen Büchern spielt die warme Luft,

Mit leisem Wehen rauscht der Frühlingsabendwind
Und durch die hohen Wipfel der Bäume streift er lind.
Drin sitzt im Schreibgemache, tief auf den Tisch geneigt,
Der Mann, bei dessen Worten der Erdkreis horchend schweigt,
Der Mann, vor dessen Taten Europa sich gebeugt,
Von dessen Heldenleben die Weltgeschichte zeugt.
Der Kiel fliegt heftig kratzend hin über das Papier,
Jetzt endet er und wendet sich zu dem Schreiber: „Hier!
Die Akten, Secretarius, sind fertig durchgesehn.
Was schlug die Uhr? Schon sieben? Gut gut. Dann kann er gehn.
Doch bringt er mir bis morgen Kopieen mit. Mein Sohn,
Er muß sich redlich plagen in seiner Profession,
Doch glaub er mir: Regieren fällt manchmal auch nicht leicht.“
Der Sekretär verbeugt sich und geht. Der König schweigt.
Die Abendsonne leuchtet ins Zimmer voll herein
Und übermalt die Wände mit ihrem goldnen Schein.
Rings ist es lautlos still. Kein ferner Klang durchdringt
Die feierliche Ruhe. Da — horch! ein Vogel singt.
Die leisen Melodieen rufen den König wach,
Den Leibhusaren winkt er. Sie eilen ins Gemach,
Sie heben von dem Sessel den greisen König dann,
„Majestät befehlen?“ „„Führt mich auf den Altan,
Ich will noch eine Weile genießen diese Ruh,
Nur ruhig zugegriffen, nur zu, Ihr Kinder, zu.
Ihr tut als wär euer König von Meißner Porzellan,
Dann hätt' er — pas si beaucoup, comme vous croyez getan.
Allons — die Luft ist herrlich! Wie ist der Abend warm!
So. Brav. Nun ist euch müde wohl von der Last der Arm?““
Er winkt und beide treten stramm hinter seinen Sitz.
Vor ihnen treubehütet träumt still der alte Fritz.
Die Nachtigallen schluchzen im Park von Sanssouci,
Den weißen Statuen huschen Lichtstreifen übers Knie,
Die Wasserkünste sprengen hoch in die Luft den Schaum,
Der greise König träumt von seinem Lebenstraum.
Das scharfgeschnitt'ne Antlitz ist faltig und verschrumpft,
Doch wird das Alterszeichen zum Hohne übertrumpft

Von dem gebeugten Rücken, dem gichtgeschwoll'nen Bein,
Ein alter roter Mantel hüllt warm den Alten ein.
Nur jung noch ist die Seele, der geistesstolze Witz,
Nur frisch noch sind die Augen und leuchtend ist ihr Blitz.
Heut' flammen sie nicht drohend die Herrn Minister an,
Heut' spotten nicht die Lippen in Voltaires Zauberbann,
Heut' spricht er nicht verbittert von Unverstand und Schmach,
Heut' sinnt ein großer Meister dem eig'nen Werke nach,
Heut' fragt ein strenger Richter sich selbst, ob ihm gelang,
Was in der Zeiten Wehen aus seinem Haupte sprang.
Ob er als treuer Diener sein Tagewerk vollbracht
Und ob er seine Diener zu Glücklichen gemacht?

# Skizzen.

Von Albert Antoni.

## 1. Der Künstler.

An den Stamm einer Buche gelehnt, das jugendschöne Antlitz der sinkenden Sonne zugekehrt, ein Lächeln auf den Lippen, so hatten ihn die jungen Mädchen gefunden ... tot.

„Wie schön er ist!" klagte die eine.

„So jung hat er sterben müssen!" die andre.

„Ja," sprach die dritte, „so jung und so ... glücklich! Gibt es etwas Schöneres, als so sterben, ohne Enttäuschungen, in vollem Glück, in Ehre und Ruhm, den Lorbeer auf dem Haupt, den sie ihm heute zugesprochen?"

Leise strich sie ihm über das Haar und den grünen Ruhmeskranz.

Und sie sahen nicht die Dornen, die unter dem Lorbeer blutende Wunden ihm in die Stirn geschlagen. —

### 2. „Schicksal?!“

Die Wellen liefen an den Strand, in langen Reihen, unaufhörlich . . .

Am Ufer sprang ein Hund hin und her und bellte die Wellen an.

Zuweilen lief er ihnen auch entgegen und biß in eine Woge hinein.

Die überstürzte ihn mit ihren Wassern.

Er schüttelte sich, bellte und lief wieder gegen die Wellen.

Und das Meer wogte an den Strand, gleichmäßig, unaufhörlich . . .

# Attischer Mittag.

Eine Böcklin-Phantasie von S. Hochstein.

Über dem Gau von Kolonos liegt das große Schweigen des Mittags.

Hoch oben, wo sich das tiefe Blau des wolkenlosen Äthers zum Zenith wölbt, steht flammend das Tagesgestirn.

Sengend treffen seine Pfeile die braunen Hänge des Hymettos, über denen in der brütenden Hitze schwer und betäubend der Duft des blühenden Thymians liegt.

Reglos steht der buschige Lorbeer und deckt mit kärglichem Schatten den schlummernden Hirten in zottigem Fließ. Schläfrig und träge sonnt sich die Herde an der glühenden Berghalde.

Alles schweigt, selbst die schlanken Zikaden im Laub der Büsche.

Nur das emsige Volk der Bienen füllt die flimmernde Luft mit wogendem Gesumm — sonst weit und breit traumhafte Stille.

Pan schläft . . .

Dort, wo die Tempelsäulen ihre blanken Marmorschäfte in der Flut des gleißenden Lichtes baden, kauert auf steinerner Schwelle, in weißes Linnen gehüllt, eine Jungfrau, die Priesterin, die das heilige Feuer Aphrodites hütet.

Das feine Haupt mit dem Blondgekraus, das wie Bernstein schimmert, auf die Knie gelehnt, die sie mit schlanken Händen lässig umspannt, schaut sie großäugig und versonnen hinaus in die weite Helle des Mittags.

Ganz fern, wo das blaue Meer schimmernd grüßt, zieht ein einsames Segel nach Salamis. In tausend sprühenden Funken flimmert die silberne Furche seines Kiels . . .

Da taucht hoch auf dem kahlen Grat, wie aus dem Boden gewachsen, die mächtige Gestalt eines alten Faunes auf.

Einen Augenblick steht er dort oben unbeweglich, scharf umrissen wie eine Silhouette gegen das Blau des Himmels. Mit der breiten Rechten schirmt er die kleinen, blinzenden Augen und schaut spähend die Halde hinab. In der schlaffen Linken schwingt er an ledernem Riemen die leere Kürbisflasche.

Dann klettert er den Hang hinab, scheu und behutsam; er fürchtet den Schlummer des großen Gottes zu stören.

Ein listiger Dieb, beschleicht er die schlafende Herde, denn es lüstet ihn, die schmachtende Zunge mit süßer Milch zu letzen. Mit schlauem Blick sucht er sich das strotzendste Euter und labt sich in durstigen Zügen.

Und während er sich des leckern Trunkes freut, fühlt er wohlig die heißen Strahlen der Sonne auf seinem braunen Leibe spielen, und das schäumende Blut in den Adern kochen.

Eine Weile ruht er, ohne sich zu regen, in den roten Thymian gestreckt, und atmet mit geblähten Nüstern den scharfen, würzigen Duft.

Dann hebt er sich leise und schleicht zu Tal, wo grün und still im Sonnenglanz der heilige Hain von Kolonos ruht.

Und wo der Pfad in das schattige Dunkel biegt, steht auf eine gestürzte Säule gelehnt, ein junger Faun, dem kaum die Hörner sprießen, und schaut leise pfeifend in die sonnenhelle Ebene.

„Wohin, mein Bruder?"

„Zum Quell der Träume!"

Und beide tauchen in das kühle Blätterdunkel des heiligen Hains.

Dort nistet in grünen Schluchten das Heer helltönender Nachtigallen unter den wuchernden Ranken des dunkellaubigen Epheus.

Dort sprießen in weiß-schimmernder Fülle Narzissen, goldglänzender Krokos und blaue Veilchen.

Dorthin lenkt Aphrodite ihr silbergeflügeltes Taubengespann mit goldenem Zügel.

Dort schwärmt, wenn die Nacht von den Bergen steigt, Dionysos im Schwarme jauchzender Bacchen . . .

Immer sachter wird der Tritt der Faunen.

Scheu schleichen sie an dem rieselnden Rinnsal des klaren Kephissos hin, bis zu dem heiligen Ort, wo im tiefsten Schatten geborgen, der „Quell der Träume" aufrauscht, in der Hut der Nymphe.

Dort ruht sie, das Haupt auf den schimmernden Arm gebogen, der die Urne des Quells umspannt.

Hell klingend rinnen die Tropfen aus dem Kruge in das Becken aus tönendem Marmor . . .

Schweigend kauern die Faune am Quell nieder.

Mit lüsternen Augen betrachtet der Alte die zarten, vom Schlummer gelösten Glieder der Nymphe, den schlanken Leib in seiner göttlichen Nacktheit.

Der Junge spitzt die wulstigen Faunenlippen und pfeift leise die wohltönende, schwermütige Weise des Liedes, die er von dem Hirten am Hang des Hymettos erlauscht hat, der auf der Flöte von Schilf zur Abendzeit der schweigenden Öde das Leid seiner Liebe klagt.

Goldenen Lanzen gleich, schießen die zitternden Strahlen der Sonne durch die Maschen des silbernen Netzes, das das Laub der Ölbäume schattend über den „Quell der Träume" spannt.

Und seltsam mischt sich die klagende Weise des Liedes mit dem Klingen der Tropfen in der tönenden Schale . . .

Und schläfrig rinnen die Stunden . . .

Da — plötzlich schallt vom Kamm des Hymettos her ein dröhnender Ruf durch das große Schweigen des Mittags.

**Pan** ist vom Schlummer erwacht und weckt mit eherner Stimme das Land aus dem brütenden Bann des Zauberschlafs.

Aus ihrem Traum schreckt die Nymphe auf und entflieht mit schnellen, schimmernden Füßen ins bergende Dickicht, verfolgt von den lüsternen Faunen.

Lachend und schreiend mit wildem Gestampf jagen sie durch den heiligen Hain der flüchtigen Beute nach. Knackend brechen die Zweige . . .

Und emsiger springt der kristallene Strahl in die Schale von tönendem Marmor; vom Schlummer erwacht rauscht frisch und fröhlich der „Quell der Träume“.

Mit lautem Gezirp weckt das lärmende Volk der Zikaden im Lorbeerbusch den ruhenden Hirten.

Verschlafen regt er sich in seinem Fließ und starrt mit geblendeten Augen hinüber zum Tempel der Aphrodite.

Zwischen den Marmorsäulen steht hoch und schlank die Priesterin und schaut mit weiten Augen in das erwachende Land . . .

Dumpf dröhnt der Boden, und dort, wo sonnenbeglänzt der Höhenzug sich streckt, donnert über den schmalen Kamm jauchzend ein Trupp wilder Kentauren. Wie flüchtige Schattenbilder jagen sie hin am Horizont, der wie Bronze leuchtet, und verschwinden flüchtig wie sie gekommen.

Ganz fern, wo das blaue Meer schimmernd herübergrüßt, zieht ein harfender Triton durch die Flut, umschwärmt vom scherzenden Volk der Najaden. Hell klingt ihr Singen und Rufen über die weiten Wasser . . .

# Hyperion.*)

## Aus dem Roman von Friedrich Hölderlin.

### Hyperion an Bellarmin.

Ich wollte nun aus Deutschland wieder fort. Ich suchte unter diesem Volke nichts mehr, ich war genug gekränkt, von unerbittlichen Beleidigungen, wollte nicht, daß meine Seele vollends unter solchen Menschen sich verblute.

Aber der himmlische Frühling hielt mich auf; er war die einzige Freude, die mir übrig war, er war ja meine letzte Liebe, wie konnt' ich noch an andre Dinge denken und das Land verlassen, wo auch er war?

Bellarmin! ich hatt' es nie so ganz erfahren jenes alte, feste Schicksalswort, daß eine neue Seligkeit dem Herzen aufgeht, wenn es aushält und die Mitternacht des Grams durchduldet, und daß, wie Nachtigallgesang im Dunkeln, göttlich erst in tiefem Leid das Lebenslied der Welt uns tönt. Denn, wie mit Genien, lebt' ich jetzt mit den blühenden Bäumen, und die klaren Bäche, die darunter flossen, säuselten, wie Götterstimmen, mir den Kummer aus dem Busen. Und so geschah mir überall, du Lieber! — wenn ich im Grase ruht', und zartes Leben mich umgrünte, wenn ich hinauf, wo wild die Rose um den Steinpfad wuchs, den warmen Hügel ging, auch wenn ich des Stroms Gestade, die luftigen, umschifft' und alle die Inseln, die er zärtlich hegt.

Und wenn ich oft des Morgens, wie die Kranken zum Heilquell, auf den Gipfel des Gebirges stieg, durch die schlafenden

---

*) Wir geben diese Probe eines hymnisch-beseelten Prosastils unsern Lesern, erstens im Hinblick auf die Abhängigkeit Nietzsches als Philosoph und Dichter von Hölderlin und zweitens, um den gewaltigen Unterschied zwischen dem älteren verzückten Pantheismus (Hölderlin, Shelley) und dem neuerdings modern gewordenen materialistischen Monismus zu zeigen. Der letztere ist eine dürre Einzwängung der ästhetischen Phänomene in eine Modeweltanschauung, der erstere ist tief empfundene, allerdings krankhafte Schwärmerei.

Paul Friedrich.

Blumen, aber, vom süßen Schlummer gesättigt, neben mir die lieben Vögel aus dem Busche flogen, im Zwielicht taumelnd und begierig nach dem Tag, und die regere Luft nun schon die Gebete der Täler, die Stimmen der Herde und die Töne der Morgenglocken herauftrug, und jetzt das hohe Licht, das göttlich heitre, den gewohnten Pfad daher kam, die Erde bezaubernd mit unsterblichem Leben, daß ihr Herz erwarmt' und all' ihre Kinder wieder sich fühlten — o, wie der Mond, der noch am Himmel blieb die Lust des Tages zu teilen, so stand ich Einsamer dann auch über den Ebnen und weinte Liebestränen zu den Ufern hinab und den glänzenden Gewässern und konnte lange das Auge nicht wenden.

Oder des Abends, wenn ich fern ins Tal hinein geriet, zur Wiege des Quells, wo rings die dunkeln Eichhöh'n mich umrauschten, mich, wie einen Heiligsterbenden, in ihren Frieden die Natur begrub, wenn nun die Erd' ein Schatten war, und unsichtbares Leben durch die Zweige säuselte, durch die Gipfel, und über den Gipfeln still die Abendwolke stand, ein glänzend Gebirg, wovon herab zu mir des Himmels Strahlen, wie die Wasserbäche flossen, um den durstigen Wanderer zu tränken —

O Sonne, o ihr Lüfte, rief ich dann, bei euch allein noch lebt mein Herz, wie unter Brüdern!

So gab ich mehr und mehr der seligen Natur mich hin und fast zu endlos. Wär' ich so gerne doch zum Kinde geworden, um ihr näher zu sein, hätt' ich so gern doch weniger gewußt und wäre geworden, wie der reine Lichtstrahl, um ihr näher zu sein! o einen Augenblick in ihrem Frieden, ihrer Schöne mich zu fühlen, wie viel mehr galt es vor mir, als Jahre voll Gedanken, als alle Versuche der alles versuchenden Menschen! Wie Eis zerschmolz, was ich gelernt, was ich getan im Leben, und alle Entwürfe der Jugend verhallten in mir; und o ihr Lieben, die ihr ferne seid, ihr Toten und ihr Lebenden, wie innig eines waren wir!

Einst saß ich fern im Feld, an einem Brunnen, im Schatten efeugrüner Felsen und überhängender Blütenbüsche. Es war der schönste Mittag, den ich kenne. Süße Lüfte wehten und in morgendlicher Frische glänzte noch das Land und still in seinem heimatlichen Äther lächelte das Licht. Die Menschen waren weggegangen, am

häuslichen Tische von der Arbeit zu ruhn; allein war meine Liebe mit dem Frühling, und ein unbegreiflich Sehnen war in mir. Diotima, rief ich, wo bist du, o wo bist du? Und mir war, als hört' ich Diotimas Stimme, die Stimme, die mich einst erheitert in den Tagen der Freude —

Bei den Meinen, rief sie, bin ich, bei den Deinen, die der irre Menschengeist mißkennt!

Ein sanfter Schrecken ergriff mich und mein Denken entschlummerte in mir.

O liebes Wort aus heil'gem Munde, rief ich, da ich wieder erwacht war, liebes Rätsel, faß ich dich?

Und einmal sah ich noch in die kalte Nacht der Menschen zurück und schauert' und weinte vor Freuden, daß ich so selig war, und Worte sprach ich, wie mir dünkt, aber sie waren wie des Feuers Rauschen, wenn es auffliegt und die Asche hinter sich läßt —

„O du, so dacht' ich, mit deinen Göttern, Natur! ich hab' „ihn ausgeträumt, von Menschendingen den Traum und sage, nur „du lebst, und was die Friedenslosen erzwungen, erdacht, es schmilzt, „wie Perlen von Wachs, hinweg von deinen Flammen!

„Wie lang ist's, daß sie dich entbehren? o wie lang ist's, „daß ihre Menge dich schilt, gemein nennt dich und deine Götter, „die Lebendigen, die Seligstillen!

„Es fallen die Menschen, wie faule Früchte von dir, o laß „sie untergehn, so kehren sie zu deiner Wurzel wieder; und ich, o „Baum des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir und deine Gipfel „umatme mit all deinen knospenden Zweigen! friedlich und innig, „denn alle wuchsen wir aus dem goldnen Samkorn herauf!

„Ihr Quellen der Erd'! ihr Blumen! und ihr Wälder und „ihr Adler und du brüderliches Licht! wie alt und neu ist unsere „Liebe! — Frei sind wir, gleichen uns nicht ängstig von außen; „wie sollte nicht wechseln die Weise des Lebens? wir lieben den „Äther doch all' und innigst im Innersten gleichen wir uns.

„Auch wir, auch wir sind nicht geschieden, Diotima, und die „Tränen um dich verstehen es nicht. Lebendige Töne sind wir, „stimmen zusammen in deinem Wohllaut, Natur! wer reißt den? „wer mag die Liebenden scheiden? —

„O Seele! Seele! Schönheit der Welt! du unzerstörbare! du „entzückende! mit deiner ewigen Jugend! du bist; was ist denn der „Tod und alles Wehe der Menschen? — Ach! viel der leeren Worte „haben die Wunderlichen gemacht. Geschiehet doch alles aus Lust, „und endet doch alles mit Frieden.

„Wie der Zwist der Liebenden, sind die Dissonanzen der Welt. „Versöhnung ist mitten im Streit und alles Getrennte findet sich „wieder.

„Es scheiden und kehren im Herzen die Adern und einiges, „ewiges, glühendes Leben ist alles.“

---

Verantwortliche Schriftleitung: Paul Friedrich, Berlin W., Lützowufer 33.
Druck von E. Pierson's Verlag (R. Lincke), Dresden.

# Hochland

## Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur

Herausgeber:
Paul Friedrich und Curt L. Walter.

Sechtes Heft.

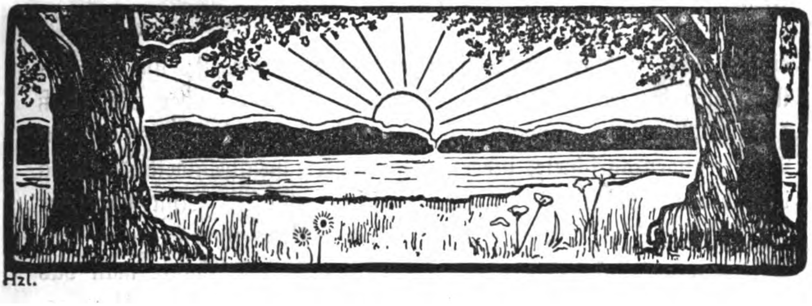
Inhalt:



Dresden
E. Pierson's Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler)
1903.



Preis 25 Pf.




# Hochland.

**Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur.**

Herausgeber: **Paul Friedrich** und **Curt L. Walter.**

**1903.** Heft **6.**

Preis der Einzelnummer: 25 Pf. Jahresabonnement (12 Hefte): 8 Mk. (bei freier Zustellung).


Motto: Nicht woher Ihr kommt mache Euch färderhin eine Ehre, sondern wohin Ihr geht . . .

Friedrich Nietzsche, Zarathustra.

## Wider den Individualismus.

Von Paul Friedrich.

Es erscheint mir an der Zeit, allen „Zeitgemäßen" zum Trotz, meine Stimme gegen den Individualismus zu erheben, der vom nationalen zum persönlichen herabgesunken ist. Es ist bekannt, daß Friedrich Nietzsche, Schopenhauers gelehriger Schüler, trotz alledem ihn mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit gelehrt, gelebt und „gesühnt" hat. Jawohl: „gesühnt", denn wer sich selbst zu hoch über die hinaushebt, die ihn tragen, und wären sie nur die Basis seines Piedestals, der kann nicht verlangen, von den verachteten „Herdenmenschen", die besser ausgerottet werden müßten, geliebt oder gestützt zu werden. Allerdings lebte und starb Nietzsche in dem heroisch-aristokratischen Glauben an ein höheres Menschentum, zu dem er, der „Untergehende", ein „Hinübergehender" sein wollte. Mag dieser Glaube nun bedeutend oder nicht sein, es ist doch nur

ein Glaube, und er bietet keine genügende Sicherheit, um sich auf ihn gegen die ganze Welt zu verlassen. Die Folge aber war, daß der von Nietzsche emphatisch gepredigte Individualismus die größten Verwirrungen anrichtete, indem jeder einigermaßen gebildete Jüngling in sich einen prädestinierten Übermenschen erblickte. Nun war aber Nietzsche viel mehr Vertreter der Rechte eines schrankenlosen Individualismus, als Lehrer der Pflichten. Wie könnte man das auch von Nietzsche, dem stürmischen Kämpfer und Fanatiker, erwarten. So galt denn die einzige Pflicht, „sich als Übermensch zu fühlen" gleich einem „Übermensch sein". Und jeder grüne Junge von zwanzig Lenzen posierte auf diesen „Begriff". Daß durch ihn das aristokratische Selbstgefühl auch nach der guten Seite hin gesteigert wurde, ist gar nicht zu leugnen, manchen Schwächling bewahrte sein „Herreninstinkt" vor allzu tiefem Untertauchen im Massengetriebe der Großstadt. Aber man kann auch von innen versumpfen. Und das ist die größte Gefahr des Individualismus für den Einzelnen. Der Individualismus im Extrem macht überhebend, eitel, ungesellig, manieriert, weibisch. Wo bedeutender Geist fehlt — und das wird wohl sehr oft der Fall sein — wird Koketterie mit dem eigenen Körper an seine Stelle gesetzt und die jungen Männer werden weibisch in Toilette und Pose. Die freie Natürlichkeit wird gehemmt und das Gemütsleben, die tiefste Lebensquelle des Einzelnen, verstopft. Aber auch für den Staat und das ganze Leben ist diese Mode eine Gefahr. Glaubt jeder für sich allein eine Nummer zu sein, so wird keiner mehr Teil eines Ganzen sein wollen. Jede Fügung wird Zwang und Zwang wird nie etwas Heilsames erreichen. So kann es soweit kommen, daß keine gemeinsame Idee, kein Zusammengehen mehr möglich ist, und was das bedeutet, braucht nicht gesagt zu werden. — Aber die Einsicht allein vermag nichts. Und eine Überwindung einer solchen, leider oft im Leben der Menschheit eintretenden Krankheit, „Veitstanz der Zeit" möchte ich sie nennen, ist schwer. Ein Mittel dazu wird das traurige Exempel sein, das einzelne an sich selbst statuieren müssen zum Heil des Ganzen. „Die Weltgeschichte ist wahrlich das Weltgericht!" Und ein anderes der Verhütung muß ein energisches Auftreten der Klardenkenden sein, wenn sie auch zunächst nur Hohn und Spott

ernten. Ein drittes endlich besteht im Aufzeigen vollmenschlicher Vorbilder, auf deren dem Volksganzen oder Menschheitsganzen geweihtem Lebenswerk Segen ruhte und das auch in seinen Ausstrahlungen segensreich wirkt. Und da in Taten stets die lebendigste Wirkung ruht, so wollen wir kein Wort weiter verlieren und tätig sein zur Überwindung eines gänzlich unberechtigten, extremen Individualismus und zur Errichtung einer segensreichen, vollmenschlichen Kultur.

# Gedichte

von

## Irene Wild, Elsbeth Bang, Erich Anders, Paula Rotter.

### Irene Wild:

#### Die Dichtung.

Aus tiefen Schmerzen
Muß auf es steigen,
Zu tausend Herzen
Sich niederneigen.

Als murmelnd Bächlein
Muß es beginnen,
Als brausender Strom
Durchs Leben rinnen.

Im Lande muß es
Wie Weckruf klingen,
Die Blumen müssen
Vor Sehnsucht singen

Und düfteschwer sich
Dem Strome neigen,
Und lieber sterben,
Als länger schweigen.

Und in den Lüften,
Da muß es rauschen
Und alles, alles
Dem Strome lauschen,

Und muß ergießen
In seine Fluten
Der Herzen Jauchzen
Und ihr Verbluten.

Und der Strom empfängt es
Und trägt es weit
An die träumenden Ufer
Der Ewigkeit.

## Sie war so schön.

Sie war so schön, sie leuchtete gleich Rosen,
Sie trug wie Königsschmuck ihr Bettlerkleid,
Und wußte doch, sie war dem Tod geweiht,
Sie strahlte noch, geächtet und verstoßen —
Meine stolze, schöne, sündige Liebe!

Sie war so rein wie eine Gottentstammte,
So stark in Treue, so verklärt in Glück,
Sie wich vor allen Schrecken nicht zurück,
Die Ketzerin, die vor der Welt Verdammte!

Mit Lächeln sah man sie zu Grabe gehen,
Ein hoheitsvolles, königliches Weib,
Sie wußte ja: ihr tötet nur den Leib,
Ich aber werde wieder auferstehen!

So schritt sie einsam durch des Todes Pforte,
Geschmückt und aufrecht, gleich wie eine Braut:
Sie hat ein Heiligstes in sich erschaut,
Das nicht gerichtet wird durch Menschenworte —
Meine sündige, starke, heilige Liebe!

---

### Elsbeth Bang:

## Spätrot.

Schon hat des langen Winters dunkle Nacht
Die Erde sacht gestreift mit ihrer Hülle,
Da spendet einmal noch in alter Pracht
Die Sonne tröstend ihrer Strahlen Fülle.

So sende, Schicksal, mir auf meinen Pfad,
Der von der Höhe schon mich führt zurück,
Bevor des Alters Winter sich mir naht,
Erwärmend noch ein letztes Liebesglück.

---

### Erich Anders:

## Feuerzauber.

Laß ferne das werbende Zaudern!
Komm, laß es uns endlich nun schauen,
Das Glück im trunkenen Taumel:
Nun walte der Feuerzauber!

Wir Kinder der sonnigen Freude,
Zur lodernden Feier erkoren —
Nun winkt uns das Ziel aller Träume:
Der Heimat geöffnete Tore.

Umkränzt von berauschenden Blumen,
Im siegenden, tanzenden Zuge —
Verheißen uns flammende Gluten
Der zehrenden Sehnsucht Ruhe:

So löscht die Qualen der Wunden
Die Lust des glühenden Trunkes:
Das ist des roten Wunders
Vorüberbrausende Stunde.

## Leben.

Die das Leben lieben,
Sollen Sorge tragen,
Daß in Tagsgetrieben
Immerfort sie fragen,
Ob die Dinge dauernd,
Die den Raum bewohnen,
Und nicht ferner frohnen
Ihren Träumen trauernd.

Und sie werden fassen
Einst, daß alles Leben
Seine Form muß lassen,
Um sich zu erheben
Zu der Wahrheit Sphären:
Selig, wer berufen,
Zu der Gottheit Stufen
So sich zu verklären!

Paula Rotter:

## Gefangen.

Verlassen, einsam und gedankenschwer
Sitz' ich in meiner öden Kerkerzelle.
Hier drinnen ist die Luft so still, so leer,
Und draußen rauscht so laut des Meeres Welle.

Hier drinnen gibt's nur ew'ge Dämmernacht,
Die ihre grauen Schleier um mich webt,
Und draußen liegt die ganze Sonnenpracht,
Durch die das Weltall wächst und glüht und lebt.

Hier drinnen überschauert's mich so kalt,
Als ob es immerdar nur Winter werde,
Und draußen herrscht schon längst die Allgewalt
Des Frühlings auf der neuerblühten Erde.

Wie ist's hier drin erstickend eng und klein,
Als wollte mir ein Alp die Brust zerdrücken
Und alles Denken, Hoffen, Sehnen mein
Zerbrechen mit Gewalt in tausend Stücken!

Und draußen weht die Luft so frei, so weit;
So fern, so klar spannt sich das Himmelszelt,
Und vor mir dehnt sich zur Unendlichkeit
Des Meeres unbegrenztes Wasserfeld.

Und aus der Winde leisem, sanftem Wehn,
Wie aus der See weittönendem Gebraus,
Kann ich nur noch das eine Wort verstehn,
Den mächtig-starken Ruf: „Hinaus! Hinaus!"

Hinaus in Freiheit und Leben!
Erwache vom geistigen Tod!
Hinaus zum Schaffen und Streben
Nach endlos scheinender Not!

Wirf ab der Fesseln Lasten!
Und wär' es schmerzhaft auch,
Du darfst nicht ruhn noch rasten:
Es gilt der Freiheit Hauch! —

Zerbrich die schweren Ketten!
Es gilt dein ganzes Sein
Von Knechtschaft zu erretten,
Es gilt dein Selbst befrei'n!

## An das Leben!

O laß mich leben, sei's auch kurze Zeit!
Laß tief mich atmen deiner Blüten Duft!
Mein sei der Raum so unermeßlich weit
Und mein die strahlendhelle Frühlingsluft!

Mein sei du selbst mit allen deinen Wonnen,
Mein sei du selbst mit aller deiner Pein!
Ich will im Lächeln deines Glücks mich sonnen,
In deiner Tränen Schmerz mich baden rein.

Nur laß mich jubeln, selig, überlaut,
Und wieder weinen, bis das Herz zerbricht;
Der stille Frieden, der vom Himmel taut,
Der ist für meine wilde Sehnsucht nicht.

Die Ruh' ist wie der Tod, so starr und kalt;
Ich will zu dir, denn ich bin jung und warm.
Ich will nicht welken, eh' ich müd' und alt,
Ich flieh' zu dir: Nimm mich in deinen Arm!

Wie ich ihn liebe, deinen Sonnenschein,
Der sich in tausend Farbentönen bricht
Und deinen Mondeszauber, still und rein
Und deiner Sterne glückverheißend Licht!

Denn ob der Sonne Glut auch oft versengt,
Und ob der Sterne Glanz auch oft betrogen,
Nur immer höher stets den Mut gelenkt:
Das Leben selbst, es hat noch nie gelogen.

Wohl zeigt es jedem Schätze ohne Zahl,
Doch lockt es keinen schlangengleich herzu.
Es läßt dir zwischen Ja und Nein die Wahl
Und ruft: „Was ich versprach, das halte du!

Ich bin der Kampf, ich bin das höchste Streben,
Des schaffenden Talentes Feuerglut;
Der Gipfel aller Kunst bin ich, das Leben,
Ich bin der Menschheit Seele, Kraft und Mut!

Ein jeder weiß, daß blendend ist das Licht
Und daß gefährlich ist ein Kampfgewühl;
Drum: wer das Feuer fürchtet, nah ihm nicht,
Und wer den Flug scheut, bleibe fern vom Ziel." —

— Ich aber will hinauf ins Morgenrot,
Wo frei die Seele sich dem All vereint,
Wo „Fortschritt" heißen Kummer auch und Not,
Und „Glück" die Träne selbst, die wir geweint!

# Deutsche Liebe.

Reich bin ich nicht gewesen. Als ich dich fand, ward ich reich. Reicher wie der reichste. Und als ich dich verlor: bettelarm. Ärmer als der ärmste, dem nie dein Auge gelacht hat: Bettelarm.

Weißt du, wie das Glück ist? Das Glück ist stumm.

Laß mich kein Preisgedicht auf deine Tugenden schmieden und keine Reime auf deine Schönheit finden. Laß mich einer Welt gegenüber triumphierend gestehen: Ich liebe dich!

Auf dunkeln, weltverlassenen Waldseen blühen bleiche Wasserrosen, die des Mondes blausilbernes Licht in stillen Nächten überstrahlt. Aber die frischen, fließenden Gewässer sind hell und klar und spiegeln das Leben mit seinem Wolkenschatten und seinem Sonnenschein.

Eine Monatsrose war unsere Liebe. Auf der Stätte, wo sie welkte, wuchert ewiges Grün.

Wie ein Schneeglöckchen fand ich dich in dem rauhen Märzwetter. Der Sturm heulte durch die kahlen Bäume und die Straßen waren aufgeweicht vom Schlamm. So fand ich dich. Mitten im Elend des Alltags pflückte ich dich und riß dich an mein klopfendes Herz.

Schneeglöckchen! Hast du nicht unhörbar fein in meine Seele geläutet? — Da wurde die Sehnsucht wach und ich fühlte, was mir unerreichbar ist: Dauerndes Glück.

Der Frühling wird kommen, mit all seinen Wundern und Schmerzen. Aber in seiner Pracht wird ein Heimweh sein: Nach dir, die ging, als er kam.

Du willst von mir gehen? Da es Tag wird, willst du von mir gehen. Warum — verläßt du mich?

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Weine nicht! — Die Welt soll nicht merken, was wir durch sie verlieren. — Weine nicht.

Wir werden uns eine Zeit verlieren. Aber dann neu uns finden. In kommenden Zeiten werden wir uns finden.

Das war der böse, graue Tag. — Unglücksbote der rieselnde Regen, der vom bleiernen Himmel heruntertroff.

Unglücksboten die jagenden Wolkenfetzen — und das fahle Gelb am Horizont. Trüb flimmerten die Laternen in den schweren, naßkalten Dunst. Und der Wind fegte die Straßen auf und ab. Ich suchte dich!

Unter tausend und abertausend Menschenmasken stürmte ich dir entgegen. Gaffend sahn mich die bleichen Männer an, die keiner Leidenschaft fähig sind. Fad schielten die reichen Damen und die feilen Dirnen nach mir. Sie hoben ihre Kleider und zeigten ihre Reize.

Sie angelten mit den Augen, mit den Händen und Füßen. Denn sie dachten: Ich suchte einen Leib und einen Rausch meiner Sinne. Ich aber suchte eine Seele, die sie mir nicht bieten konnten und ein reines Glück, das sie nicht kannten: Darum verstanden sie mich nicht und dachten: Er ist verrückt!

Ich aber stürmte weiter und weiter . . . und sah nur Eine und hörte nur Eine und fühlte nur Eine — und du?

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Hab' ich dich wieder! Bist du's? Ist das dein liebes Köpfchen? Sind die schwarzen Sonnen deine Augen? Ja! Du bist es! Ich habe dich wieder. Ach du!! .

* * *

Wenn Gedanken aufersteh'n,
In den letzten Lebenstagen
Werden wir uns wiedersehn,
Ohne Reue, ohne Klagen.
Und wir werden dankbar sein,
Daß wir selig uns gefunden,
Mild umleuchtet später Schein
Uns von unvergessnen Stunden.

Da ich deine Liebe hatte, schritt ich hocherhobenen Hauptes durch die Menschen. Und sie erschienen mir noch kleiner und niedriger als sonst. Wie selbstzufrieden lächelten die einen, wie blöd stierten die anderen, wie leer gafften die dritten. Da ich deine Liebe hatte, wurde die Welt mir fremd. Und ich verstand sie nicht mehr.

In dir will ich leben durch Äonen. Sei du meine Unsterblichkeit. Wenn ich dich neben mir fühle, vergesse ich, daß ich Dome bauen wollte, in ihnen zu beten. Deine Liebe ist eine größere Künstlerin. Aus zerstörten Wünschen baut sie unzerstörbaren Frieden auf.

Nur das Unerreichbare ist begehrenswert. Hätt' ich die Sterne in meinen Händen — sie leuchteten mir nicht mehr. Du sollst mein Stern sein.

* * *

Wenn ein Weib von dir geht, das du jahrelang dein nanntest, das du besessen hast, wie nur ein Mensch etwas besitzen kann, dann weinst du und hast keine Freude mehr an Licht und Tag — und ich, der ich ein Mädchen verlassen muß, das mich liebt und das ich liebe — heißer ward keiner geliebt und keine — weil die Welt

uns trennt und ihre öden Gesetze — sollte ich da nicht erst recht weinen dürfen?

Setze dich über die Welt weg! O du guter Ratgeber! — Hat das nicht auch meine Stimme gesprochen? Du bist zu zag! — Hab' ich mir nicht auch in schlaflosen Nächten diesen Vorwurf gemacht?. Und ich stehe doch da fest und stark in mir: weil ich weiß, daß ich nicht allein zugrunde gehen würde.

Ein Mädchen zu lieben, das jeder andere ebensogut lieben könnte, das ist keine Liebe. Ich aber liebe ein Weib, das mich liebt und keins von uns wird so noch einmal lieben können.

O Plato! Wie oft hab' ich dich verlacht in heißen Stunden der Jugend. Und wie verehr' ich dich jetzt, du großer Weiser und deine reife Klarheit.

Man muß viel erlebt und genossen haben, um das Schönste am Mund vorübergehen zu lassen — ungenossen und unentweiht.

Wollt ihr mich ehren? So nennt mich einen, der vorwärts schreitet ... Wohin? Einem Phantome nach? O nein! Zu einem hohen, weißen Haus unter ewig blauem Himmel. Weise Männer sitzen in seiner Halle und tauschen goldene Gedanken aus — ohne Lust und ohne Leid ... und draußen ist ein großer — Sonnenuntergang.

Scheltet mich nicht einen Träumer. Ich träume von Erreichbarem. Und warum läßt du es von dir? Weil ich davon träumen will.

O Heimat ... grünes, gesegnetes Tal mit deinen bunten Feldern und ihr: Berge mit euren ernsten, schwarzgrünen Tannen ... hier, nur hier kannst du geboren sein: holdes, tagfremdes Kind: Gemüt. —

Du schauerst aus abendlicher Kühle mir entgegen, aus dem tief-tiefen Tal — ewig verlorenes Lieb — Scheltet mich nicht: ... ich denke dein und weine bitterlich.

Kommt Brüder: stoßt an! Alle Lieben und alles Unvergessene! Die Nacht ist hereingebrochen und die Sterne leuchten über mir. Auch mein Stern leuchtet. O, du unbegriffenes, ewiges Licht, könnte sich mein Geist zu dir hinaufschwingen, hinter sich lassen die kleine Welt und ihr großes Leid ... Werd' ich einst in

dich fließen? Ein Geist wir beide — ein Licht und eine Seligkeit? Von dir herab fließt sehnsuchtsvoller Schein: Glaube!

Um mich wogt es und wallt es. Die weißen Nebel steigen — von allen Wiesen auf — und ich sehe — dich. — Dort — dort — deine großen, fragenden Augen, diese Augen . . . ich folge dir nach bis an's Ende der Welt. . . . Es war ein Traum.

Durch dich ward ich ein Teil der Glut, die einst die Sterne entzündet und alle Welten im tiefen Blau. Durch dich ward ich ein Teil der Kraft, die Tier und Pflanze schuf, durch dich ein Teil des letztens Gedankens, der gedacht wird . . . Allein ein Nichts und alles erst durch dich!!

# Herbstbeichte.

Roman von Paul Friedrich; Kap. 1.

Wie sie lodert, die bunte Totenfeier, wohin ich blicke Gold . . . nichts als raschelndes Gold. Und über den Wipfeln der im vollen Gelb leuchtenden Linden- und Ahornbäume, dort, wo der Waldweg hinunterführt in die offene Ebene, da leuchtet die Sonne groß und gütig wie ein Mutterauge und doch voller Gleichmut . . . Denn sie weiß, daß alles ewig weiterfließt, bis entweder ihr Licht erkaltet, oder der abtrünnige Ball sich in glühender Sehnsucht in ihren Flammen begräbt . . .

Herbst! Milder, luftklarer Herbst. Die Birnen hängen schwer und reif in dem Spalier, ab und zu fällt eine Kastanie auf den Rasen und aus der zerplatzenden Schale springt der rote, leuchtende Kern. Hin und wieder schlägt ein Hund im Nachbarhofe an. Sonst alles klar, rein und still. Nur die Sonne wandert. Ich habe lang genug Siesta gehalten, jetzt leg' ich meine Zigarrenspitze auf den

Aschbecher und lange nach dem Hut, dem grünen Jagdhut mit der Spielhahnfeder. Auf dem Vorhof liegt Tiras in der Sonne und läßt sich behaglich sein gelbes, zottiges Fell bescheinen. Von Zeit zu Zeit schnappt er nach einer gar zu dreisten Fliege ... Ein brauner Schmetterling streicht vorüber, wenn er niedrig fliegt wie ein Herbstblatt, und schwingt sich dann hoch hinauf zu den Baumkronen des Nachbarhofs. Vorn die Rabatten glühen noch in den leuchtenden Farben des Jahres: großköpfige Astern mischen ihr Rot und Violett und über sie heben sich die goldgelben Sonnenblumen und suchen die kühlen Strahlen des Herbstnachmittags.

Ich pfeife Tiras; schwerfällig erhebt sich der mächtige Hund mit dem seelenvollen Löwenkopf und zottet mir nach. Die Gartentür fliegt zu. Ich schlage den Weg nach dem Walde ein. Der Graben an beiden Seiten des Wegs ist ausgetrocknet, sonnenverbranntes Gras schmachtet nach einem kühlfeuchten Taugruß des mattblauen, mit weißem Herbstdunstschleier umsponnenen Himmels. Ein paar dürre Skabiosen senken ihre dicken runden Köpfe, auch Strohblumen und Feuernelken warten auf den Winter. Allmählich bin ich aus der Enge der umliegenden Vorgärten hinausgekommen, wo sich der Weg verbreitert und, durch eine kurze Strecke von Pflaumenbäumen umrahmt, dem Walde zustrebt. Kein blauer Schein fällt durch das matte Grün der letzten Blätter, was das Jahr gereift hat, ist alles schon von den Besitzern abgenommen, soweit nicht Dorfrüpel mit sicherem Steinwurf verbotene Früchte geraubt haben. Und nun kommt der Wald mit seiner frischen, kühlen Stille, ein dunkler tausendsäuliger Dom, ein lebendiger Tempel, dessen feierliche Ruhe nur die Hand des Sturms durchmeistert, wenn er die Wipfel harft. Eine seltene, überströmende Monotonie. Klagend, in fragenden Molltönen singt der Wald sein Sterbelied, jeder Stamm wird lebendig und schauert unter seinem Brausen ...

Tiras horcht gespannt ... Holzfäller müssen in der Nähe sein ... Monoton wie das Klagelied des Waldes tönt der Axtschlag durch die Stille ... die befreiende, große Stille! Ich habe mir die Lodenjoppe aufgemacht und lasse die erfrischende Kühle gegen meine Brust fluten — erquickender als Wellenschläge im heißen, glühenden Sommerbrand.

Ein Rascheln im alten und jungen Laub . . . ein Eichhorn sieht mit seinem rotblonden, klugen Kopf aus den Blättern herüber.

Tiras spitzt die Ohren und mit einem sanften Brummen geht er gravitätisch weiter, würdig, wie es sich für ein Prachtexemplar von Leonberger ziemt.

Der kleine Waldgeist aber springt hüpfend durch das raschelnde Laub und husch ist er an der Hinterseite eines breiten Eichstammes verschwunden. Diese Unberührtheit, diese selige, herzerweitende Stille! . . . Ein rauhes Krächzen von ein paar Nebelkrähen, sonst nichts — als Waldeinsamkeit und wir beide.

Der Weg wird holprig, ausgefahrene Gleise haben tiefe Furchen hineingezogen, die sich mehr und mehr verbreitern. Jetzt macht er eine sanfte Biegung bis zu dem Kreuzpunkt, wo sich zwei Straßen spalten, um wie getrennte Eheleute nach Ost und West auseinanderzugehen.

Pferdehufschall wird deutlich, ein zweimaliges Peitschenknallen meldet eine Fuhre, die auch nach kurzer Zeit auftaucht. Der biedere Rosselenker im blauen Kittel, die kurze Pfeife im schiefen Mundwinkel geht neben den breitrückigen, müdschreitenden Gäulen nebenher, sie hin und wieder durch einen zischenden Hieb in die helle Waldluft ermunternd.

Goden Dag! und 'n Tag! und wieder sind wir allein . . . der treue Löwe und der einsame, schwermütige Mann mit dem enttäuschten Herzen voll Sehnsucht nach Frieden, nach ähnlichem Frieden wie hier . . . — —

Er war eines Tages kurzerhand aufgebrochen, ohne seinen Freunden ein Sterbenswort zu sagen . . . er konnte einfach das Lärmen, das polternde, tosende Durcheinander des Großstadtlebens nicht mehr ertragen. Er war von jeher zart und nervös gewesen, aber früher, ja früher . . . da war das eben alles anders. Da hatte er noch frische Backen wie Äpfel so rot und dick, da sehnte er sich noch nach dem, vor dem er jetzt geflohen war . . . fahnenflüchtig, müde und matt. Wer ihm das vor zwölf Jahren gesagt hätte, der wäre schön angekommen bei ihm. War er auch zart, so wollte er's doch nicht sein. Sein starker Wille, seine heiße leidenschaftliche Sehn-

sucht verliehen ihm Flügel, auf denen der bunte Jugendschmelz noch unentweihter Träume und Hoffnungen schimmerte.

Er hatte es ja in Büchern gelesen, daß es nur Seifenblasen waren, was so die Jugend sucht und sehnt, aber mochten sie's immerhin sein, die Illusionen waren doch zu verlockend. Er gehörte auch zu denen, die es sich nicht nehmen ließen, daß so und so oft Dinge in Erfüllung gehen, die höher zu sein scheinen, als die kühnsten Träume einer Knabenseele ... er wollte immerhin den Flug nicht ungewagt lassen.

Das: „Vielleicht" war die Sonne, die ihre glänzenden Lichter auf die Flügel seiner Sehnsucht warf. Nein damals: Natur! Es konnte ihn empören, wenn ihm ein weitgereister, väterlicher Freund von der wogenden See, dem blauen Meer, den südlichen Zaubern sizilischer Orangen- und Apfelsinenhaine und dem glühenden Granatrot des Kaktus vorschwärmte.

Was sollte das ihm sagen — dies ewige monotone Einerlei. Sollte es ihn heilen? Von was? Oder ihn anregen? Gewiß, er war Dichter, das fühlte er so stark, daß es ihm keiner sagen brauchte, aber mußte er denn von Limonen und Stechpalmen singen? Gab es denn nicht Wunder, größer, verlockender, grausam-aufstachelnder als diese tote Schönheit der Landschaft? Er suchte Inhalt ... er verzehrte sich in dunkel aufstrebenden Wünschen nach Schicksal und Zufall, nach Erleben und Leiden ... für das doch all die schweinslederne Bücherweisheit seiner Jugend nur ein trauriges Surrogat war.

Ah! An seine Jugend zu rühren, war ihm allzu schmerzlich. Und doch! Er mußte Schritt für Schritt noch einmal innerlich geistig erleben und erleiden. Um frei zu werden. Um den Mut zu finden, die kürzere Hälfte seines Weges nicht nur hinunterzutrollen, wie ein müder Wanderer, der froh ist, daß es bergab geht und daß er sich hinunterziehen lassen kann, wenn er bloß nicht über die schlimmsten Wurzeln stolpert, er hatte ja immer auf ein unverrückbares Ziel den Kompaß gerichtet: er wollte steigen, steigen und nicht hinuntergehen. Mochte er zuletzt in den Schleiern der Höhen verschwinden, aber er mußte das Gefühl in Klarheit wandeln, daß er gestrebt, besser, größer und reifer zu werden.

Und nun? Eine freundliche Lichtung im dunkeln Wald winkte ihm und er verdoppelte seine Schritte. Hier war ein farrenkraut- und wachholderbestandener Durchblick nach dem Hügelabhang zu. Er setzte sich auf einen einsamen Baumstumpf, um den Pilze aufgeschossen waren. Ein feiner blauer Rauch verwischte die Konturen des fernen Hügelendes. Er stieß seinen derben Stock neben sich ins Moos und ließ seine Blicke weit hinausschweifen. Das ihn umgebende Bild war dazu angetan, den Blick bald nach innen zu wenden. Es war sanft, klar und einfach — nichts Interessantes, Malerisches, was die Sinne aus sich herausgelockt hätte — und gerade darum empfand er das sanfte, herbstliche Rauschen der Kronen und den ununterbrochenen, leisen, gelben Blätterfall wie das Streicheln einer unendlich weichen, friedebringenden Frauenhand.

Aus den blauen Schleiern lösten sich bald wogende, schemenhafte Bilder und er sah tief hinab in eine Zeit, die noch vor nicht 15 Jahren Gegenwart war. Gegenwart mit einer endlosen, sonnigen Hoffnungs- und Zukunftsperspektive. Da sah er sich auf der Schule . . . auf der hohen Schule, die ihm den Weg ins gelobte Land der Erkenntnis verbrieft und besiegelt verbürgte. Aus dem wogenden Meer der Erinnerung hob sich besonders der Winter heraus. So ein eiskalter Winter mit endlosen Nächten und grauen, milchigen Nebelmorgen. Wenn er dann erwachte, hörte er sie schon emsig nebenan im flackernden Lichtschein sich sorgen und mühen, die eine, die ihm das Leben sonnig und lebenswert erscheinen ließ.

Sie weckte das träge Mädchen, um Kaffee zu kochen und Feuer zu zünden, und war's Schlag 3/47, dann klopfte sie an die Tür und rief: Aufstehen, 's ist Zeit. Und dann sprang er heraus in die kalte Stube und übergoß sich mit dem blauklaren, eiskalten Guß, der seine müden Glieder erfrischte.

Ach, wie schmeckte dann das Morgenbrot und die heiße Milch! Aber nun kam die schlimme Seite des Tags. Nicht das Flockengestöber, durch das er stampfte, sich die roten Hände in die Manteltaschen wühlend, war es, wovor ihm graute, sondern tagtäglich dieselbe geschmacklose, reizlose Kost, die man ihm bot als die Speise, die den Geist schärfen und lebensfähig machen sollte. Wären nicht Religion und Geschichte gewesen, beides Stunden, in denen sein

ernster, spielunkundiger Geist sich in Ahnungen und große Geschehnisse verlor, er wäre sich vorgekommen wie ein Schwerkranker, den man durch allen möglichen systematischen Unterricht ablenken will von dem, was ihm das liebste ist. Da hockte er auf der engen Schulbank neben pflichteifrigen Knaben, von allen besseren Elementen wahrlich nicht der dümmste, wohl aber der trägste und hörte mathematische Formeln sich umschwirren, die ihm nichts sagten und deren Sinn zu verstehen er sich keine Mühe gab, und nach einer kurzen Pause saß mit derselben unantastbaren Selbstverständlichkeit ein anderer Götze auf dem Katheder und pries sein Griechisch in allen Nuancen an, und die Schüler saßen mit roten Köpfen und stierten in die grüngelben Xenophons und lächelten, sofern sie klüger waren, über das einförmige: „ἐντεῦθεν ἐξελαύνει“ und dann kam endlich die Freipause, wo die Schneebälle sausten und mancher Feind im wilden Jugendsturm geworfen wurde, wenn auch die Backenflächen brannten wie Feuer. Dann gings noch klopfenden Herzens vor Gefühlen, die der hohen Schule ziemlich fremd waren, hinein und er trat in die Klasse, der pathetische Liebling aller begeisterungsfähigen Schüler und verlor sich in seiner lebendigen Leidenschaft ganz in die Seele der alten Punier, die unter dem Einen auszogen, die gewaltige Militärmacht Roms zu zerstören.

Wie schlugen den paar Mutigen da die Herzen! Wie fiel da all der graue Kalk des öden Schulraums zusammen und wie sahen sie ihn, den redegewaltigen Doktor Stürmer, trotz seiner goldenen Brille hoch zu Roß, den muskulösen Arm mit dem punischen Schwert nach den Alpen gerichtet. Ja, dann klang das Quäken und Keifen des Physikers doppelt öde und mochte zehnmal in den Retorten der Homunkel dieses Zeitalters der Spezialisten geboren sein, der Geist erschien nicht, mochten noch soviel Sauerstoff und Stickstoff komprimiert werden. Endlich läutete die Glocke und nun fand er sich mit dem einen Freunde zusammen, den ihm diese Bureaukratenfabrik gelassen hatte und wanderte einträchtiglich mit ihm nach Haus, wo die Suppe seiner wartete.

In dieser Stunde lebte er wieder auf. Dann sprach er von dem allem, was ihm der Tag nicht gestattete, was erst am Abend zur Aussprache drängte, wenn die Dämmerung ihre mausgrauen

Flügel über die grellen und kalten Linien breitete und der gelbe Schein der Hängelampe die stille Stube erhellte. Dann rückte er oft nicht ohne innere Unruhe mit zerknitterten Papieren hervor, auf denen er mit steifer Knabenschrift die ersten Versuche auf einem weltabgelegenen Gebiet fixiert hatte. Oft waren die Verse rührend unbeholfen, oft brach sich auch eine mächtige Suada Bahn und rauschte in Schillerschem Faltenwurf hochtrabend und epigonenhaft vorüber. Und dann traf er das Freundesherz am tiefsten. Dann bekam er ein „Brillant“ oder „Großartig“ zu hören und stolzer, wie auf Kothurnen, trug er an solchen Tagen seine Schullast nach Haus. Hier empfing ihn seine Mutter und bestürmte ihn in reizbarer Ängstlichkeit mit tausend Fragen. Oft antwortete er fest und sicher, oft aber stahl er sich in seine dürftige Kammer, um sich dem forschenden Blick seiner Mutter zu entziehen.

Was das für eine Frau war! Klein und zart war sie — ihr Körper war wie ein verkörpertes Nichts, aber in diesem schwachen und nervösen Leib herrschte ein unbeugsamer Wille, eine nie ermüdende Energie. Sie hatte als Mädchen und Tochter eines originellen Arztes, der spiritistischen Einflüssen zugänglich gewesen und darum in den Leumund eines Wunderdoktors und Charlatans gekommen war, bessere Tage gesehen. Ehe sie dem schönen, schlanken und kräftig aussehenden Mann die Hand zum Bunde reichte, der eben erst das Patent zum Hauptmann erlangt hatte. Kaum waren die Flitterwochen verrauscht, da zogen Kriegswolken über Deutschland und ein Abschied wurde genommen, so heiß, wie selten je.

Mit Bangen horchte sie auf die Nachrichten aus dem Felde, da kam der große Tag von Sédan, der Deutschland grüne Lorbeeren und viele Flöre brachte. Auch er war geblieben. Bei dem furchtbaren Kampf um die Höhen von Illy war er von einer Granate zerrissen! Erst brach die junge Witwe zusammen; sie verfiel in ein heftiges Nervenfieber, das sie dem Leben zu rauben schien. Da wurde sie plötzlich wie durch ein Himmelswunder gesund — und noch mehr, sie fühlte, daß die Frucht lebte, der sie das Leben geben sollte. Kein Wunder, wenn er ein schwächliches kränkliches Kind war! Die Liebe seiner Mutter hatte ihn nicht vor vielen Kinderkrankheiten schützen können, Scharlach und Masern und die tückische

Diphtheritis blieben ihm nicht erspart. Nach der letzten Krankheit blieb er noch lang so schwächlich, daß an eine Erziehung im Kadettenkorps nicht zu denken war. Aber seine Mutter wollte es auch nicht und hätte es nie gelitten.

Sie stand ziemlich allein in der Welt. Sie hatte nur noch eine verheiratete Schwester, die einen reichen Gutsbesitzer zum Manne hatte und nur noch ab und zu in die Großstadt kam, wo sie ihre Besuche in der bescheidenen Wohnung seiner Mutter immer mehr abkürzte; vielleicht schämte sie sich der wenig glänzenden Lage ihrer Schwester. War sie doch gewöhnt, reiche Kleider zu tragen und im eigenen Wagen spazieren zu fahren. So mochte seine Mutter ihm nicht ein Leben eröffnen, das für all die Bemittelten in den Leutnantsjahren ein frisch-fröhlicher Rausch war, dem die Ärmeren immer nur als Hospitanten zusehen konnten. Auch fürchtete sie für seinen Charakter, der schon früh ziemlich schroff und äußerst leidenschaftlich zu werden begann.

Aber etwas Besseres sollte aus ihm, der einzigen Freude ihres einsamen Lebens werden. Und weil er schon früh klug und verständig war, auch vieles Harte, was das Leben bringt, trotz seiner Unerfahrenheit begriff, so beschloß sie, ihn studieren zu lassen. Und damit ging sein Leiden an . . . Die Sonne war allmählich tiefer hinabgesunken . . . jetzt warf sie ihre roten Strahlen wie Pfeile in die Lichtung und färbte die Stämme der Bäume mit glühendem Inkarnat. Wie aus einem langen Traum schrak er auf und sah nach der Uhr. Es wurde Zeit zum Heimkehren. Er zog den Stock aus dem Moos, warf dem dunkelkarminroten Sonnenball einen letzten Scheideblick zu und ging langsam nach Haus, von Tiras mit müden Schritten begleitet.

# Über die Wirkung weiblicher Schönheit.

Von Dr. Heinrich Koerber.

Tolstoi spricht in seiner „Kreuzersonate“ die gewagte Behauptung aus, daß infolge sittlicher Korruption kein junger Mann eines Mädchens ansichtig würde, ohne sie in Gedanken sich unbekleidet vorzustellen.

Der russische Paulus moderner Sittlichkeit sagt hiermit deutlich, daß die allererste Beziehung des männlichen zum weiblichen Geschlechte — das ist das Anschauen — sofort und unmittelbar sich sexuell äußere, aber nicht instinktiv, sondern auf Grund einer moralischen Degeneration des Mannes.

Die Wahrheit dieser, übrigens erst in jedem einzelnen Falle zu beweisenden Tatsache vorausgesetzt, ist ihre Begründung auf physiologischer Seite — im Sexualleben — gefunden worden, während sie in Wirklichkeit auf psychologischer, im ästhetischen Empfinden, zu suchen ist.

Man denke an die Wirkung der weiblichen Formenschönheit antiker Statuen, welche eine rein ästhetische und nicht sexuelle ist. Diese Reinheit im Ausdruck des Gattungsbegriffes „Weib“, deren Darstellung die Kunst erstrebt, finden wir bruchstückweise und stets in Gewänder verhüllt in der mit uns und um uns lebenden Frauenwelt wieder. Hierbei werden, nur als Objekte der Anschauung aufgefaßt, uns naturgemäß nur diejenigen Persönlichkeiten fesseln, deren uns unverhüllt sich darstellende Körperformen am meisten an den als Frauenschönheit gedachten und empfundenen Typus anklingen.

Aus der Reinheit der Gesichtszüge, der Bildung der Hände, des Halses und so fort schließen wir auf eine analoge Schönheit der ganzen Gestalt, und um einen rein ästhetischen Eindruck zu vervollständigen, tun wir das, was Tolstoi wie ein Sittlichkeitsattentat brandmarkt:

Unsre Phantasie konstruiert zu den deutlich angeschauten Teilen das konforme Ganze eines Körpers hinzu, dessen ungefähre Vorstellung durch die Plastik der Gewandung uns erleichtert wird.

Wenn sich dieser psychologisch-ästhetische Vorgang in den physiologischen einer Sexualerregung umsetzt, so ist letzterer wohl zeitlich, aber nicht zwingend ursächlich von jenem bedingt, da er auch ohne ersteren zu stande kommen kann. Dieses Hinüberwirken eines ursprünglich seelischen Eindruckes auf die Körperlichkeit ist stets ein verdrießlicher und nachteiliger Akt, insofern er ein weiteres Kunstempfinden und dessen läuternde Kraft sofort aufhebt und unsern Willen aus der glücklichen Passivität einer Ideenanschauung in eine unerwartete, begehrliche Aktivität hineintreibt.

Das ist um so betrüblicher, als in der Fähigkeit, ästhetisch zu empfinden, zugleich das beste Geheimnis gegen das Geschlechtsempfinden gegeben ist. Beide auf der Sinnlichkeit — im weitesten Sinne des Wortes — fußend, wirken als Antagonisten auf die Verschiebung des sittlichen Niveaus im Menschen nach oben resp. nach unten gleich stark, und es ist anzunehmen, daß sie bei den Individuen, welche hier ungefähr auf der Durchschnittslinie stehen, auch gleich stark entwickelt sind.

Ein Nachlaß in der Kräftigkeit des ästhetischen Lebens gibt sofort ein Überwiegen der plumpen Sinnlichkeit. Dies zeigen uns leicht die diesbezüglichen Verhältnisse des Proletariats, besonders auch des kleinen Bauernstandes. Hier äußert sich das Liebesleben ohne jeden ästhetischen Beigeschmack; hier herrscht Amor sans façon, wie ihn sich die Soziologie nur wünschen kann, und die Ehe wurzelt hier nur in der Deckung eines rein physiologischen Bedarfs, bei dem nur ganz geringe ästhetische Ansprüche gestellt und auch erfüllt werden können. Das edlere Verständnis für weibliche Schönheit ist hier im Erlöschen begriffen; dafür erhöht sich die Nachfrage nach der Brauchbarkeit des Weibes in wirtschaftlicher und allgemein menschlicher Beziehung, und die Liebe des Mannes fußt nicht im Individuellen, sondern im Generellen. — Ganz anders höher hinauf!

Je intelligenter und durchgeistigter das Leben vom Manne aufgefaßt wird, desto reifer im künstlerischen Sinne sind seine Ansprüche an weibliche Schönheit.

Notwendige Vorbedingung ist eigne körperliche Reife. Wie alle Kunstbetätigung erst nach der Pubertät zum Ausdruck kommt,

so hat Kennen und Erkennen weiblicher Schönheit die männliche Vollerwachsenheit zur natürlichen Voraussetzung.

Gerade hier wird uns das Bewußtsein des Geschlechtsunterschiedes zum willkommenen Führer. Die Wirkung ist instinktiv, braucht aber und soll nicht so mächtig werden, daß wir aus der künstlerischen Anschauung des Objektes in eine unkünstlerische Erregung des Subjekts verfallen. Je weiter wir in der notwendigen Arbeit der Selbstzucht fortschreiten, um so seltener werden wir auf Hindernisse stoßen, die aus uns selbst stammen. Trotzdem ist der volle Besitz normalen Sexualempfindens notwendig; auch könnten Frauen in eigner Sache schwerlich objektive Richter sein.

Goethe macht uns dieses künstlerische Ausreifen des Mannes einmal recht deutlich: dem sinnenfiebernden Faust mochte Gretchen, deren Schönheit gar nicht analysiert wird, wohl genügen, aber nach seiner sittlichen Läuterung konnte es nur Helena sein, der er „Neigung, Lieb', Anbetung, Wahnsinn" zollte.

Die Schönheit des Weibes wird im Anschauen also dann immer eine reine und edle Wirkung haben, wenn ihr sinnlicher Eindruck in unsrer ethischen Sphäre Wurzel schlagend zu einem reinen ästhetischen Genießen führt.

# Das Verschleierte.

Eine Bergpredigt in einem Akt von Paul Friedrich.

Personen: Professor Grübler.
Das Verschleierte.
Ort: Gipfel des Montblanc.
Zeit: Gegenwart.

In der Nähe der Spitze. Starker Schneesturm, der alle Konturen verwischt. Nach einigen Augenblicken wird eine menschliche Gestalt sichtbar. Lodenmantel und Kapuze. Langer, roter Bart, der aber von Schneeflocken bedeckt ist. In der Hand einen Eispickel.

Professor Grübler: Puah! Ne tolle Kraxelei! Die bosse du Dromédaire war heute (sich schüttelnd) besonders hämisch. Nein!

— machen wir nicht. Möchtest du wohl? — Hä? So einen armen Wurm 4000 Meter runterwerfen, daß er zu Brei wird. Nein! — Auf solche Scherze lassen wir uns nicht mehr ein. Heute komme ich ja auch mit einer Mission hierher. Mit einer zwar etwas absonderlichen — aber alles Absonderliche trägt ja Züge, die dir unangenehm sind. Jeder hat so seine Passionen. — Die da unten im Alpenrestaurant streiten sich drum, wer eher auf der Aiguille du Géant war, andere renommieren mit Liebschaften, wieder andere trinken Pilsner und spielen Skat. — Ich habe auch meine Passion. — Der Wind ist ja heute toll ... Was heißt denn das? ... Heut soll mer nit nauf, sagt der Purtscheller? „Es rast der See und will sein Opfer haben" ... Nach berühmten Mustern, wie?? Danach richte ich mich gerade. — (Pause.)

Nicht mal 'ne Aussicht hat man. Ich wollte doch auch so 'n bischen Ehrfurcht vor dem Unendlichen heucheln. Links Frankreich, rechts Italien oder umgekehrt — und neben einem die alten Giganten aus ewigem Eis mit ihren Trotzköpfen ... und über einem Luft und unter einem Luft — „Staub, Fleisch und Tod" und vor einem — so was Schummriges: Nebelseen und Luftgebirge — von fernen Welten Grüße, wie die Kraxler sich einreden — da drüben ... ganz da drüben ... Heimaten und wir — ausgestoßen. Unheimliches Gestöber ... Kommt dort jemand? — „Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo man dem Weltgeist näher ist als sonst und eine Frage frei hat an das Schicksal". Warum hat er nicht Gott gesagt?! ... Weil er an keinen glaubt. Weil's einfach keinen gibt. Das ist doch sehr einfach. Wenn mich hier einer von den jodelnden Knirpsen sehen würde, ich glaube, der würde sagen: Kehre um, solange es Zeit ist. Alles verkappte Theologen! (Reckt sich.) Ich wachse mit den Bergen ... 4000 Meter über aller Alltäglichkeit. Ist das nicht ein Gefühl? — Nein! Die Alltäglichkeit neben mir, in mir, über mir — unter mir — toujours la même chôse ... immer dasselbe ... Variationen über das eine Thema ... Warum? — Warum! Unseliges Wort, da glotzen sie mich an, die grünen bodenlosen Augen ... (Schreit.) He! Du! Die ich in der Wüste schlafend fand, an die ich im Kohlenschacht stieß, die ich auf blutgetränkten Schlachtfeldern traf an alten Meilensteinen ... Du!

die mich an jedem Weg kreuzt, sage: Ist dein Rätsel gelöst? Hat's der alte Grieche gelöst, als er fand: Der Mensch ist das Maß aller Dinge, der seienden, wie sie sind, und der nichtseienden, wie sie nicht sind? (Pause. Er faucht.)

Und der Mensch? Ja den, den ihr denkt, nicht der, der ihr seid! Das ist ein wunderlicher Kauz, bildet sich ein, der Mittelpunkt der Schöpfung zu sein und bekommt von einem Wind den Schnupfen. Sitzt am warmen Ofen beim Schein der Lampe und dekretiert: Die Welt ist nicht außer mir. Hier in meinem Hirn schaffe ich sie — nach meinem Wohlgefallen. Und am nächsten Tage ist er ein Haufen Staub, den die Würmer nagen. Er schreibt Werke über den Fortschritt der Kultur und übertrifft das blöde Vieh an Bestialität. Er schreitet auf den Höhen der Zeit und lächelt ihn ein Weib an, dann — liegt er in Ketten. Oder ist's der Wille, der sich hinter diesen Schleiern versteckt, derselbe blöde Wille, der die Laus zwingt, Gras zu fressen, derselbe, der ein Volk zu Taten fortreißt? O, ihr Schwachen und Blinden, laßt mich fern von euch und euern hohlen Schädeln. Selig das Tier und die Weiber, die in dunkler Finsternis ihren Weg gehen und an Abgründen spielen, weil sie sie nicht sehen. Die im Triebe leben, stumpfsinnig ihre Tage, in dem Glauben an einen, der's wohl macht. Ihretwegen ist alles da und alles gut, was da ist. Aber warum sind wir?? Warum wir, die wir immer und immer wieder hinter die Maske sehen müssen, wir mit der unseligen Sehnsucht, nicht an der Schale zu kleben, sondern den Kern zu zerbeißen. Warum fiebern wir, wenn wir lieben und ahnen, daß hinter der schönen Form kein Inhalt ist? Warum können wir nicht ohne Frauen selig sein. Wozu nehmen uns die Sinne unseren Frieden und reißen uns in das knechtende Muß der Alltäglichkeit. Warum, warum ist das alles? — ?! (Pause.)

Da liegt der Haken, an dem deine Weisheit verblutet! Ich habe geglaubt, wie nur ein Mensch glauben konnte, an die Götter der Menschen. Und fand sie von Menschen gemacht. Aber das glaube ich nicht: daß hinter den tausend Wundern der ewig alternden und ewig sich erneuenden Natur nur ein Zufall als Anstoß steckt. Diese Welt der Rätsel und der Zweifel, diese Welt der

Tiere und der Pflanzen, diese Welt der Seelen und der Triebe sollte nichts weiter sein als eine Materie, von unharmonischen, seelenlosen Kräften verdichtet und in genauen Bahnen durch den Äther geschleudert? Was hindert mich, den Mond als leuchtende Scheibe zu verachten? Die Erde! Die tückische, unbegreifliche Erde! Hat nicht der Mond seinen Gebärungsprozeß vollendet, weil es notwendig war? Weil er das, was er geben konnte, gegeben hat? Sterben nicht viele zur rechten Zeit, wo wir fluchen und und klagen: zu früh? — O, diese quälende Einsamkeit! Warum antwortet die Stille nicht? Warum fällt der Schnee in ewiger Monotonie, durchheult von dem klagenden Gletschersturm, als einzige Antwort? (Pause.)

Ich will nicht glauben: ich will wissen! Was nutzt mir's, wenn die Dichterlinge singen: Alles ist du und du bist alles! Glaube ich einer Einheit, die mich zerreißt und zermalmt? Was nutzt mir's, wenn ich fasele: der Tod ist nichts als Wahn. Das Leben ist wirklich, ewig, unzerstörbar. Wo ich täglich zehnmal sterbe ... und jede tote Hoffnung unwiderruflich hin ist? — Albernheit, Albernheit. Träumer sind sie statt Wachenden, Phrasendrescher und Faselhänse um des lieben Friedens willen. Denn aus ihnen spricht der Drang nach Glückseligkeit, nach fetten Bäuchen und wohlgemästeten Empfindungen. Bring' die Gedanken zur Ruh und lerne vergessen! Heißt das nicht: Dämme den brausenden Strom in den Dorfteich, damit die Enten ihre Stieze darin baden??

Und dann: Wozu das Drängen nach vorwärts, das peitschende, treibende Fort aus sonnigen Kreisen? Wozu die Sehnsucht nach dem, was unglücklich macht? — Können wir hier auf Erden Götter werden? Nein! Warum? Weil wir Menschen sind. Kann aus Unvollkommenem Vollkommenes werden? Nein! Warum? Weil aus nichts nichts wird. — — So? Und wurde nicht auch aus dampfenden Nebeln die Welt? Und aus Zellen das Lebende und aus Gedanken Tat? Nur wir! Wir bleiben, was wir waren in alle Ewigkeit: schlechte Maschinen! Oder Kronen der Schöpfung. (Er lacht schrill.) Pappkronen! Strohkronen!! (Pause.)

Menschen, Menschen!! Euch verstehen und lieben: wer's könnte! Da sitzt der eine mit dem Dünkel der Gelehrsamkeit, karrt

Staub zum Staube, zählt Staubfäden, ordnet Mumien und hält sich für den Mittelpunkt der Welt. Der andere verlacht ihn und nennt ihn einen Narren. Mit ihm verglichen: dem breitschultrigen Athleten. Der bei jedem Wort bereit ist, seinem Mitmenschen die Knochen zu zerschlagen, nur um seine Kraft zu zeigen. Er geht feudal, in Überrock und Zylinder, und sucht sein Glück im Sumpf der großen Städte. Champagner strömt, freche Dirnen liegen an seiner breiten Brust, er ist selig! Und ihn? Hält ihn nicht der Pflichtmensch für einen gemeinen Lumpen? Er, der nur Maschine ist und seine Gefühle nach der Uhr regelt wie seinen Aktendienst? Und lacht ihn nicht der Schriftsteller aus, der Geistesmensch, der leitartikelt und über alles lächelt? Dem nichts mehr heilig ist unter der Sonne? Der ein Königreich, wenn er's hätte, für einen Witz geben würde, nur um den Pöbel lachen zu machen?

Und der verträumte Dichter? Der schmalbrüstige Seelenmensch, der sich „Heiland" nennt und in Gefühlchen säuselt wie ein schmachtendes Windchen? — Sind sie ihm nicht alle: Caph, verglichen mit seiner Tiefe? Oder die Weiber? Die selbstgefälligen Pfauen, die mit Seide rauschen und in allem nur einen Spiegel ihres Leibes suchen? Die den Menschen nach seinen Stiefeln beurteilen und bei dem Wörtchen „von" auf den Leim gehen, wenn es auch nur Schulden und Schande deckt?

— — Nein, nein!! Ich will keine Gemeinschaft mit euch, ihr Satten und Seligen! Ich bin von anderem Geschlecht als ihr und wär's auch nur Tantalus' Geschlecht!! . . . Die Luft wird eisig. Es dunkelt schon. Aber ich kehre nicht zurück, zu euch! . . . Ich will wissen, wozu ich da bin! Wofür ich leiden muß! Für die Sünden meiner Eltern? Ha, das wäre die Lösung? — Nein! So gemein ist das Unbekannte nicht, kann es nicht, soll es nicht, darf es nicht sein. Grausames Rätsel, entschleiere dich!! Gib Antwort, eh' ich verschmachte! Alles fließt und nichts hat Bestand! — wahr, wahr und doch falsch. Etwas besteht und wär' es nur die Ungerechtigkeit. Da — — da kommt es . . . ich sehe es — da ist es — (Allmählich scheinen sich im Hintergrunde die Schneeflocken zu einer Gestalt zu ballen; die immer mehr nach vorn kommt, ohne klar und deutlich zu werden. Es wird immer finsterer. Zwei grüne Lichtpunkte, wie

Augen, leuchten unbeweglich.) — — Hä ... Kommst du doch! Weiße Katze mit den Tigeraugen ... Eisgespenst — ohne Seele und Blut — (Er schüttelt sich vor Erregung.) Hä ... rede, sprich ... ich will's ... Du schweigst — du sollst reden ... nur ein Wort, eine Silbe ... es schweigt ... Aber — es kommt näher ... immer näher ... das weiße, flimmernde, glitzernde ... Qualle — nicht zu fassen ... steh!!! Rede!!!! (Pause.)

(Er stiert mit heraustretenden Augen wie im Wahnsinn.)

4000 Meter stieg ich nur wegen dir ... wegen dir stieg ich noch 4000 Meter ... wegen dir riß ich die Sonne an ihren Flammenhaaren aus ihren Sphären ... wegen dir pochte ich an die Tore der Milchstraße, um zu fühlen, ob ein Herz dahinter schlägt ... Ein Herz!!! Wahnsinn ... Herzen sind menschlich — — auch so ein Sonntagsgeschenk der Natur!! ..... Und nun — — nun schwatze ich und du bist da ... leibhaftig — warum? Um mir alles zu sagen ... alles — — Und ich will's verschweigen — werde die große Botschaft nicht unter die Menschen tragen, daß sie drüber lachen. Die wollen glauben, die Träumer, und ich will wachen ... die wollen lebend sterben und ich — — will — sterbend — — leben!! .... Und tötete mich das Wort ... wie ein zischender Strahl ... schlüg's mich zu Staub — — — — Du — schweigst??? — So ringe ich mit — dir — — — du ......

(Er stürzt nach hinten, plötzlich ist er für einen Augenblick mit dem weißen Phänomen eins, gleich darauf ein furchtbarer Schrei ... er ist verschwunden. Die weiße Figur steht in der Mitte der Bühne, ihre grünen Augen leuchten unbeweglich wie in die Ewigkeit ...)

Ende.

# Urteile über Hochland.

Prinz Emil von Schönaich-Carolath: „Durch die Übersendung des ersten Heftes von Hochland haben Sie mir eine große Freude geschaffen. Ebensosehr als Prometheus mein Interesse in hohem Maße angeregt, taten es, in ihrer Art, der Aufsatz über Conrad Ferdinand Meyer sowie die Einführung, zu deren Gesichtspunkten ich mich im ganzen zustimmend stelle."

Arthur von Wallpach, Edler zu Schwanenfeld: „Im Augenblicke fehlt mir die Zeit zu einem Aufsatz, gerne leiste ich jedoch Ihrem Wunsche Folge und sende Ihnen ein Gedicht als Zeichen, daß ich Ihrem Wollen mich verbündet fühle.

Es wird Ihnen von Wert sein zu hören, daß Ankündigungen in katholisch-ultramontanen Blättern besagen, es werde im Spätsommer eine katholische Monatsschrift Hochland in der Jos. Köselschen Buchhandlung zu München und Kempten erscheinen. Die Leitung ist in Händen des bekannten Flugschriftenverfassers Karl Muth (Veremundus), bislang Leiter der „Alten und neuen Welt", der einzigen von den Klerikalen empfohlenen Zeitschrift.

Zu Ihrem schönen Gedicht ‚Erlöste', sowie zum Prometheus, meinen Glückwunsch!"

Professor Dr. Poske: „Sehr geehrter Herr, das von Ihnen freundlichst übersandte zweite Heft Ihrer Zeitschrift ‚Hochland' habe ich erhalten und danke Ihnen verbindlich dafür. Ich finde darin einen mir sympathischen, jugendlichen Idealismus, von dem ein kräftiges Ausreifen erwartet werden darf. Um so mehr bedaure ich, Ihre Aufforderung ablehnend beantworten zu müssen. Ich bin leider neben meinem Beruf bereits so sehr mit literarischen Arbeiten überhäuft, daß ich auf absehbare Zeit mir jede solche Extravaganz versagen muß."

Viktor Blüthgen: „Bei Zusendung von Heft 4 Ihres ‚Hochland', dem ich gutes Gedeihen wünschen will (bei der Riesenkonkurrenz und der Indolenz im Publikum gegenüber derartigen Sachen genügt dafür die Lebenserhaltung), erinnere ich mich eines

Wunsches . . . 2c. Das Prometheusbruchstück des Heftes interessiert mich."

Wiesbadner Tageblatt: „. . . Bedeutend kleiner an Umfang, dafür um so herausfordernder im Titel, ist eine andere bei Pierson in Dresden erschienene Zeitschrift, die sich ‚Hochland, Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur' nennt und von Paul Friedrich und Kurt Walter herausgegeben wird. Nach Ansicht der Herausgeber fehlt der Menge neuer Zeitschriften noch manches. ‚Vor allem, sie reden zu viel.' Dagegen will das ‚Hochland', ähnlich wie ‚die deutsche Heimat' vorwiegend Proben bringen. Sie beschränken sich aber dabei nicht auf den engen Kreis der tendenziösen Heimatdichtung und dürften sich somit einen großen Leserkreis sichern."

Dresdner Kunst- und Theater-Zeitung: „Neue Zeischrift ‚Hochland'. Soeben ist die erste Nummer dieser neubegründeten literarischen Zeitschrift erschienen, deren Herausgeber der bekannte Dichter Paul Friedrich und der Schriftsteller Curt L. Walter sind. Die Herausgeber haben sich ein sehr hohes Ziel gesteckt: über die gegenwärtige realistische Tendenzdichtung hinaus streben sie zu heiteren, sonnigeren, reineren Sphären empor, sie streben nach ‚Höhenklarheit und Höhenlicht, nach jener einzigen, großen, erlösenden und befreienden Lebensfreude' . . . Die Herausgeber beweisen in diesem ersten Heft, daß ihr Können mit ihrem Wollen gleichen Schritt zu halten imstande ist und wäre ihrem ernsten, künstlerischen Streben der verdiente Erfolg zu wünschen."

Die Reichswehr, Wien: „. . . Das erste Heft enthält Gedichte von Franz Evers, Paul Friedrich, Heinrich Koerber und Irene Wild, eine literarische Würdigung Conrad Ferdinand Meyers von Paul Friedrich, eine Skizze ‚Die Gefilde der Seligen' von S. Hochstein, eine Legende ‚Die Dornenleiter' von Irene Wild und den Anfang der hochpoetischen Tragödie ‚Prometheus' von Paul Friedrich."

Dresdner Kunst- und Theater-Zeitung (II.): „Diese Blätter bringen nur wertvolle Gaben zur Bildung des Geistes für jedermann. Die ‚Gefilde der Seligen' von Hochstein und ‚Prometheus' von Paul Friedrich ragen hoch über das Gewöhn-

liche hinaus. Heft 2 bringt ein Gedicht von Lenau über Beethovens Büste, sowie andere wieder von denselben Dichtern wie im ersten Heft. Curt Walter spricht über Klingers Beethoven. . . . Zum Schluß bringt es den fünften Akt aus ‚Giordano Bruno‘, Tragödie von Otto Borngräber.“

Mediz.-Chirurg. Centralblatt, Wien: „Der mannigfaltige Inhalt dieser aufstrebenden Zeitschrift setzt sich aus Gedichten, Skizzen, Essays und Dramen, die in Fortsetzungen erscheinen, zusammen. In den letzten Heften verdienen besondere Beachtung: ‚Prometheus‘, Tragödie von Paul Friedrich, ‚Klingers Beethoven‘ von C. L. Walter, ‚Etwas von Johannes Brahms‘ von Irene Wild, aus ‚Giordano Bruno‘, Tragödie von Otto Borngräber.“

Düna-Zeitung: „Mit dem vorliegenden vierten Heft beginnt das zweite Quartal dieser neubegründeten literarischen Monatsschrift. Was die hochstrebenden Herausgeber beim Erscheinen dieses Blattes versprochen, haben sie auch getreulich gehalten. Auch das vierte Heft legt wieder beredtes Zeugnis ab. In der vorliegenden Nummer finden wir den Schluß der klassisch-schönen Tragödie ‚Prometheus‘ von Paul Friedrich, Gedichte von Emil Prinz von Schönaich-Carolath, Viktor Blüthgen, S. Hochstein und Paul Friedrich, einen Aufsatz über ‚Goethes Idee des Göttlichen‘ von Curt L. Walter, eine Skizze ‚Nachtgebet‘ von Erich Oesterheld und einige Szenen aus dem dramatischen Gedicht ‚Judas Ischarioth‘ von Elise Schmidt, einer leider noch viel zu wenig bekannten Verfasserin.“

Ähnliche Urteile und Anzeigen brachten ferner u. a. Dresdner Zeitung, Hamburger Fremdenblatt, Leipziger Tageblatt, Neue Freie Presse, Nürnberger Generalanzeiger. Die Dichterstimmen schrieben: Nicht mit Muths „Hochland“ zu verwechseln. Vorsicht geboten!!

# Napoleon.

Heroische Trilogie von Paul Friedrich.

Berlin, Otto Janke. Mk. 1.50.

---

## Fernere Urteile der Presse:

Literar. Echo: „Wie man sich auch im einzelnen zu diesem Werke stellen mag, man wird sich dem Eindruck eines ungewöhnlichen Talentes nicht entziehen können; ungewöhnlich sowohl, was die Intensität seines Phantasielebens anlangt, wie bezüglich der Wahl der Stoffe, durch die diese Phantasie erregt wird. Der Zug aufs Heroische, dem Friedrich hier und anderwärts folgt, ist unserer Jugend und unserer Zeit fremd geworden; wir verstehen heut' Hamlet besser als seinen Gegenpol Napoleon. Friedrich sagt selbst von seiner Kunst:

> Ein Heldenlied zu singen in dieser trüben Zeit,
> Ist meine junge Muse gerüstet und bereit.

Das Kokettieren mit der sogen. Dekadenz, das in den Jahren von Friedrichs Entwickelung die Mode der Zeit war, hat ihn ergrimmt und er hat sich in jugendlicher Überschätzung dieser Mode und ihrer Bedeutung, voll Ekel abgewandt und sich im Anschauen eines Gewaltigen, eines Tatmenschen berauscht. Aus dieser Stimmung ist sein ‚Napoleon' entstanden. Und ein Dithyrambus auf die Tat schlechthin ist denn auch seine ‚heroische Trilogie' geworden, auf die Tat, zu der die schwächliche Ratlosigkeit und die moralische Feigheit der Zeitgenossen im Gegensatz steht . . ."

Türmer (F. Lienhard): „Gleich hier sei ein ‚Napoleon' ehrenvoll erwähnt, von dessen Verfasser, Paul Friedrich, wir nach dieser bedeutsamen Talentprobe Gutes erwarten. Napoleons metallene Sprache ist vortrefflich getroffen, die Volksszenen farbig und belebt, der dramatische Pulsschlag rasch, fast zu rasch. Vergleichbar Napoleons Schlachtbefehlen und Bulletins, ist die Komposition gehalten; sie eilt in hartem, stolzem Ton von Skizze zu Skizze und erledigt das fünfaktige Drama: ‚Fontainebleau' auf 65 Seiten, um sofort mit einem fünfaktigen Drama ‚Elba' nachzurücken, auf wieder 63 Seiten, und mit einem einaktigen ‚St. Helena' zu schließen. Dies Drama sei der Beachtung der Bühnen empfohlen!"

---

Verantwortliche Schriftleitung: Paul Friedrich, Berlin W., Lützowufer 33.
Druck von E. Pierson's Verlag (R. Lincke), Dresden.

# Hochland

## Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur

Herausgeber:

Paul Friedrich und Curt L. Walter.

Siebentes Heft.

Inhalt:



Dresden
E. Pierson's Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler)
1903.



Preis 25 Pf.





# Hochland.

**Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur.**

Herausgeber: **Paul Friedrich** und **Curt L. Walter.**

**1903.** Heft 7.

Preis der Einzelnummer: 25 Pf. Jahresabonnement (12 Hefte): 3 Mk. (bei freier Zustellung).


Motto: Als bloßes Naturwesen ist der Mensch ein verschwindender Teil der unermeßlichen Welt. Erst die unsichtbare Ordnung, die er als geistiges und sittliches Wesen ergreift, gewährt ihm ein selbsttätiges Mitwirken und zugleich eine Unabhängigkeit gegen alles Äußere. Rud. Eucken.

## Das Märchen von der schönen Frau.

Von Kurt Küchler.

Es war einmal eine wunderschöne Frau, mit strahlenden, sanften Augen, mit rotglutgoldenem Haar und einem seidenschimmernden Gewande, das ihre wunderbar weichen Formen in linder Pracht umflutete. Die Sonne leuchtete in ewigem Glanze auf sie hernieder, und mit traurig-sehnsuchtsvoll verträumten Augen blickte sie hinein in die Sonne, von der sie niemals geblendet wurde.

Aber diese schöne Frau war gefangen. Ein böser Zauberer, der sich die Zeit nannte, hielt sie gefesselt, daß sie nicht mehr hinaustreten konnte unter ihr Volk, das sehnsüchtig ihrer harrte. Denn sie war einst eine mächtige Königin gewesen, die aller Herzen wie mit leisem, mildem Zauber umschloß. Nun aber war sie schon lange

von ihrem Volke getrennt, so lange, daß sie schon beinahe vergessen war. Denn wenn man das Schöne verliert und nie, nie wieder zu sehen bekommt, dann vergißt man es allmählich, und nur ein halb unbewußtes Gefühl, sehnsüchtig still, bleibt zurück, das Fühlen, etwas Göttliches verloren zu haben.

So saß denn die wunderbar schöne Frau da — einsam und verlassen und konnte nichts tun, als in die Sonne schauen, die für sie nicht unterging. So wartete sie und sehnte sich nach ihrem Befreier.

Es kamen auch viele Ritter, mit dem Willen zur Tat, mit dem glühenden Wunsche, sie aus ihrem Bann zu lösen. Denn die Kunde von der gefangenen schönen Frau war zu vielen Helden gedrungen. Und alle machten sich auf. Aber sie mußten sich erst durch einen großen, dichten Wald schlagen, in dessen Mitte die Gefangene der Erlösung harrte. Hinter jedem Baum aber saß ein Unhold. Die wühlten die Erde und den Schmutz unter den Bäumen auf und gruben heraus eitles, blinkendes Gold. Und jeder Ritter, der sich in heißem Verlangen durch diesen Wald hindurch arbeiten wollte, wurde von den Unholden angeschrien. Mit grinsend-häßlichem Lachen zeigten sie auf das blanke Gold, das sie aus dem Schmutz herausgewühlt hatten. Und so lockend war es, daß die Ritter, die ihr Lösewerk mit glühendem Verlangen begonnen hatten, auch niederknieten und zu graben begannen. Kaum aber hatten ihre weißen Hände die Erde berührt, da wurden sie selbst in Unholde verwandelt, und ein gelles Hohngelächter scholl jedesmal durch den Wald. Das hörte die arme, schöne Frau, und dann weinte sie heiße Tränen und ihre goldene Stimme bebte, wenn sie leise sagte: „Nun ist wieder einer verloren gegangen."

Da aber kam eines Tages ein junger blonder Ritter mit wallendem Lockenhaar und blauen, blitzenden Augen. Der drang unverzagt durch das Dickicht und hatte nur Auge und Sinn für das Licht, das weit, weit durch die Bäume schimmerte. Er achtete nicht auf das Geschrei der wühlenden Unholde, die hinter ihm her lachten und ihn bewarfen mit Schmutz und Erde. Immer drang er vorwärts mit leuchtenden, sehnsuchtsheißen Augen. Die Dornen der Sträucher rissen ihm Hände und Gesicht blutig und zerfetzten seine

Kleider — er aber achtete des nicht und drang weiter, immer weiter, dem goldenen Lichte nach. Und ob er sich auch kaum noch aufrecht halten konnte, sein Auge leuchtete doch in innerem Glück, denn seine Seele war schön und reich.

Endlich aber waren alle Widerstände überwunden, und in strömendem Glücksgefühl sank er vor der schönen Frau nieder, die er erlösen wollte. Aber als er ihr glückstrunken in die Augen schaute, um ihre Schönheit ganz zu erfassen, da brach ihm das Herz vor Freude und Seligkeit: und er starb mit verklärtem Antlitz zu den Füßen der schönen Frau. Die Erfüllung war der Tod.

Sie lächelte gütig und liebevoll, und als sie sich niederbeugte, um einen Kuß auf die klare, kalte Jünglingsstirn zu hauchen, fielen zwei Tränen auf den sonnenbeschienenen Boden.

— — — — — — — — — — — — —

Rings im Wald aber kicherten häßliche Stimmen und lachten des Törichten, der das blinkende Gold verachtet hatte, um für die gefangene Frau zu sterben. — Aber sie sahen nicht die verklärten, seligen Züge des Toten. Sie gruben weiter im Schmutz und förderten eitles Gold herauf; Edelsteine aber fanden sie nicht.

— — — — — — — — — — — — —

# Gedichte

von

## Heinrich Koerber, Albert Antoni, Wolfgang Hammann, Paul Friedrich.

Heinrich Koerber:

### Lebensregel.

Du sollst nicht bauen
Auf niedren Grund,
Von Höhen schauen,
Das hält gesund.

Mit Häupten grüße
Ein fernes Land,
Nimm für die Füße
Nur festen Stand.

In engen Räumen
Fühl dich zu Haus,
Aus allen Träumen
Find'st dann heraus.

Hast du zu schirmen
Ein eignes Dach,
Wirst nicht mehr stürmen
Den Wolken nach.

Und was in Welten
Du rings erspäht,
Laß das nur gelten,
Was mit dir geht.

Bring aus dem Getümmel
Zu viel nicht nach Haus;
Und spann ein Stück Himmel
Im Innersten aus! — —

### Albert Antoni:

### Grabschrift.

Einsame Hände haben
Mein Herz zur Ruh gewiegt,
Daß es gleich einem Kinde
Verträumt und seligstille liegt.

Geht leise ihm vorüber,
Daß nichts den Frieden stört.
Es müßte wieder weinen,
Wenn es das laute Leben hört.

## Wintertag.

Der Winter zieht die Nebelschleier
Ganz dicht vor deinem Fenster zu;
Im Ofen brennt ein kleines Feuer,
Kein Fremdes tritt in deine Ruh.

Das ist die Zeit, wo deine Seele
Nicht sorgt, was aus der großen Welt
Sich ihrer Einsamkeit vermähle,
Und Einkehr in sich selber hält.

## Spruch.

Du schaukelst träumend deinen Nachen,
Als wär die Welt ein stiller See,
Du hast nicht acht auf Ziel und Lauf,
Und einmal mußt du doch erwachen . . .

Und lernst du Weinen auch im Lachen,
Und tut das Leben noch so weh:
Du banger Träumer, Augen auf!
Die Welt ist doch nur für die Wachen.

Wolfgang Hammann:

## Vor den Toren von Jerusalem.

In einem Hof, der tiefes Elend sieht,
Den scheu der fromme Pharisäer flieht,
Den tausend heiße Tränen täglich feuchten,
Steht Jesus schlicht in härenem Gewand.
Beglückt ist jeder Blick auf ihn gebannt,
Davon so freudig seine Augen leuchten.

Durch eine Höhlung fließt ein spätes Licht,
Das sich in tiefen, scharfen Schatten bricht
Auf all den Zügen, die das Licht nicht kennen.

Und Jesus spricht: „Wer glaubt, wird selig sein!"
Und Jesus geht. — Bald bricht die Nacht herein,
Doch jeder fühlt ein Lichtlein in sich brennen.

## Bahnen der Menschheit.

Treue treulich zu vergelten,
Blickend auf die Erdennot,
Fragt der weise Herr der Welten:
„Wer begehrt nach frühem Tod?"

Tausend fallen jammernd nieder:
„Schenk ihn uns, wir flehen heiß,
Diese Welt ist uns zuwider,
Dieses Lebens Not und Schweiß."

Denen, die so gottlos sprechen,
Gibt er lange Lebenszeit,
Läßt sie alt zusammenbrechen,
Schwach von seichtem Erdenleid.

Aber den, der stolz mit Schweigen
Lieber Dornenpfade geht,
Läßt er höchste Höhn ersteigen,
Daß er ihm am nächsten steht.

Paul Friedrich:

## Stufen der Liebe.

### 1.

### Erinnerung.

Das war eine wundersame Zeit
Voll Märchen und voll Lieder,
Nun liegt sie im Schoß der Vergangenheit
Und niemals kehrt sie wieder.
O Nachtigall, dein süß Tüwitt,
Dein jubelselig-leises Lied

Klang tief aus deiner Kehle
Zum Grunde unsrer Seele —
Als wir noch Kinder waren.

Wie spielten wir tagaus, tagein
So fröhlich heitre Spiele,
Wie lockte uns der Truhe Schrein
Im Boden auf der Diele.
Die Sonne rief mit ihrem Strahl,
Der Mond, der ließ uns tausendmal
In seinem lieben Licht ergehn,
Wie war doch einst die Welt so schön —
Als wir noch Kinder waren.

Nun sind wir beide groß und klug
Und flügge sind wir worden,
Vom Nest im raschen Zeitenflug
Bis zu der Jugend Borden.
Nur eines bleibt: Erinnerung —
Sie macht die Herzen ewig=jung
Und seufzt von Jahr zu Jahren:
Als wir noch Kinder waren! . . .

2.

## Sommernachtstraum.

Kennst du die Sommernächte, Kind?
Da säuselt so leis der warme Wind.
Er säuselt über Berg und Tal,
Er säuselt durch den Himmelssaal.

Da zieht durch die Erde ein süßer Duft,
Er weht in die Welt mit der lauen Luft,
Und wo eine Blume im Schlafe steht,
Er Tau auf die blühende Krone weht.

Dann fliegen die Engel vom Himmelszelt,
Sie reisen wohl über die weite Welt
Und wo sie finden ein reines Herz,
Da senden sie Traum und Spiel und Scherz.

Und alles Weh, das stillen sie fein
Und lassen's am Morgen vergessen sein . . .
Auch über dir, Kind, ein Engel wacht:
Kennst du die blaue Sommernacht? —

(Aus „Margarete" 1895.)

3.

## Enthüllung.

Es war ein trüber Tag. Der Regen rann . . .
Ans Fenster schlug der Baum mit nassen Zweigen,
Wir saßen sinnend da in tiefem Schweigen
Und keines brach der Dämmerstunde Bann.

Und als dein Mund zu reden dann begann,
Da sah ich dich dein holdes Köpfchen neigen,
Du mochtest mir den tiefen Schmerz nicht zeigen,
Der jäh die Herrschaft über dich gewann.

In abgerissnen, schluchzenden Akkorden
Erklang die Laute, die der Schmerz berührte
Und klagte, daß es in dir Nacht geworden.

Da fühlt ich, wie das Mitleid in mir schürte,
Gewaltig neu die Flammen meiner Liebe
Und wie ich in mir alte Wunden spürte.

(1900.)

4.

## Im Spätrot.

Durch alle Bäume und durch alle Zweige
Zittert ein Hauch, ein zärtliches Verstehn,
Und doch ging unsrer Tage Licht zur Neige,
Du mußtest mit der Sonne von mir gehn.

Zwischen den Bäumen durch, zwischen den Zweigen
Zittert ein Hauch, ein zärtliches Verstehn,
Wohin auch unsre Lebensweiser zeigen:
Auf Wiedersehn, mein Lieb, auf Wiedersehn!

Zwischen den Bäumen durch, zwischen den Zweigen
Flammt es herauf wie morgenroter Schein:
Und eine Stimme spricht durchs tiefe Schweigen:
„Das, was du nicht genossen hast, ist dein!"

(1901.)

---

5.

## Bestimmung.

Ich sah so tief in deine treuen Augen
Und tauchte stumm in ihren klaren Schein,
Da fühlt' ich meine Seele in sich saugen
Ein neues Leben still und gut und rein.

Ich hielt dich sanft mit meinem Arm umschlungen
Und Wunden hörten sacht zu bluten auf. —
Von unbekannten Kräften jäh durchdrungen
Stieg tote Sehnsucht aus dem Grab herauf.

Und wieder blühte mir die Welt in Wonne
Und Hoffnung, Hoffnung! jubelte mein Schmerz —
Dein heller Blick verdunkelte die Sonne
Und freudetrunken sank ich an dein Herz!

(Meinem treuen Kameraden in guten
und bösen Tagen. 1903.)

# Zum Parsifal.

Von Dr. Heinrich Koerber.

Zwanzig Jahre sind dahingegangen, seit ich als junger Student, den schmalen Beutel aufgefüllt durch ein mir überwiesenes Wagner-Stipendium, zum erstenmal den Boden Bayreuths betrat, „kindliche Schauer treu in der Brust". Über der weltentrückten Stadt hing eine weihevolle Stille, eine nachklingende Totenklage um den wenige Monate vorher hingeschiedenen Meister, dessen Leiche in einem für einen deutschen Künstler bis dahin unerhörten Triumphzuge ihren Weg aus welschem Lande in den stillen Garten der Villa Wahnfried gefunden hatte.

Alles, was im jungen, heißen Herzen aufgestaut lag an Schönheitsdurst, an Sehnsucht nach hohen, heiligen Entzückungen; alles, was im ersten Ringen um eine Weltanschauung noch gärend und schäumend die Seele durchschütterte; der ganze Aufruhr eines „Werdenden" hoffte im Parsifal seine Ordnung, Abklärung und Reinigung zu erfahren, und das innerste Empfinden fühlte sich vorbereitet wie zur Hinnahme eines Sakramentes.

Und später? Als der gereifte Mann seine Pilgerfahrt in das Festspielhaus erneute, als Last und Arbeit von zehn wichtigen Jahren aus dem anfangs dampfenden, saatensüchtigen Boden ein fruchtbergendes Ackerfeld gewandelt hatten? Wie anders und doch nicht minder bedeutungsvoll wirkte der Parsifal! Das Ahnen war ein Verstehen, das Verheißen ein Erfüllen geworden und aus dem wogenden Gewühl chaotischer Gefühle war ein kunstreifes, kunstbegreifendes Erleben gewachsen.

Aus dem Abstand der Wirkungen eines Kunstwerkes auf zwei verschiedene Stadien epochaler Entwicklung wird der Wert dieses Kunstwerkes selbst erst evident und wenn für das hier persönliche Ergebnis zugleich ein ähnliches, wenn nicht gleiches, für die Allgemeinheit angenommen werden darf, so kann heute schon kurz die entscheidende Antwort auf die Frage gegeben werden: „Welche dauernde Wirkung dankt der deutsche Kulturmensch der Tat von Bayreuth?"

Für die Leistung jeden Lebenswerkes ist das Innehaben und Festhalten eines bestimmten Standpunktes Vorbedingung. Der klimmende Geist muß an Abgründen vorbei, über schmale, steinige Pfade hinweg sich ein Stück eigenen Landes erobern, das zumeist auf Bergen liegt, dem Himmel näher als der Erde. In Richard Wagners künstlerischer Entwicklung ist dieses zielbewußte Sichlosmachen von herkömmlichen Alltagsgleisen ebenso bewundernswert, wie das starre Behaupten seiner einsam erstiegenen Höhe.

Deutsch bis in die letzten Wurzeln seines Wesens, tat er von seiner Musik alle fremdländischen Zutaten ab. Die Arie, das Rezitativ, die geschlossene Melodie, der Zwiegesang, jede sinnlose Wiederholung des Textes kamen in Wegfall. Indem er dadurch die Fortbewegung der Handlung auf der Bühne dem wirklichen Geschehen näher brachte, war er zugleich — aber nur in diesem Punkte — ein Vorgänger naturalistischer Darstellungsweise.

Die Musik, welche bisher in der Oper alle anderen Kunstausdrucksmittel in tyrannischer Weise zurücksetzte und sich selbst nur in sinnfälligen Modulationen oder sinnlosen Kapriolen erschöpfte, wandelte er zur Dominante aller auf Aug' und Ohr wirkenden Kunstmittel um und schuf in seinen Leitmotiven neuartige Träger von musikalischen Ideen, die ohne selbständige Aufgabe nur konforme Hilfsmittel im Ausdruck aller das Kunstwerk füllenden Ideen sind.

Bei der Wucht und Größe seiner Stoffe, die Wagner, wieder seinem urdeutschen Empfinden gemäß, alle aus dem deutschen Sagenkreise des Mittelalters herausschöpfte, mußte von vornherein auch seine Musik ein heroisches, großzügiges Gepräge erhalten. Diese Tonwelt, in der Sehnen und Wagen ganzer Heldengeschlechter nach Ausdruck rang, ließ allem Zierlichen, Gefälligen, in enges Maß Gebundenen nur wenig Raum und steigerte jede Klangfolge ins Erhabene und Monumentale. Die überwältigende Wirkung dieser Harmonien liegt in ihrem feierlichen Ernst, der wie bei gottesdienstlicher Handlung jedes Geschehen in Ewigkeitsperspektiven rückt.

Dieser tiefe Ernst, das sittlich starke Wollen ist es gerade, was Richard Wagners Persönlichkeit weit über die Musiksphäre hinaus zu einer Kulturgröße von universeller Bedeutung erhebt.

Sein Parsifal illustriert, was nur wenigen Schaffenden vergönnt war, den Sinn des alten Wortes: „Finis coronat opus." Hier ruft der Meister seine Jüngerschar in das Allerheiligste eines Tempels und spendet ihnen den Gralsbecher erhabenster Kunst. Und doch ist es kein esoterischer Dienst, nur wenigen Geweihten zugänglich, sondern von hier aus spricht der Künstler zur Gemeinde des ganzen deutschen Volkes und weist ihm klaren Sinnes und eindringlich heiß die Wege einer geläuterten Kultur. Die ganze Summe religiöser und sozialer Heilswahrheiten teilt er mit vollen Händen aus und für alle letzten Dinge der ringenden Menschenseele, für Lebenserfüllung und Todessehnsucht, für Schwäche und Überwindung, Sinnendrang und Sinneserlösung, findet er hier Ziel und Deutung.

In knapp gemessener Handlung, mit wenigen kristallscharf geschliffenen Worten einer runentiefen Sprache stellt Wagner seine Gestalten hin: den sündig unterlegenen, der Gralshut unwert gewordenen Amfortas, ein Typus schwacher Menschlichkeit, die nur im Tode noch eine Befreiung hofft; — den Zauberer Klingsor, einen Luzifer und Mephistopheles zugleich; — Kundry in der Doppelrolle des Weibes als Verführerin und Dienerin, eine neue Magdalene, nur eindrucksvoller, wahrer; und Parsifal selbst! einen ganzen Helden von ehedem oder übermorgen, durchaus lebensmöglich, von hierarchischer Einfachheit, dessen ganze Stärke die Reinheit und dessen ganzes Wissen das Mitleid ist. Ein Bild, ein Vorbild, jedem faßlich greifbar und keinem ganz unerreichbar! — Fürwahr, ein ganzes Kompendium geistig-sittlicher Kultur, dargeboten in künstlerisch reifster Ausgestaltung!

Man hat es — und Nietzsche war darin nicht der erste — Wagner zum Vorwurf gemacht, daß er dieses sein Hauptwerk mit dem schwälenden Weihrauch einer allzu mystisch-katholischen Romantik umhüllt hat, aber wir meinen, die Wahrheit wie jede Schönheit bedarf unerläßlich eines Mantels der Darstellung, und wenn Wagner hier gerade diesen gewählt, so war er zweifellos die seinen Zielen erwünschteste oder seinem Schaffen gerechteste Form.

Der große Inhalt wird dadurch keinesfalls verdunkelt; er spricht wie eine mahnende Predigt zum innersten Herzen deutschen

Wesens; er bringt uns von neuem die frohe Botschaft, daß auf den Berghöhen des Ideals noch ein Leben möglich ist, das abgelöst vom Tribut an die Niederung, frei vom Alltäglichen und Vergänglichen den heutigen Kulturmenschen über sich selbst erhöht und ihm die Erfüllung seiner letzten Wünsche, die Selbstvollendung, in größerer Nähe zeigt. —

Wenn in diesen Tagen, aus Willen und Mitteln des deutschen Volkes geboren, ein ragendes Standbild Richard Wagners in Berlin enthüllt wird, so kann doch nur der Uneingeweihte darin einen Beweis der Volkstümlichkeit des großen Meisters ersehen. So weit sind wir noch nicht! Er will wie alle Bildner und Vorläufer einer neuen Kulturepoche mehr mit dem Gefühl als dem Wissen erfaßt, mehr verstanden als bewundert werden. Sein Wirken und Wollen muß sich erst bis zur Sättigung im verdünnten Medium der Volksseele auflösen, ehe eine umstimmende Reaktion des neuen Ideengehaltes möglich erscheint.

Trotzdem nehmen wir das Richard Wagner-Denkmal als ein „glückhaft' Zeichen" einer aufdämmernden neuen Zeit gern und dankbar hin.

# Hochland-Aphorismen.

Von F. Dietert.

Es würde keine wahre Kunst mehr geben, wenn wir des Lichts entbehrten, das von den Genien der Menschheit ausgeht. Denn wir alle sind Parasiten längst vergangener Schöpfungen.

* * *

Wenn in uns Balders göttliches Frühlingslicht wach wird, dann lodert der schlummernde Funke der Weltseele, des Allschöpfers zur mächtigen Flamme auf.

* * *

Dann schaffen wir, weil wir schaffen müssen, aus innerer Notwendigkeit heraus mit echtem Höhentrieb der Seele.

* * *

Brechen wir diesen höheren Gedanken Bahn, machen wir uns den Weg frei zu dem Endziele eines neuen Menschentums.

* * *

Reinheit der Seele aber und höchste, straffste Selbstzucht, Sonnenlicht im Herzen müssen wir haben, um Sturm gegen alle Lügen und Heuchelei laufen zu können.

* * *

Wir müssen niederwerfen, was immer Minderwertiges sich entgegenstemmt, wir müssen ganze Lebenskünstler, individuelle Naturen werden.

* * *

Darum seien wir jugendfroh und stark im Schaffen. Erhalten wir uns ein freies, sonniges Lachen. Erhalten wir uns die Sonne und die Natur. Und leben wir dem Leben. Dann haben wir alle Aussicht dazu, in dieser kämpfeschweren Zeit der Kunst ein freies Hochland zu gründen.

# Philosophie der Erlösung.*)

## Heinrich von Steins heroischer Idealismus.

Von Paul Friedrich.

Leisem Atem, Ahnung gleich
Weilt in allen Welten Gott,
Wartend, daß der Mensch ihn erwecke.
H. von Stein.

Es ist beschlossen und ist gefügt,
Daß über die Ichwelt die Liebe siegt.
Leop. Jacoby.

Die Schranke des Individuellen, das schmerzlich Problematische in Welt und Leben, wird nur in der Liebe überwunden.
H. von Stein.

Die Anerkennung einer moralischen Bedeutung der Welt ist die Krone aller Erkenntnis.
Richard Wagner.

Die Kunst als ein Teil der Kultur hat nur insoweit Wert, als sie vermag, den Menschen über sich hinaus zu steigern und zu erhöhen: insofern sie vom Endlichen zum Unendlichen die Brücke der Schönheit und Notwendigkeit spannt.
P. Friedrich.

Auf dem Militärfriedhof in Berlin befindet sich ein Grabmal, das den Namen: Heinrich von Stein trägt und die Worte:

„Selig sind, die reines Herzens sind."

Unter diesem einfachen Epitaph ruht ein Kämpfer in des Wortes höchster und edelster Bedeutung. Nur 30 Jahre (1857—1887) hat er gelebt, aber diese kurze Spanne Zeit war weit genug, um Anlagen zu entwickeln, deren reiche Kräfte segenspendend den Tod ihres Trägers überdauern, deren leuchtende Offenbarungen unvergängliche Ausstrahlungen eines unendlich hohen und reinen Menschentums sind.

Wie alles Große hat auch diese Lichtquelle lange Jahre verschüttet und unbeachtet geruht, aber wie alles Bedeutende war es nicht möglich, daß sie in Vergessenheit unterging, sondern die Kraft ihres inneren Feuers war gewaltig genug, um den schwersten Stein,

*) Vortrag, gehalten in der Literarischen Gesellschaft „Neue Klause" am 28. September 1903.

der auf ihr lag, zu heben und in strahlender Helle das Dunkel der Zeit zu durchbrechen.

Heinrich von Steins wahre Bedeutung beginnt erst jetzt in weiteren Kreisen der Gebildetsten und Besten unserer Nation erkannt zu werden. Dank den rastlosen Bemühungen des von seiner Größe tiefst durchdrungenen Professors Friedrich Poske, der sich in seiner letzten, eben erschienenen Arbeit über Stein aufs glücklichste mit dem als Kulturhistoriker und Wagnerbiograph allgemein bekannten Houston Stewart Chamberlain verbündete, ist den suchenden und strebenden Geistern dieser Epoche ein Führer zu einem gewaltigen Idealismus der Tat und des Herzens nach und nach erschlossen worden.

Es mußte lange dauern, bis man den Wert dieses stillen und einsamen Geistes ganz erfaßte, denn der laute und übermächtige Erfolg Friedrich Nietzsches nahm zunächst jeder anderen philosophischen Anschauung Licht und Luft.

Aber so konnte der Siegeszug Steins nur verzögert, nicht verhindert werden, denn Nietzsches agitatorische, ja zuletzt marktschreierisch-schrille Aufdringlichkeit und despotische Doktrin mußte die Edelsten — bei solchen Kämpfen handelt sich's nur um sie — abstoßen und für eine vornehmere, keuschere Persönlichkeit und ihre Anschauungswelt empfänglich machen.

Bevor wir uns mit Steins Ideen befreunden, wollen wir kurz seinen tragischen Lebenslauf an uns vorüberziehen lassen.

Heinrich von Stein wurde am 12. Februar 1857 zu Koburg im fränkischen Thüringen geboren. Er stammte aus einem alten Adelsgeschlecht, das seit dem 12. Jahrhundert an der Rhön ansässig ist. Die Neuzeit drängt nach anderen Betätigungen, als der physischer Kräfte. So wurde auch Stein nicht Militär, obwohl er ein Hüne an germanischer Körperkraft war. Der protestantisch-religiöse Geist, der in Steins Geschlecht seit Luthers Tagen lebendig war, drängte in diesem geistig hochveranlagten Familiensproß zum geistlichen Stande. Schon in früher Jugend ist der mächtige Drang des Reformationszeitalters in dem wundersamen Geiste wach. Er träumt als 15jähriger fast gleichzeitig mit Paul de Lagarde, der Zeit seines Lebens nur Anreger und Ahner blieb, von einer Vereinfachung

des verstümmelten Christentums und einer durch Reinigung und Vertiefung aufs wirksamste fortzusetzenden Arbeit an der Lutherlehre: So flammte in ihm der machtvolle Brand einer tiefreligiösen Gesinnung, während das Zeitalter, das ihn als Gereiften erwartete, keinen Hauch dieses Geistes in sich spürte, und grobmaterialistisch mit Stoff und Kraft und ähnlichen Schlagwörtern das „metaphysische Bedürfnis des Menschen" betäubte und die Blicke der Suchenden auf die Erde, auf biologische und anatomische Forschung hypnotisierte.

17jährig wurde Stein Student der Theologie, aber an innerer Erfahrung und durch persönliche Reife weit über sein Alter hinaus. Und so war es kein Wunder, daß dieser hohe und tiefstrebende Geist von dem Moment an, als er in die Universitätstheologie eintrat, aufhörte, Theolog zu sein. Die starre Dogmatik verknöcherter Kathedermenschen wühlte in toten und tauben Fragen herum, sich gegenseitig befehdend und widersprechend.

Die Folge davon war, daß er zur Philosophie überschwenkte, in dem rührenden Glauben, die Wahrheit, die ihm hier die theologischen Streitereien versagt hatten, dort in den Abgründen grauer dogmatischer Theoreme zu finden. Aber er hat eine Kraft in seinem Innern, die ihn vor heillosen Irrwegen behüten wird: das religiöse Gefühl.

Sehr bald sieht er darum eine Gefahr darin, sich von einem „Standpunkt zum andern" zu schleichen, und so geht er entschlossen allem rein Spekulativen aus dem Weg und sucht wie sein Zeitalter festen Boden zu fassen „auf dem lebendigen Felsen, den ich da unter meinen Füßen spüre": nämlich in der Naturwissenschaft.

Aber der Übergang von den Geistes- zu den Natur-Wissenschaften ist mindestens so schwer, wie der vom Physischen zum Psychischen. Und so wird auch nie und nimmer aus diesem Geistesmenschen ein Exemplar, das sich auf naturwissenschaftlichem Gebiet sehen lassen kann. Er „beschäftigt sich" zwar mit Darwin und Haeckel, aber er kann bei diesen trocknen und was besonders Haeckel betrifft, nur in den Hypothesen oft zu phantasievollen Wissenschaftlern nicht stehen bleiben, er verlangt ein Weltbild, das auch den geistigen Trieb befriedigt und das besitzen diese dürren Systematiker nicht.

Da fand er in Dühring den Führer, den er brauchte. Dühring, der von der Mathematik zur Philosophie gelangt war, hatte durch ein umfassendes, in unserer Zeit phänomenales Universalwissen seiner mechanischen Auffassung die verschiedensten Wissenszweige eingegliedert und dadurch kein trocknes begriffreiches System geschaffen, sondern ein Weltbild von kritisch-scharfer Anschaulichkeit, das auch neben dem Verstandesleben noch einem höheren menschlichen Triebe Rechnung trug: der Tatkraft. Auf der Voraussetzung der Verneinung der Unendlichkeit und dem an Bacon erinnernden Glauben an die Möglichkeit der empirischen Erforschung des ganzen Zusammenhangs des Seienden, erhebt sich ein kühner, prometheischer Geist, dessen Ethik die rastlose, energische Arbeit an der Eroberung des Diesseits ist.

Stein dürstete nach Betätigung seiner Anlagen in nutzvoller, praktischer Weise. So mußte ihn der energische Positivismus Dührings gefangen nehmen — und fördern.

Aber Dühringianer werden konnte Stein nicht. Denn davor bewahrte ihn das unersetzliche Kleinod seines Innern, sein religiöses Gefühl.

Nachdem Stein, 20jährig, den Doktorgrad in Berlin erworben hatte, ging er vor Abdienen seines Militärjahres nach Italien. Hier lernte er Malvida von Meysenbug, Richard Wagners intime Freundin, kennen, eine der tiefsten und unvergeßlichsten Frauen dieser Zeit, und von ihr hörte er, daß Wagner einen Erzieher für seinen einzigen Sohn suchte. Stein bewarb sich, in dem seligen Glauben, daß nur eine richtige Erziehung nötig sei, um ein neues, besseres Menschengeschlecht zu züchten (auch Nietzsche hegte in jenen Jahren diese illusorische Hoffnung), um die vielbegehrte Stellung und erhielt sie.

Am 20. Oktober 1879 trat er zum erstenmal dem schon lange hochverehrten Meister gegenüber.

* *
*

Über die Wirkung, die von Wagner auf alle ausging, die ihm nahetraten, mithin auch ganz besonders auf Heinrich von Stein, schreibt Chamberlain folgende schöne Sätze:

„Dem Zauber Wagners konnte sich keiner entziehen, seine Überlegenheit wirkte auf alle; doch nur ein sehr bedeutender, dem Genie geistesverwandter Mann, und nur ein Mann von hoher Bildung und noch im Vollbesitze der Jugendkraft, konnte aus der Berührung mit dem großen Dichter und Denker jenen ebenso plötzlichen wie tiefgreifenden Einfluß gewinnen, der auf Nietzsche und Stein umwandelnd wirkte. Eine festgegründete und im Verkehr mit den erlesensten Schriftstellern aller Zeiten verfeinerte Kultur, ein mächtiges Gehirn von zartester Empfänglichkeit für die verschiedenartigsten Eindrücke und befähigt, das, was bei den meisten nur vorübergehende Spuren zurückläßt, in Tatkraft umzusetzen, die Gabe der Begeisterung, noch nicht durch die Jahre erkaltet: dies waren zweifellos die Elemente, deren glückliche Vereinigung beiden Männern gestattete, in Wagner nicht nur eine unerhörte Begabung, sondern, sozusagen, einen Geist ganz anderer Gattung als alle, denen sie bisher in ihrem Leben begegnet waren, zu erkennen, das ingenium ingenitum, das sie bisher in den Büchern gesucht und auch zuweilen gefunden zu haben glaubten, doch nur wie der Gelehrte, der aus staubigen Palimpsesten das ferne Leben längst erloschener Zeitalter heraufbeschwört. Um das leibhaftige Genie zu erkennen — wenn der seltenste aller Zufälle es uns von Angesicht zu Angesicht erschauen läßt — muß einer die Vorahnung dieses erhabensten Phänomens im Busen getragen haben . . ."

Der Unterschied in der Wirkung Wagners auf Nietzsche und Stein liegt in den Temperamenten der beiden. Nietzsche, eine fanatisch-glühende Seele voll höchsten Schwungs, der kühne Träumer einer Menschenkultur, wie sie zuvor noch nie gewesen, mußte einsehen, daß die Wirklichkeit wesentlich anders war. Darüber enttäuscht und auch in seinem eignen maßlos gesteigerten Ehrgeiz durch Wagners anerkannte Größe gehindert, bäumte er sich gegen diesen und das ihn bewundernde Zeitalter auf und wollte ihm sein Idol, ein verstiegen-ideologisches, oktroyieren. Stein, der besonnene, zurückhaltende Geist, der lernend und beobachtend nur seinen eigenen Menschen zu vertiefen und erhöhen suchte, der feinsinnige, wissenschaftlich-forschende Grübler, hatte nicht nötig, gegen Wagner sich zu erheben. Er ließ in bescheidenem Stolz den großen Musiker

seine Seele befruchten, wie ihn zuvor Dühring befruchtete. Ohne Überschwenglichkeit und Überspanntheit wog er ab, was für sein Wesen von Wert war und akzeptierte das.

Und Wagner war reich genug, um ihm Unendliches zu bieten. Er lehrte ihn das Geheimnisvolle, quasi Unlogische, was sich im Genie wie in einem Halbgott objektiviert hat, ehren, er führte ihn zur Anerkennung des unerhört positiven Gehaltes, der in den Gefühlen ruht, der sich zugleich im Kunstwerk schaffend die höhere Harmonie der Dinge aus allen Disharmonieen enträtselt und im Mitleid zu den Geschöpfen niedersteigt, um sozialpädagogisch zu helfen, aufzuklären und zu veredeln.

Wie die Tat das allein Seiende ist und jeder echte Gedanke eine Tat in sich birgt, so mußte auch eine gelebte Philosophie für Stein ein höheres sein als alle gelehrte. Widersprüche fanden sich dort wie hier, aber während sie im Buch als logische Abgründe klafften, wurden sie in der lebendigen Persönlichkeit zu machtvoller Einheit verbunden. Diesen enormen Gewinn nahm Stein mit, als er durch seinen kränklichen Vater mitten aus einem Leben voll höchster geistiger Emotion, aus dem sonnenstrahlenden Neapel und dem Kreise heroischer Individualitäten, der sich in Liszt und Graf Gobineau und andern um Wagner schloß, gerissen, und in Halle in tiefer Vereinsamung unter ungebildeten Durchschnittsmenschen zu leben und — zu lehren gezwungen wurde. (1880.)

Keinem Großen wird der Dornenkranz erspart. Das ist die ausgleichende Gerechtigkeit, die allerdings nur tiefen Gemütern zugängliche, die Welten im Gleichgewicht hält. Für das Mehr, was dem Genius an Begabung, Klarheit, Einsicht, hohen Freuden und Begeisterung zuteil wurde, wird ihm auch ein Mehr an Verantwortlichkeit, Pflichten gegen sich und die Welt, und — Leiden gegeben. Füllt er seinen Platz, an den ihn ein Unerforschliches stellte, unwürdig aus, so lohnt ihm ewige Schmach und sein Name bleibt stehen gleichsam ihm zum Spott, der unwiderruflich dahin geht, aber füllt er ihn aus, ergreift er den großen Sinn der Frage, die an ihn gestellt ist, dann wird er teilhaftig des Wissens um den heiligen Gral, dann darf er, „entsündigt und entsühnt", durch Leiden nur zu neuem Kampf erhoben, ein Wissender, ein Weiser sein.

Das mußte auch Stein am eignen Leib erfahren und an der Seele. Viermal mußte er seine Habilitationsschrift über den genialen, von ihm übermäßig verehrten Giordano Bruno umarbeiten, ehe sie dem weisen Senat der hallischen Gelehrtenrepublik genehm war. Er erhielt die venia legendi und las über die Beziehungen zwischen Kunst und Philosophie und über — Richard Wagner. Das war das erstemal, daß Wagner in einer Hochschule gelehrt wurde. Aber hatte man Stein erst den Eintritt in die civitas academica erschwert, so wurde ihm nun seine Dozentenkarriere verekelt. Auch die Studenten hatten kein Verständnis und so trieb es ihn fort von Halle. In Berlin hoffte er auf die Anerkennung, die er verdiente. Seine dortige Habilitationsschrift wurde zurückgewiesen. Das Thema „Beziehungen der Sprache zum philosophischen Erkennen“ war zu unakademisch. Eine „zünftige“ Arbeit „Zusammenhang zwischen Boileau und Descartes“ „genügte“. Mit Schopenhauers ganz aus dem Geist Platons und der deutschen Klassik empfundener Ästhetik begann er 1884 seine Lehrtätigkeit. Nach und nach gewann er, der vom Besuch seiner Vorlesungen leben mußte (es ist schlimm, daß im Grund der Sache ein Privatdozent auf einer ähnlichen Stufe steht, wie ein Kellner, der von Trinkgeldern lebt), ein größeres Auditorium. Um den Professortitel zu erlangen, schrieb Stein sein grundlegendes, psychologisch-tiefes Werk „Die Entstehung der neueren Ästhetik“, das 1886 bei Cotta erschien. Die von ungeheurer Polymathie und eisernem Forscherfleiß zeugende Arbeit fand Beurteilung, aber der gehoffte Haupterfolg blieb aus. Wer von den Innenvorgängen in Gelehrtenkreisen eine Ahnung hat, wird sich nicht wundern. Noch ein Jahr hat er gelebt. Da überfiel ihn ein unerklärliches, inneres Unwohlsein, gegen das er vergeblich längere Zeit ankämpfte. Am 15. Juni 1887 mußte er ins Krankenhaus gebracht werden und fünf Tage später starb er buchstäblich einsam, da kein Mensch im Krankenzimmer war, im Alter von 30 Jahren. Die Obduktion ergab eine unerklärliche Veränderung der Fasergewebe des Herzens. Sonst war er kerngesund. Am edelsten Teil seines Wesens hatte er die Todeswunde empfangen. Er mußte sterben, könnte man sagen, weil diesem hohen und edlen Geist zu leben nicht möglich war.

Doch den Beweis dafür, daß in Heinrich von Stein eine einzigartige Erscheinung unter den Zeitgenossen der Gegenwart dahingegangen war und nicht irgend ein idealer Hochschullehrer, der etwas Tüchtiges zu leisten im Begriff stand, sind wir schuldig geblieben und werden ihn im folgenden in seiner Philosophie der Erlösung erbringen.

(Fortsetzung folgt.)

# Michelangelo.

Dialog von **Arthur Graf Gobineau.**

## Ein Saal im Palazzo Colonna.

Donna Vittoria, Marchesa von Pescara, schwarz gekleidet, liest an einem kleinen Tische von Ebenholz, auf welchem eine silberne Lampe steht. Zwei Ehrendamen und eine Hofmeisterin in großen Hauben sind im Hintergrunde mit Handarbeit beschäftigt. Das Feuer ist im Kamin angezündet, und die Scheite knistern laut in der Flamme.

(Ein diensttuender Edelmann tritt auf.)

Der Edelmann. Herrin, der Herr Michelangelo kommt in diesem Augenblicke die Treppe herauf.

Die Marchesa. Es ist gut, leuchtet ihm! (Sie erhebt sich und wendet sich Michelangelo entgegen; dieser erscheint oben im Flur, vor ihm her gehen Edelknaben in der Diensttracht des Hauses Avalos mit Fackeln.) Guten Abend, mein Freund. Wie befindet ihr euch an diesem ein wenig kalten Abend?

Michelangelo. Ich küsse eurer Exzellenz die Hand. Ich befinde mich besser als ein Greis erwarten dürfte.

Die Marchesa. Ihr seid hoffentlich nicht allein gekommen?

Michelangelo. Nein; seitdem ihr mir verboten habt, nach Belieben und ohne Gefährten auszugehen, tue ich es nicht mehr. Antonio hat mir mit seiner Laterne bis an das Tor des Palastes geleuchtet, und da habe ich eure Leute gefunden, die mich wie einen großen Herrn behandelt haben.

Die Marchesa. Kommt, setzt euch da, neben dem Kamin. Hier ... in diesen Lehnstuhl ... Katharina, keinen Schritt; ich will Michelangelo bedienen ... Schön! Haltet eure Füße näher ans Feuer.

Michelangelo (der sich gesetzt hat). Ich lasse euch gewähren, Frau Marchesa, ich lasse euch gewähren ... Ein Herz wie das eure steht auf dem Gipfel der Größe, und dieser Gipfel ist die Güte.

Die Marchesa (lächelnd). Was ihr sagt, würde wahr sein, wenn es sich darum handelte, den Armen nützlich zu sein und, wie unser göttlicher Erlöser, einigen Bettlern die staubigen Füße zu waschen. Aber Michelangelo bedienen? .!. . Das heißt nicht sich sonderlich erniedrigen.

Michelangelo. Wer sollte nicht, wenn er euch hörte, alles andre eher glauben, als was wirklich ist? Tut eure Augen auf, Marchesa; was seht ihr? ein Wesen, durch die Jahre gebeugt, über das alle Schwächen des Alters hereingebrochen sind, das nicht ohne Mühe seine abgezehrten, zitternden Finger nach der wärmenden Flamme ausstreckt ... Was seht ihr weiter? Spärliches Haar, weißes Haar auf einer Stirn, die die Farbe des Elfenbeines annimmt, welke und eingefallne Wangen ... Augen, die nicht mehr sagen, was das Herz empfindet ... Ihr seht eine Ruine, Marchesa, eine menschliche Ruine, die jammervollste, unheilbarste aller Ruinen.

Die Marchesa. Indem ihr so sprecht, entwerft ihr ein Gemälde, und ihr macht es ebenso gewaltig, wie euer Denken ist. Dieser Greis, den ihr vor meinen Augen in das ganze Nichts seiner Schwachheit erniedrigen wollt, schwingt sich im Gegenteil empor, erhebt sich gerade durch die schaffende Kraft eures Geistes. Doch nein, ihr täuscht euch; nicht ein Gemälde ist es, was ich betrachte, es ist die Wirklichkeit, und ich kann mir nichts denken, das mit ihr an Hoheit und Reiz wetteifern könnte.

Michelangelo. Ja! Ihr betrachtet das zwiefache Hinsiechen der zerfallenden Materie und der unsterblichen Seele, die sie bald von sich stoßen und sich in den Schoß der göttlichen Unendlichkeit flüchten wird.

Die Marchesa. Mir scheint, ich sehe neben mir, mir gegenwärtig in dem Kreise, den meine Blicke beherrschen, einen jener Sterne, die Dante in so kleiner Zahl bis in die auserlesene Sphäre seines schimmernden Paradieses aufsteigen läßt, einen jener Sterne mit dem lebendigen Funkeln, die, die nächsten dem ewigen Dreieck, seinem Lichte ihren Glanz entleihen. Ihr seid nicht alt, Michelangelo; ihr lebt und werdet immer leben, wie dieser reinste, taten- und wirkungsreichste Teil der menschlichen Geisteswesen, die sichere und unverwerfliche Führerschaft der Welt, nie aufhören wird zu sein.

Michelangelo. Ich werde die Erde bald verlassen, ja! Der Saft gärt in meinem Innern und bricht des Baumes abgenutzte Rinde; der Keim spaltet die Hülse, die ihn umschließt; das Samenkorn, zu seiner Reife gediehen, schwillt an, um aus dem absterbenden Fleische hervorzubringen. Ich habe lange genug hienieden gelebt, und ich bitte meinen Herrn, seinen Knecht zurückzurufen.

Die Marchesa. Ihr seid müde zu leben?

Michelangelo. Ich bin begierig danach, im Gegenteil. Weitab möchte ich von den Gliedmaßen meines wahren Wesens die Fleischesbande schütteln, die sie beengen. Mich dürstet nach der vollen Freiheit meines Seins; mich hungert nach dem, was ich weissage; mich drängt es, das zu schauen, was ich begreife. Wenn ich während meines Aufenthaltes hienieden etwas erfaßt und einen Teil der Wahrheiten, die ich fühle, habe ausdrücken können, was wird mir nicht gelingen zu vollbringen, wenn einmal die öden Felswände, die mich umgeben, für immer in die Tiefen der Vergangenheit gesunken sein werden? Nein, nein! nicht der Tod ist es, was ich kommen fühle, es ist das Leben, das Leben, davon man hienieden nur den Schatten gewahren kann, und das ich bald ganz und gar besitzen werde!

Die Marchesa. Ich denke wie ihr. Wir sind zwei sehr verschiedene Wesen, mein Freund. Ihr seid Michelangelo; ich bin nur ein begreifendes Weib, genug begreifend, um den Abstand zu

ermessen, der mein Mitfühlen von eurer unbezähmbaren Tätigkeit trennt. Ihr habt viel für die Welt getan, und während ihr den Ton eurer Statuen zu kneten glaubet, habt ihr in der Tat der allgemeinen Erkenntnis neue Formen und Ausdrucksweisen, die sie niemals gehabt hatte, vorgeschrieben. Ich, was habe ich getan? Ich habe viel geliebt den, der nicht mehr ist ... Ich habe euch selbst viel geliebt, und das ist alles.

Michelangelo. So habt ihr denn ebensoviel als ich, genau ebensoviel gewirkt. Solange Don Fernando d'Avalos unter uns geweilt und Italien, den Kriegern, den Gelehrten, den Völkern die edle und stolze Haltung gezeigt hat, die da hell erstrahlte in der Größe seines Namens, dem Glanze seiner Geburt, der Lichtheit seiner Tugenden, den Blitzen seines kriegerischen Genies ... solange der Himmel uns diesen Fernando d'Avalos, den unvergleichlichen Marchese von Pescara, euren edlen Gatten, gelassen hat, habt ihr ihn geliebt und seid in seiner Liebe so glorreich beglückt gewesen, als es einem Weibe, vom Weibe geboren, gegeben ist, sich beglückt zu fühlen, zu kennen. Glaubet mir: es war das ein edles Tun, und die Tugenden, die die Wonneschauer einer solchen Liebe allmählich in euch entwickelten, wurden gewißlich zum Meisterwerke menschlichen Wertes.

Die Marchesa. Ich habe darüber nachgedacht, und ich glaube, daß ihr euch täuscht. So edel die Aufopferung, so rein die Zuneigung, so unerschütterlich die Liebe sein mag, solange das Herz befriedigt ist, zieht es sich auf sich selbst zurück, genießt sich selbst und atmet eigentlich nur in einem Kreise und in einer Atmosphäre, die eng und für das, was ihm nicht angehört, wenig zugänglich ist. Ich begreife, seit ich allein geblieben bin, bis zu welchem Grade das Glück klein macht. Muß ich es gestehen? vielleicht ist es das Bewußtsein von dieser Wahrheit, das den meisten Trost in meinen Schmerz gießt. Ich habe den, den ich liebte, nicht weniger geliebt, seit ich ihn nicht mehr besitze, aber der Kummer und die Einsamkeit haben mir Überwindungen eingegeben, die ich schöner gefunden habe als die leichten Verdienste, deren Bildern nachzuhängen mir so bequem war; und gerade die Schwierigkeiten, die ich da durchgemacht, haben, indem sie mich nötigten meine Kräfte zu verdoppeln, vielleicht

das aus mir gemacht, was das wolkenlose Glück niemals aus mir gemacht haben würde.

Michelangelo. Ob der Mensch einzig an sich arbeite oder, seine Tätigkeit über die tote Materie ausbreitend, ihr Bewegung und Leben einhauche, in beiden Fällen ist sein Werk dasselbe: er stellt seinesgleichen Beispiele hin, und man kann wahrheitsgemäß sagen, wenn man über diese Gleichheit der Resultate nachdenkt, daß die tugendhaftesten der Menschen Polygnote, Zeuxisse, Polyklete, Phidiasse sind, während die vollkommensten der Künstler ebenso große Bekehrer sind als die Philosophen und die Heiligen. Wenn es also mir an meinem Teile gelungen ist, einiges Gute in dieser Welt hervorzubringen, und der Weltgeist mir neue Errungenschaften verdankt, so weigert mir, Marchesa, den Ruhm nicht, mich mit euch zu vergleichen, und laßt mich hoffen, daß wir im Leben der Ewigkeit ebenbürtigen Fluges zu vollkommen gleichen Belohnungen uns werden emporschwingen können.

Die Marchesa. So sei es, Michelangelo, und möge ich niemals von einem Wesen getrennt werden, das mich während schon so langer Jahre so viele große und ehrwürdige Wahrheiten mit sicherem Blicke hat betrachten lassen; das ist gewiß die unermeßlichste Gunst, die ich vom Himmel erbitten könnte. Eine gewaltige und gar teure Offenbarung vor allem hat mich seit langem an euch ergriffen. Soll ich sie euch sagen?

Michelangelo. Redet, ich bitte euch.

Die Marchesa. Man versichert gemeiniglich, daß das Alter mürrisch und mißvergnügt sei; daß alles in seinen Augen sich mit finsterem Gewölk bedecke, und daß die sanfteste Gemütsart mit den Jahren verbittert werde. Genau das Gegenteil ist bei euch eingetreten. Ich habe euch grämlich, ungeduldig, reizbar gekannt. Ihr waret so von eurem eigenen Denken eingenommen, daß der Genius anderer euch ein toter Buchstabe blieb. Ich habe euch nur euch selbst begreifen sehen ... In dem Maße wie um euer geistiges Wesen der Schnee des Alters sich gehäuft hat, hat sich alles geändert, es scheint, daß umgekehrt wie die andern Menschen ihr sehr spät die Fülle, die Frische des Lebens, die Reinheit, die Bestimmtheit,

die Weite des Blicks und die wahre Kenntnis eurer selbst und der anderen errungen habet.

Michelangelo. Es ist so, in der Tat. Der Himmel hatte mich — ich will es gestehen — bei der Geburt mit einer Tatkraft ausgestattet, die zu meiner Leibesbeschaffenheit in keinem Verhältnisse stand. Ich erriet mehr als ich imstande war zu sehen, und ich sah weiter als ich reichen konnte. Alles was um mich her auftrat, erschreckte mich; ich hatte Angst, daß meine zu beschränkten Kräfte noch zersplittert werden könnten, und ich zwang mich mit Wut und einer mürrischen Hartnäckigkeit, meine Blicke auf das geheiligte Ziel zu sammeln, das ich zu verfehlen fürchtete. Indessen fühlte ich sowohl meine Hoffnung, zum Siege zu gelangen, als meine Furcht, das Ziel zu verfehlen, sich verdoppeln, während ich gewahrte, daß jeder Schritt, so mühselig, so hart, so beschwerlich er auch sein mochte, mich ihm doch näherte. Ich brachte mein Leben zwischen der Arbeit und den Anstrengungen zu, die mich außer mir brachten; ich wollte die Natur in all ihren labyrinthischen Windungen auf einmal ergreifen, und ich erkletterte ihre Gipfel, indem ich mich mit den Händen, mit den Fingern, mit den Füßen, mit den Knieen, mit dem ganzen Körper an das anklammerte, was sie mir an Stützpunkten darboten. Ich bin Bildhauer, Maler, Dichter, Baumeister, Ingenieur, Anatom gewesen; ich habe Kolosse in Stein ausgehauen und Figurinen in Elfenbein ziseliert; ich habe die Wälle von Florenz und Rom entworfen, Bastionen errichtet, Fronten defiliert, Glacis ausgemessen, und nicht fern von dem Gebäude, dessen Wand ich mit der Offenbarung des jüngsten Gerichtes gezeichnet habe, ist es mir gelungen, die ungeheure Kuppel des Fürsten der Apostel bis zum höchsten Punkte der Atmosphäre emporzuführen. Kurz, wenn ich nicht alles vollendet, was ich gewollt habe, so ist es doch gewiß, daß ich einiges wenige getan habe. Eines Tages habe ich mich an einem so hohen, einem höheren Platze gesehen, als ich hatte träumen oder wünschen könuen. Die Päpste, die Könige, der Kaiser, die Fürsten haben mich geehrt. Die Künstler haben mich zu ihrem Ersten ausgerufen, und ich habe nichts mehr weder von mir selbst zu verlangen gehabt, der ich wußte, was ich zu tun vermöge, noch von der Welt, die mir mehr gab, als ich von ihr erwartet hatte.

Da, immer noch im Arbeiten, ist mein Herz zur Ruhe gekommen; der Zweifel, die Furcht, den Weg zu verlieren, sind von mir gewichen. Ich habe mir Muße ausgefunden, um zu betrachten, zu schätzen, zu loben, zu lieben. Die Aufregung und die Ungeduld haben aufgehört, mich dem Sturm der Ungewißheit preiszugeben, und ich bin, wohl oder übel, der Mann geworden, der ich heute bin und der, um geboren zu werden, der Jahre bedurfte und sich im Alter jung findet.

Die Marchesa. Ich sehe es gern an euch, Michelangelo, daß, wiewohl ihr immerfort dem elenden Gang, den der Geist unserer Zeitgenossen für die Zukunft genommen, eure Aufmerksamkeit zuwendet, der Grad des Verfalles, worin ihr ihn seht, euch doch weder Ärgernis noch Widerwillen mehr verursacht.

Michelangelo. Er flößt mir ein tiefes und inniges Mitleid ein. Diese Welt, die ich betrachte, ist ein Genoß, mit dem ich eine lange Reise zurückgelegt habe, und, umgekehrt wie ich, ist er müde geworden, er hat seine Kraft verloren, er strauchelt und will am Wegesrande niederfallen, während mich die Erwartung des Lebens, in das ich eintreten soll, anfeuert und mit der himmlischsten Hoffnung berauscht! Am Morgen des Jahrhunderts, als wir zusammen ausgezogen sind, war mein Genoß blühend an Jugend, üppig von Gesundheit, und Hoffnungen jeder Art schürten die Flammen der stolzen Blicke, die er über den Horizont schweifen ließ. Während ich zweifelte, zweifelte mein Genoß an nichts; ich schulde ihm diese Gerechtigkeit; jung, ungestüm, verwöhnt durch die wilden, verderbten Jahrhunderte, deren Händen er entschlüpfte, war sein erster Gedanke, ihre Beispiele zu verschmähen, und wenn er auch ganz eingenommen für die Kunst war, deren Reize er dunkel erkannte, so galt doch sein Sinnen zuvörderst der Religion und der Tugend. Ich habe den Bruder Savonarola gekannt, edle Frau, und niemals ist der Anblick dieser ehrwürdigen Gestalt aus meinem Gedächtnisse geschwunden. Ich habe von seinen Lehren gelebt. Sei es, daß er zuviel von uns verlangt, sei es, daß das arme Italien seine Kräfte zu sehr überschätzt hat, und die Einbildungskraft bei ihm in keinem Verhältnis zu seiner Rechtlichkeit stand, Italien entwand sich seinen Händen und blieb in denen des Lasters. Aber dennoch fühlte es sich; es

hatte das Bewußtsein seiner Überlegenheit über die übrige Welt. Es verachtete die andern Länder und brauchte deren Hilfsquellen zu seinen Zwecken; es war ihnen ein Gegenstand der Bewunderung und wußte es. Es kannte sich als groß und träumte nichts anderes, als es noch mehr zu werden. Seine Künstler ... Ihr wißt, was sie gewesen sind! Jetzt ist alles vorbei. Das Feuer ist erloschen. Es gibt kein Italien mehr. Diejenigen, die wir verachteten, werden unsere Meister. Die Künstler sind dahin. Ich bin der letzte Überlebende aus der heiligen Phalanx; was man mit demselben glorreichen Namen benennt, den wir getragen haben, sind nur noch Krämer, denen es nicht an Unverschämtheit fehlt. Da sollte man wohl sterben! Wir sterben übel, traurig. Was tut's? Es hat schöne Seelen, glorreiche Seelen in diesem Italien gegeben, das hinfort geknechtet und niedergeworfen ist. Ich bedaure es nicht, gelebt zu haben.

Die Marchesa. Ach! Ich bin minder entrückt als ihr. Ich leide um diese glorreichen Dinge, die uns verlassen haben oder uns Lebewohl sagen. Mir scheint, daß, nachdem wir mit Licht überströmt gewesen, unsere wankenden Schritte in die Finsternis führen.

Michelangelo. Wir lassen große Dinge hinter uns und große Beispiele ... Die Erde ist reicher, als sie war, ehe denn wir kamen ... Was verschwindet, wird nicht ganz und gar verschwinden ... Die Felder können ruhen und eine Zeit brach liegen; das Samenkorn ist in den Fluren. Der Nebel kann sich ausbreiten, und der Himmel grau und trüb sich mit Dunst und Regen bedecken; die Sonne steht dort droben ... Wer weiß, was wiederkommen wird?

Die Marchesa. Ihr scheint erschöpft, mein Freund. Euer Haupt neigt sich ...

Michelangelo. Ja, ich bin müde ... ich will euch verlassen ... Ich bin neunundachtzig Jahre, Marchesa, und jede Bewegung strengt mich ein wenig an; wir haben diesen Abend von recht ernsten Dingen gesprochen. Lebt wohl!

Die Marchesa. Auf morgen, nicht wahr?

Michelangelo. Auf morgen ... ja ... wenn ich noch von dieser Welt bin ... und wenn ich nicht mehr darin bin, auf Wiedersehen, edle Frau!

(Er erhebt sich, die Marchesa stützt ihn und drückt ihm die Hand.)

Die Marchesa. Lehnt euch auf meinen Arm ... ich will euch bis unten an die Treppe geleiten.

Michelangelo. Ich willige in die Ehre ... Ich nehme den Liebesdienst an ... Mir scheint, heute darf ich ihn wollen. Ich will euch ein letztes Wort sagen ...

Die Marchesa. Und was, mein Freund?

Michelangelo. Euch, die ich so liebe, euch segne ich aus meines Herzens Grunde ... Lebt wohl!

(Er küßt der Marchesa die Hand und entfernt sich.)

Ende.

(Aus: „Die Renaissance". Histor. Szenen von Graf Gobineau. Deutsch von L. Schemann. Reclam, Leipzig; S. 408—416.)

# Fernere Urteile über Hochland:

Geh. Hofrat Prof. Dr. Eucken-Jena: „Gestern erhielt ich die gütigst mitgeteilten Exemplare Ihrer Zeitschrift; ich habe mit lebhaftem und sympathischem Interesse davon Kenntnis genommen und sende mit verbindlichem Dank beste Wünsche für das Gedeihen."

Clara Eysell-Kilburger: „Über Ihr ‚Hochland' haben wir uns sehr gefreut. Ihr ‚Prometheus' hat wieder den großen Zug, der mir's immer bei Ihren Arbeiten antut. Alles Gute Ihrer Revue!"

Berliner Zeitung: „Mit dem vierten Heft beginnt das zweite Quartal dieser neubegründeten Zeitschrift. Wir finden den Schluß der Tragödie ‚Prometheus' von Paul Friedrich, Gedichte von Emil Prinz von Schönaich-Carolath, Viktor Blüthgen, S. Hochstein und Paul Friedrich, einen Aufsatz über ‚Goethes Idee des Göttlichen' von Curt L. Walter, eine Skizze ‚Nachtgebet' von Erich Oesterfeld und einige Szenen aus dem dramatischen Gedicht ‚Judas Ischarioth' von Elise Schmidt. Die Herausgeber wählten diese Szenen, um ihre Leser ‚mit der genialen Arbeit einer vergessenen Toten bekannt zu machen, die turmhoch an Wert das durch den Goethebund in Mode gebrachte Schauspiel ‚Maria von Magdala' von Paul Heyse überragt'."

Westen und Daheim (Chicago): „Zu dieser Gattung von Zeitschriften (die das Deutschtum im Ausland wach erhalten) dürfte auch eine neue Erscheinung: ‚Hochland, Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur', herausgegeben von Paul Friedrich und Curt L. Walter, Verlag von E. Pierson, Dresden, zu rechnen sein. Das letzterschienene vierte Heft, das erste, das uns zu Gesicht kommt, legt beredtes Zeugnis davon ab . . . Der Inhalt mag dafür sprechen. (Folgt.) Die Zeitschrift berechtigt zu den schönsten Hoffnungen."

---

Verantwortliche Schriftleitung: Paul Friedrich, Berlin W., Lützowufer 33.
Druck von E. Pierson's Verlag (R. Lincke), Dresden.

# Hochland

## Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur

Herausgeber:
Paul Friedrich und Curt L. Walter.

Achtes Heft.

**Inhalt:**



Dresden
E. Pierson's Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler)
1903.

Preis 25 Pf.




# Hochland.

**Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur.**

Herausgeber: **Paul Friedrich** und **Curt L. Walter.**

**1903.** Heft 8.

Preis der Einzelnummer: 25 Pf. Jahresabonnement (12 Hefte): 3 Mk. (bei freier Zustellung).


Motto: Erlöse dich selbst.

## Wilhelm Waiblinger.

(Geboren 21. November 1804 zu Heilbronn, gestorben nach einem wilden Leben den 7. Januar 1830 in Rom.)

Von Paul Friedrich.

An der Pyramide des Cestius, dicht neben Shelleys und August von Goethes Grab, dem letzteren im Charakter nicht unähnlich — schläft ein deutscher Dichter den letzten Schlaf. Aus dem Schwabenlande trieben ihn traurige Verwicklungen, in die ihn sein heißblütiges Temperament gerissen hatte. Einsam, brotlos kam er nach Italien, kein stolzer, kronensuchender Ghibelline und doch im Bettlerkleid des landvertriebenen Poeten noch an Stolz ein Waibling. Reiche Güter hat ihm das Leben nicht in den Schoß geworfen, wohl aber hat ihn die Muse mit hohem Segen begnadet. Denn aus aller Verbitterung über eigene Schuld und fremden Hochmut keimten ihm schließlich unter dem südlichen Himmel Lieder im Herzen auf, die durch ihre reizvolle Verbindung eines starken,

persönlichen Innenlebens mit dem Zauber einer paradiesischen Natur und dem monumentalen Hintergrund einer unvergleichlichen Weltgeschichte im Rahmen einer edeln, klassisch-schönen Form ein unerhört neues bilden, ein Gepräge von so großem menschlichem und objektivem Eigenreiz, durch Schalkheit, Humor, Verstandesschärfe, Satire, Schwermut und hohe seelische Erhabenheit so unendlich variierend, daß erst mit diesen „Gedichten aus Italien“ (Herausgegeben bei Phil. Reclam, Leipzig, durch Eduard Grisebach, den überaus verdienstvollen Literarhistoriker, zwei Bände, zweite Auflage) das Land der Zitronen und Orangen ganz in poetischer Form dem deutschen Empfinden erschlossen wurde. Was Platen, Kopisch, ja Goethe kaum vermochten, das hat Wilhelm Waiblinger in den wenigen Jahren, die er dort lebte, erreicht. Wenn seine Gedichte in ihrer umfassenden Schönheit nicht Gemeingut des deutschen Volkes sind, so ist das gewiß kein Fehler. Je größer und wertvoller ein Kunstwerk ist, desto mehr verringert sich die Schar seiner Kenner. Im Rahmen des „Hochland“ wollen wir nachfolgende Perlen einer allen Zeitwechsel überdauernden genialen, beinahe vergessenen Seele unseren Lesern darbieten ...

Dieser mit fünfundzwanzig Jahren man kann sagen zu Grunde gegangene Poet hat mehr vermocht als seine Namensvettern, die Hohenstaufen. Er hat für alle Ewigkeit Italien Deutschland erobert. Ehre seinem Gedenken!

# Gedichte

von

## Wilhelm Waiblinger.

### Ave Maria!

Untersank, o Roma, die Sonne deinen
Sieben Hügeln. Langsam erscheint die Nacht schon
Und ein Tag verschwindet von deinem Leben,
Ave Maria!

Deinem Leben! welch' ein Gedank', o Roma!
Aufbewahrt im Buche der Ewigkeit ruht
Jeder deiner Tag und die Weltgeschichte,
Deine nur ist sie!

Also, Allumarmende, streckt der Vater,
Seine Arm', Okeanos, um die Erde,
Ihnen sinkt die scheidende Sonn' entgegen.
Ave Maria!

Welch ein Ernst! wie wandelt die Nacht, die alte,
Deines Schicksals Geist zu vergleichen, aus des
Kolosseums schreckhaft geborst'nem Sarge
Dämmernd hervor schon!

Hell entstrahlt, gebadet im frischen Nachtblau,
Jovis Stern dem Himmel, mit Wehmut blickt er
Seine Tempeltrümmer am Kapitol an.
Ave Maria!

Halb im Mondschein, halb in der Dämmerung schon
Graut der Stiere säulenbedecktes Schuttfeld
Und im Zwielicht wandelt noch eines Mönches
Einsamer Schatten.

Und von hundert Kirchen zumal ertönet
Fern und nahes Glockengeläut dem Tage
Schwermutsvoll und feierlich noch sein Grablied.
Ave Maria!

Dumpf antwortend folgt ein gewalt'ger Nachhall
In der Seel', ein betend Gefühl, als klängen
Eben drei Jahrtausenden dieser Roma
Glocken zu Grabe.

Und man denkt der Stunde, da vors Gericht sie
Treten, wann der ewigen Stadt und mit ihr
Auch der Welt zum letztenmal schaurig tönet:
Ave Maria!

## Lieder aus Capri.

### 1.

Dem Horizonte nähert sich die Sonne.
Versinke sie im Meer, in goldnen Bergen,
Ich fühle stets die reinste Herzenswonne.

Doch welche Lust, wie alle Lüfte schweigen,
Und die Natur zur Ruhe sich bereitet,
Den jähen Pfad zum Fels hinanzusteigen,

Wenn schon im West, gleich einem Purpurquelle,
Die Sonne glühet, und in lautern Flammen
Auf Meer und Land durchströmet Glanz und Helle.

Dann scheint des Himmels Schoß sich zu erschließen.
Und auf der Insel schimmerndes Gebirge
Ein goldner Regen sanft herabzufließen;

Dann scheint, geblendet von des Lichtes Sprühen,
Enaria dem Bad der warmen Fluten
Mit reinem Schwanenleibe zu entglühen;

Sie scheint verschämt, in kindischen Gefühlen,
Den vollen Busen überm Meer, mit Rosen
Und mit Violen anmutsvoll zu spielen.

Ein Augenblick, und jene göttergleichen,
Von Licht beträuften Wangen, Berg und Insel,
Und Meer und Himmel siehst du schon erbleichen.

So gleich dem holden Wunderspiel der Sonne
Verharrt nur kurz in ungetrübter Schöne
Und schwindet bald des Lebens höchste Wonne.

### 2.

Der Feinde hatt' ich immer allzuviele;
Oft seh' ich sie, gleich zaubrischen Figuren,
Vorüberziehn im stillen Schattenspiele.

Ich habe viel, und wurde viel beleidigt,
Ich fühlte manchen Schmerz, und weckte manchen,
Oft hab' ich andre, wenige mich verteidigt.

Von wen'gen Herzen bin ich selbst geschieden,
Bekennen muß ich, daß die Lieben, Teuern
Mich meist zuerst geflohen und gemieden.

Falsch war ich nie, so oft sie's auch mich hießen,
Ich täuschte nur, weil ich mich selbst getäuschet,
Beweinte sie, die mich enttäuscht verließen.

Ein ewig Scheiden und ein ewig Lassen
War so mein Leben, doch die alten Freunde
Der Heimat sind's, die mich am meisten hassen.

Kaum weiß ich selber, wie es so gekommen,
Sie hätten Recht, fast sollte man es meinen,
Sie sind die Bessern ja, sie sind die Frommen.

3.

Besteig' ich nach des Sommertages Schwüle
Mein südlich Dach, auf traulichem Gesteine
Mich dein zu freuen, holde Abendkühle,

Betracht' ich so in wohlgefäll'gen Träumen
Die Stadt, am grauen Felsen des Solaro,
Umblüht von Gärten und zerstreuten Bäumen,

Erhebt sich an begrünter Rebenmauer
Des Ostens halbverwaistes Kind, die Palme,
So einsam, und so stolz in ihrer Trauer,

Und seh' ich bis in ungemessne Weiten
Voll Sonnenglanz, sich zwischen rauhen Felsen,
Mit manchem fernen Schiff das Meer verbreiten,

Dann glaub' ich, daß Minervens Kap entnommen,
Vielleicht durch Zaubermacht bewegt, die Insel
Längst in ein morgenländisch Meer geschwommen.

4.

Ich habe dich geliebt,
Und Treue bis zum Grabe dir geschworen,
Und doch hab' ich dein Herz so schwer betrübt.

So oft vergaß ich dein,
Denn andre Länder bringen andre Freuden,
Doch immer bliebst du in der Ferne mein.

Dein hab' ich mich genannt,
Mich dir geweiht zu ewigen Gefühlen,
Und dennoch hast du mich so tief verkannt.

Du kennst mein falsches Herz,
Und doch hab' ich dich nie, o süße Seele,
So wahr geliebt, als in der Trennung Schmerz

Zu leben ohne dich,
Ich schwur und glaubte, daß ich's nicht vermöchte,
Und dennoch leb' ich, lebst du ohne mich.

Blüht mir auch andres Glück,
Hab' ich auch längst mein schwankend Herz vergeben,
So weint es doch, kehrt ihm dein Bild zurück.

Auf heitres Wiedersehn
War unser schluchzend Wort beim letzten Kusse,
Und dennoch wird und mag es nie geschehn.

Du littest lang und schwer,
Doch daß die Zeit mein schmerzlich Angedenken
Nicht längst vertilgt, wer gäbe mir Gewähr?

Drum däuchte mir denn fast,
Solch' eine Liebe, solch' ein Wechselglühen
War uns im Frühling eine Blumenlast.

Nun da sie abgeblüht,
So kränzen wir das Haupt mit frischen Rosen,
Und bleiben glücklich, auch wann sie verglüht.

5.

Es baut der Mensch im wohlbepflanzten Garten,
Und zieht der Rebe fruchtbares Gewinde
Von Baum zu Baum in freudigem Erwarten.

So grünt denn selbst, vom Menschenfleiß bebauet,
Der kahle Fels, der aus dem Meere starret,
Der Gärtner erntet, weil er fest vertrauet.

Vom Vogelfange nähret sich der Arme,
Die steilste Klippe weiß er zu erklettern,
Und lauert kühn nach dem verborgnen Schwarme.

Er zittert nicht, wenn er zum Abgrund schauet,
Wo tief die grüne Meereswoge brandet,
Erreicht die Beute, weil er fest vertrauet.

Das Element des Fischers ist die Welle,
Sein Boot ist sicher, und er achtet's wenig,
Ob's um ihn schäum' und auf und nieder schwelle,

Er kennt die See, so wie sein Haus; ihm granet
Vor ihrer Falschheit nicht, er senkt die Netze,
Und er gewinnet, weil er fest vertrauet.

Erscheint mir so der Gärtner in Gedanken,
Der Jäger auf dem luft'gen Felsenwege,
Der Fischer in des Wassers wildem Schwanken,

Und fällt mir ein, worauf ich einst gebauet,
Auf Lieb' und Treu' und Wort, so find' ich leider,
Daß ich verloren, weil ich fest vertrauet.

Den Glücklichen ist alle Ruh beschieden,
Ich aber jage nur nach eitlem Ruhme,
So sah denn auch noch keiner mich zufrieden.

6.

Auf jähen Felsen grauen alte Türme,
Es gähnt der Abgrund unter ihren Füßen,
Ein halb Jahrtausend wehn um sie die Stürme.

Kaum schwingt der leichte Vogel sich zu ihnen,
Doch mühsam über ungezählte Stufen
Gelangt der Mensch zu diesen Burgruinen.

Sind's wohl aus röm'scher Vorzeit Überreste,
Hat hier der Feind der Welt, die er beherrschte,
Tiberius erbauet eine Veste?

Ein andrer Kaiser ist's, der Held vom Norden,
Der Hohenstauf' ist mit dem roten Barte
Der Insel Herr, des Schlosses Gründer worden.

Und wo der Waiblinger in freiern Tagen
Gethront, denkt oft ein Dichter dran, den Namen
Der Großen einst zu feiern, die ihn tragen.

## Die Muse.

Noch bin ich nicht allein, wenn auch mein Herz
Den Menschen längst verlor, den einst so heiß,
So lang geliebten, und vom bunten Kreis
Des Lebens und der Gegenwart zur Nacht
Und Einsamkeit und in den finstern Graus,
Zu Trümmern einer fernen Heldenzeit,
In deine stille, wilde Felsenwelt,
Die grünen Haine, die verlassnen Höhn,
Die lichtbeglänzten, Apeninn, entfloh;
O dennoch bin ich nicht allein, noch blieb
Mir eine Freundin nach so trüber Zeit
Von allen, allen, die ich einst geliebt,
Die einz'ge noch, die Treue mir bewahrt.
Ach nur mit heißen Tränen, mit dem Schmerz,
Der letzten Liebe, Freundin, nenn' ich dich,
Erhab'ne, die dem Stammelnden ja schon
Dein hoch uranisch Angesicht gezeigt,
Dem Schüchternen, der noch dich nicht verstand,
Und dennoch, wenn auch irrend, dir geglüht,
Dem Jünglinge, der deine Gottheit nur

Im allverwüstenden Orkan gesucht,
Nicht zürntest du ihm, du vergabst ihm gern,
Du großes Herz! Als alles mein noch war,
Da schien's, als liebtest du mich weniger,
Und als ich alles nun verlor, da warst
Es du, die alles mir ersetzt. Als mich
Das Sterbliche verließ, da zeigtest du
Das Ew'ge mir; als ich verzagt war, gabst
Du Mut und Kraft mir ins gesunkne Herz;
Als ich auf Erden nichts mehr fand, worauf
Vertrau'n, eröffnetest du mir die Welt,
Die nie betrügt; als mir die Gegenwart
Zur Nacht geworden, führte mir dein Geist
Das holde Mondlicht der Vergangenheit
In meines Lebens düstres Reich zurück,
Und wecktest, wenn auch nur im Silberduft
Der Mondnacht, einen neuen Frühling mir,
Und liehst der Nachtigall die Zaubermacht
Ihr Weh zu klagen in die Einsamkeit.
Und als auch die Vergangenheit zu eng
Mir ward, da lüftetest den Schleier du,
Den schicksalsvollen, der die Zukunft deckt,
Und zeigtest mir den weiten Ozean,
Den ungemessnen, wo die kühne Schar
Der Ruhmbegier'gen unter Klipp' und Sturm
Auf unfruchtbarer Woge schwankend kämpft,
Und ließest mich im magisch fernen Duft
Das neue Eiland sehn, wo spät vielleicht
Nach langer Irrfahrt mich die Ruh' empfängt.
O Muse, was verdank' ich dir, was bin
Ich ohne dich? Ich denk' es nicht, weil ich
Mich ohne Seele ja nicht denken kann.
Das All, was wär' es ohne Gott — die Welt
Des Lichts beraubt? und das Lebendige
Der heil'gen Luft? — was ohne Mutterbrust
Der Säugling, und was ohne Frühling wohl

Das Veilchen, und das ungestillte Herz
Wohl ohne Hoffnung der Unsterblichkeit?
Du älteste der Genien, die du warst,
Noch eh' die Welt war, die dem Schöpfer du
Die Elemente scheiden halfst, daß sie
Nach richt'ger Weis', in schöner Harmonie
Sich flohn und liebten, daß die Welten selbst
In streng gemessnem Gange wandelten,
Du Geist der Urwelt, dessen schaffend Wort
Und menschlische Gestalt — das all' ist dein!
Ein sprachlos Kind war selbst die Weisheit einst,
Du öffnetest ihr Herz und Mund, du warst's,
Die einst dem Sichtbaren die Zagende
Mit himmlischer Gewalt entriß, und kühn
Sie durch die Welt des Geistigen geführt,
Du gabst ihr Mut und Licht, und wenn sie oft
So hoch von allem Irdischen hinweg
Gestrauchelt, hohe Lehrerin, da nahmst
Die Schwankende begeisternd du hinein
In deinen Ätherwagen und im Schwung
Der Winde trugst du durch den Himmel sie.
Du lehrtest sie die Sprache, sie zum Glück
Der Menschheit auferziehend, und dein Hauch,
Der schöpferische, gab der Schülerin
Die ersten heiligen Gedanken ein.
Und sanft bescheiden, wie du bist, hast du
Der Undankbaren nicht gezürnt, als sie
Im Wechsel der Jahrtausende vergaß,
Was sie dir dankt, daß sie im Übermut
Und eiteln Eigendünkel endlich ganz
Von ihrer hehren Schwester los sich riß,
Kein Platon mehr, von eurer Lieb' erfüllt,
Auf einer Opferschal' im Tempel auch
Die Flamme der Begeisterung erhielt,
Da hörtest dennoch du nicht auf, wenn auch
Geschmäht vom Wahnwitz jener Rasenden,

Zu segnen das entartete Geschlecht.
O wär' ich deiner würdig, wär' ich's auch
Nur halb, langmüt'ge Göttin, der ich mich
Beschämt nur näh're. Ja, gesteh' ich's dir,
Zuweilen, wenn von der Cäsare Burg
Aus Riesentrümmern übers alte Rom
Mein Auge schaut, erscheinst du furchtbar mir,
Und nicht vermag ich's, deiner Stirne Glanz,
Dein ewig ruhig Antlitz anzuschau'n,
So groß erscheinst du mir, so niedrig ich.
Und dennoch, Freundin, wenn dein milder Geist
Mit süßem Licht die weite Wölbung hin
Im Pantheon der Dämmrung sich vermählt,
Da scheinst mit ernstem, stillen Tiefsinn du
Auch mich zu rufen, und getröstet tritt
Dein Jünger aus dem alten Götterhaus.
Hab' ich ja deine Huld geprüft, wenn auch
Ein Undankbarer, fühl' ich's ja so lang
Im Innern mir, wie du besel'gen kannst,
Wie du mein Alles bist, und weiß ich's ja
Nun erst so unaussprechlich, da mir nichts
Von so unendlich vielem übrig blieb,
Bin ich ja doch so reich durch dich, so fest,
So duldsam, standhaft in des Unglücks Nacht,
So sicher auch am Abgrund. O vergib,
Vergib dem Frevelnden, der Opfer nur
Zu viele hab' ich dir gebracht, das letzte selbst,
Was mein noch war, gelassen, ganz mich dir,
Von allen Banden frei, zum Dienst geweiht.
Schau nicht auf das, was hinter uns, ich kann
Sonst nicht bestehn, zu wenig ist's, und nichts
Ganz deiner Würd'ges, was ich tat; sei mir,
O Freundin, ach nicht Freundin noch, sei mir,
O Göttin, gnädig — Dank, Unsterbliche,
Dank bring' ich dir nur mit Unsterblichem.

# Französische Gedichte
von
## Jean Richepin, Paul Bourget, Paul Verlaine.

### Jean Richepin:

### Das Paradies.
(Aus les îles d'or.)

Vor allem sei geliebt, sei wahr und treu geliebt,
Das ist das Paradies, das es auf Erden gibt.
Was der Prophet verheißt, das wirst du nie erwandern,
Das aber ist in dir, in dir und allen andern.
Das ist nach deinem Maß, das ist, o Mensch, dein Glück,
Indem du es verschenkst, empfängst du's neu zurück.
Was tut's, daß du verdammt zu geh'n von Ort zu Ort,
Sei nur geliebt, so hast du einen stillen Port.
Vergänglich ist die Welt, die Liebe ist ein Haus,
Drin dauerst ewig du mit deinen Lieben aus.
Kein Sturmwind reißt es ein. Es ist und bleibt besteh'n,
Und wenn die Parze winkt zum Voneinandergeh'n,
Dann ruft ein Kuß dir nach, eh dich der Tod verstieß:
In deiner Liebe ruht, o Mensch, dein Paradies.

(1898 von Marg. Pix in Weimar vorgetragen.)

### Paul Bourget:

### Das Meer.

Das Meer ist blau und grün und Silberkämme schwellen
Weißglänzend aufgetürmt beim Sturz der schnellen Wellen.
Darüber ruht in Nacht gewitterhaft gehüllt
Der Himmel. Einsam nur der Schrei der Möve schrillt,
Die von dem Sturm gewiegt auf ihren Flügeln trägt
Die Wünsche von der Brust der schönsten Frau gehegt,
Die matt und krank vor Leid und Sehnsucht ruht im Zimmer,
In das nur selten fällt der gold'ne Sonnenschimmer.

Ihr müdes Auge schweift hinaus aufs Spiel der Wellen,
Die dumpf und schwermutsvoll am steilen Strand zerschellen.
Sie starrt der Brandung zu mit unverwandtem Blick:
So wie die Brandung bricht, so scheiterte ihr Glück:

Paul Verlaine:

## Blätterfall.

Beim langen Klang,
Beim bangen Klang
Herbstlicher Winde
Erfaßt mein Herz
Verhaltner Schmerz,
Daß ich nicht Ruhe finde.
So treib' ich fort,
Von Ort zu Ort,
Von Wind und Wetter matt
Und sinke bleich
Zur Erde, gleich
Dem sturmverwehten Blatt.

# Kulturgewissen.

Von Paul Friedrich.

Motto: In allen echten Gedanken sind
die Keime idealer Taten.
O. Weißenfels.

Man hat in neuerer Zeit geglaubt, feststellen zu müssen, daß es eine eigentlich bindende Moral nicht gäbe. Wie in vielen Fällen hat man auch diesmal kurzsichtig die Zeichen einer stagnierenden Gesellschaftsform mit ihrer zur Hohlheit gewordenen Phrase

für den Kern der Sache genommen und alles miteinander als überlebten Trödel fortzuwerfen geglaubt. Notabene geglaubt! Denn das Wunderbare an der Sache ist eben nur, daß die sogenannte tote Moral noch soviel Lebenskraft besaß, sich zu rächen.

Sich auszuleben „jenseits von Gut und Böse“ war der oberflächliche Parolebegriff, den man einem oberflächlich gelesenen Nietzsche entnahm, ausschließlich zum Volk der an sich ja heilsamen Tat bestimmt zu sein glaubte man, weil Bismarcks unvergleichliches Genie die Nation zu einer momentanen Steigerung ihres politischen Lebens zu führen im stande war.

Das Judentum verbündete sich mit den Großindustriellen; diese wiederum zogen den Nutzen aus dem Hochkommen der exakten Naturwissenschaften, über alles legte sich dann noch eine Aureole von Schlagwörtern materialistischer und individualistischer Färbung und das deutsche Volk, das nebenbei seine literarische Anregung von Frankreich, Rußland und Norwegen bezog, seine Moden einst aus Paris, jetzt aus England, glaubte endlich seinen wahren Beruf entdeckt zu haben!

Eine beispiellose Veräußerlichung trat ein. Im Luxus. — Der Gaumen war unzufrieden mit der einfachen, gesunden Kost, er wollte gekitzelt sein. Das Auge war in seinem Nerv getroffen, wenn es nicht etwas momentan als schön Geltendes sehen konnte. Das Ohr, durch all den Lärm des modernen Verkehrs betäubt, wollte neue, unerhörte Klangwirkungen, und aus Wagners Musik sog man die Narkotik heraus, die erst erregt und dann abstumpft. Und so ging es allen Sinnen. Zweitens im Tempo. Soviel Zeit, um sich ein Stündchen auszuruhen, kann sich ein Mensch, der „auf dem Laufenden bleiben will“, nicht mehr gönnen. Statt Büchern liest man die rasch alles bringende Zeitung. Morgens besonders das Politische, als das eigentlich Wahre unserer Zeit. Da erwärmt man sich während der Fahrt in der Elektrischen an irgend einem Unglück und steigert seine Humanität. Rasch ins Amt, ins Geschäft, in die Börse. Soviel Zeit, um ruhig zu essen, hat man kaum noch. Man muß ja fortgesetzt verdienen, möglichst rasch, möglichst viel. — Also in ein besseres Speisehaus. Aber elegant. Es muß nach was aussehen. Darauf hält der moderne Mensch. Ob das Gold der

Kronleuchter echt ist, ob die Einrichtung solide ist, das ist Nebensache. — Das Essen: drei Gänge mindestens. Die Mitarbeit an Deutschlands materieller Hebung regt auch den Appetit an. Dann rasch wieder ins Amt. Ist man fertig, dann ist man's auch. Müde und nervös begibt man sich nach Haus. Verheiratet, hört man rasch von seiner Frau, welche Geschäfte sie heute per Droschke besucht, welche Freundin bei ihr war, welche Dummheit das Dienstpersonal gemacht hat. Dann sinkt man tot auf die „Couchette". Aber auch hier ist keine Ruhe. Rechnungen wollen bezahlt werden. Oder die liebe Gemahlin klagt über zu wenig Aussprache. Dann muß man Toilette machen, denn es ist Zeit, zum Souper zu gehen oder ins Theater. Das Souper ist fast noch angenehmer. Meist kennt man keinen Menschen. Man braucht also von seinem kostbaren Interesse nicht zuviel an Unwürdige zu verschwenden. Man lispelt seinen Namen, setzt sich und ißt — fabelhaft gut . . ., spricht über die Börse oder den Neubau seiner Villa, schafft sich in Gedanken Wagen und Pferde an ꝛc. Dann hat man sich „sehr gut amüsiert" und macht, „daß man ins Bett kommt". Denn „morgen ist auch ein Tag".

Ist man unverheiratet, so geht man abends doch nicht in seine Wohnung!! I bewahre! Was sollte man denn da? Die paar Sachen kennt man. Lesen? Das macht man, wenn man mal krank ist. Man liegt also in Lokalen herum, ißt, trinkt, raucht viel und denkt — wenig.

Wenn man absolut mal was für die „Bildung" tun will, dann geht man in einen amüsanten Tingeltangel oder sieht sich das neueste Stück von Sudermann an.

Sonntags schläft man lange, macht lange Toilette und dann treibt man Sport. Kraft braucht der Mensch zum Leben! Und da man in der Woche doch selten vor Eins, Zwei zu Bett kommt, so muß man sich doch mal ordentlich auffrischen! Erst badet man, dann wird geradelt oder mit jungen Damen Tennis gespielt usw. Abends geht man zum Skat oder man trifft einen Bekannten und spricht über Kornzölle.

In *einer* Weise haben wir uns der Natur wieder genähert. Das unfruchtbare Grübeln, das Denken, bei dem bekanntlich „nichts

rausfährt", all diese Spezialitäten einer unnaiven Kultur haben wir beiseite geschoben! Dafür bewegen wir uns! Nur eins ist schade. Unsere Nerven jagen jedenfalls immer noch tausendmal schneller hin und her, als unsere Elektrischen. Das ist keine „Rückkehr zur Natur"! Es ist unangenehm, aber es ist die Folge unserer größeren Verfeinerung, hören wir sagen. Und doch finde ich, ist die Verfeinerung eigentlich eine Vergröberung sondergleichen. Aber eins ist nicht wegzuleugnen: So gesund auch unser Wohnen zumal in großen Städten geworden ist, soviel erstaunliche Fortschritte die medizinische Wissenschaft, die Bequemlichkeit der Verkehrsmittel, die Leichtigkeit des Verkehrs selbst gemacht hat, die Nervosität ist nicht die einzige Schattenseite dieses Riesenfortschritts. Die totgesprochene Moral rächt sich.

Sie lebt noch. Sehen wir den aufgeregten, hastenden, jagenden, strebenden Massen einmal ruhig auf den Grund. Ihr Inneres ist leer und wüst geworden, die Stelle, wo früher das Herz saß, ist jetzt wie das „von einer Billardkugel zufällig gemachte Loch", wie ein vergessener deutscher Dichter sagt. Hinter dem Lächeln gähnt eine fürchterliche Stupidität. Hinter aller Geschäftsfinesse sitzt doch die geistige Dummheit und statt des Gemüts kommt bald hinter den glatten, geldkalten Manieren die unverarbeitetste Brutalität einer ungestillten, wüsten Begierde und Genußsucht zum Vorschein. Beim leisen Versuch, von Religion oder Moral zu reden, bekommt man ein spöttisches Lächeln zu sehen. Nur die Kunst, aber auch sie nur äußerlich betrieben, als Illusion oder Halluzination, erweckt Interesse.

Man müßte eigentlich verzweifeln. Und es mag manchen geben, der, von dem grellen Licht solcher Zustände geblendet, an keine Besserung mehr glaubt. Teils aus Übersättigten, teils aus Unterernährten setzt sich heute der schwarze Pessimismus zusammen, der überall ins Leere starrt trotz biogenetischer Gesetze und trotz Heilserum! Es fehlt eben an dem, was not tut, was aus Erwerbsmaschinen und Wiederkäuern selbsteigene Menschen macht. Menschen, die mit „festen Füßen auf der wohlgegründeten, dauernden" Erde stehen, aber nicht wie das sture Rind auf der Wiese, sondern als „Bürger zweier Welten". Vor dem Tier haben

wir etwas voraus, was so mancher Darwinist vergessen hat: die Seele. Dafür haben wir auch die höhere Aufgabe, zugleich Körper und Geist, Erd- und Himmelsbürger zu sein. Erst beides in möglichster Harmonie macht das aus, was wir Mensch zu nennen berechtigt sind.

Wir sollen nicht im Materialismus verrohen, der, wenn er die geistigen Triebe im Fett des Wohllebens erstickt, zum sichersten Bankerott führen muß. Sondern davor soll uns die geheiligte Welt der Väter unserer Väter bewahren, die Welt der einfachen, stillen Lebensführung, die zwar keine berückende Gloire einer großen Politik, aber auch nicht den berauschenden und doch nicht sättigenden Trubel lauter, leerer und nichtssagender Feste kannte. Jene Welt der Herzensbildung, wo das Gemüt eine Macht war und das Genie der großen Dichter und Musiker unbeirrt durch das Lob und den Tadel seiner Zeit seine große Mission vollführte im Glauben an die edelsten Triebe der Nation.

Diese muß die Zeit erst wieder wecken. Nicht eher werden die Befreier sich einstellen, denn eine verborgene Weisheit, die wir nur manchmal dunkel ahnen, leiht dem Erwählten erst die Riesenkraft, „da die Zeit erfüllet war". Erst muß die lange Öde dieser mit finanzieller Spekulation und erbärmlichem Manchestertum erfüllten Zeit die Gemüter bis zum Ekel treiben, erst dann tritt der Umschwung ein und — gewinnt den Sieg.

Aber falsch wäre es, wollten die „Stillen im Land", die schon längst mit offenen Augen sehen, warten, bis es soweit ist. Es muß auch Tapfere geben, die Bresche legen. Und an dem häufigen Auftreten solcher Rufer zum Streit kann man ermessen, wie weit oder wenig weit wir vor einem Umschwung stehen.

In letzter Zeit hat das Kulturgewissen sich recht laut vernehmen lassen und immer mehr, mehr oder weniger erfreuliche Anzeichen verkünden: „Wachet auf, es nahet gen den Tag". Schon vor vier Jahren habe ich an anderer Stelle betont, daß das 20. Jahrhundert sich zunächst den vernachlässigten Geisteswissenschaften wieder zuwenden und vor allem der in Verruf getanen Religion nähern werde.

Ein erstes Bestätigungssymptom waren mir nächst dem wachsenden Ruhm des zu früh von uns gegangenen Paul de Lagarde die ausgezeichneten Vorträge Johannes Müllers über höchste Aufgaben und Fragen, die in den Jahren 1897/98 viel Aufsehen machten und auch zum Teil in „Blätter zur Pflege persönlichen Lebens", Bd. I. 1898, als Manuskript gedruckt worden sind. Ein ganz vortrefflicher, weltbejahender und doch durchaus streng ethischer Sinn spricht aus ihnen, und besonders sympathisch war es, den kräftigen, energischen Herrn Verfasser selbst als den echten Träger seines unverfälschten, edlen Wollens zu sehen.

1900 kam uns von England in verschiedenen mehr oder weniger guten Übersetzungen John Ruskin, der große englische Lebensapostel und Moralphilosoph, und 1901 rief Fritz Lienhard in seinen prächtigen „Neuen Idealen" zu einer neuen Verinnerlichung auf. Das Jahr 1902 brachte weitere Arbeiten, gute und schlechte. Neben dem Einfluß, den Carlyle und Emerson auszuüben begannen, griff auch eine Wertschätzung nationaler Ethiker um sich: Fichte, Arndt u. a. lebten auf. Eine ganz vortreffliche Arbeit verdanken wir einem modernen Pädagogen. Ich meine Oskar Weißenfels' „Bildungswirren der Gegenwart" (Ferd. Dümmler, Berlin 1901). Hier begegnen wir einem Lehrer, der sein eigner in unermüdlicher Selbstvertiefung geworden ist. Ohne uns mit einem Ballast von Nomenclatur zu beschweren, fühlt man doch, daß man auf jeder Seite auf dem wohlfundierten Boden einer tiefen, selbsterworbenen Persönlichkeitsbildung steht. Auch berührt es unendlich wohltuend, zu sehen, in wie gerechter Weise der Verfasser dem modernen Leben seine Vorzüge gegenüber der Vergangenheit zuerkennt.

Aber um so fester ist sein Grundsatz: Ohne innere Persönlichkeitsbildung keine äußere Macht, oder eine hohle und leere Farçe! Erst in die Tiefen und dann zur Höhe! Kein leibliches Glück ohne seelische Betätigung. Wenn wir auch, wie er im 2. Teil seiner Arbeit nachweist, die Harmonie zwischen Körper und Geist in dem Sinn verloren haben, daß der Geist in unserm Leben immer präponderiert, so sollen wir doch unsern Körper nicht vernachlässigen, nur nicht in dem Maße nicht, wie die Sportsathleten,

die zum Tiere werden. Zurück von der leeren Bierpolitik zu guten Büchern! Zurück von chauvinistischer Selbstüberschätzung zu innerer Selbsterziehung! Zurück von allzu verweichlichendem Raffinement zur behaglichen Ausgestaltung einer bescheidenen Existenz. Zurück von der Verachtung geschichtlichen Wissens zu einer guten historischen und philosophischen Bildung, die uns auch heute noch erkennen läßt, wie auf die Blüte des feminin gewordenen Athens die Cyniker folgten, die in der Verachtung aller leiblichen Wohltat sich mit einer Tonne wie Diogenes begnügten, der vergeblich mit seinem Laternchen unter dem frisierten Schaupöbel Menschen suchte. Oder die uns verständlich macht, daß in den Zeiten der Dekadenz der Römer die Nicht-Christen durch die stoische Lehre über das Jagen nach Gütern, die „die Motten und der Rost fressen", erhoben wurden.

Weißenfels hätte auch das Florenz der Mediceer heranziehen können, wo Bruder Girolamo Savonarola mit Prophetenstimme gegen den Luxus der faulen Gesellschaft donnerte, oder an den Größten von allen, an unsern Bruder Martinus erinnern, dessen Riesentat nicht nur von katholischer Seite heute beschimpft wird, sondern auch von den faulen Elementen, die in der Verwüstung des päpstlichen Regiments der Borgias eine verfeinerte Überkultur preisen. In jener Zeit, wo jeder Bissen vergiftet, hinter jeder Straßenecke der Dolch der Sbirren gezückt sein konnte! —

In kluger Erkenntnis, daß es an der neuen deutschen Jugend liegt, ob sie den Fortschritt eines momentanen Rückschritts erkennen wird, wendet sich Weißenfels im Schlußteil an diese und ihre Erzieher. Zwar überschätzt er die humanistische Bildung unsrer heutigen Lehranstalten nach meinem Dafürhalten weit, doch hat er unbedingt recht, wenn er sagt: was würde aus unsrer Jugend ohne diese Bildung werden.

Als Zentralpunkt seiner Ausführung muß gelten, daß nur der gebildet ist, der, ohne einseitig zu sein, sich bald auf die seinem Wesen gesteckten Grenzen zurückzieht und nur das tut, was für ihn innerste Nötigung ist. Aber mit Liebe und immer bestrebt, sein Verstehen zu einem Allgemein-Menschlichen zu erweitern. —

Zum Schluß bemerke ich noch, daß ich selbst in nächster Zeit mit einer Kritik der Gegenwart: „Der Kampf um den neuen Menschen“, auf den Plan treten werde. —

Nie mehr als in unserer Zeit war von Persönlichkeitsbildung die Rede, und nie ist sie unverständiger betrieben worden als heute. Ein tiefes Sehnen nach höherer Menschwerdung ist in den Besten lebendig. Nietzsche selbst hat es in tiefem Schmerz bekannt: „Der Mensch von heute ist etwas, was überwunden werden muß“. So spricht auch das Leben zu ihm: „Ich bin das, was sich immer überwindet“. Aber diese Überwindung darf nur geschehen im „höchsten Gestirn des Seins“, der Notwendigkeit. Aus Liebe zur Ewigkeit flieht der Asket die Welt und „strebt nach seinem Werke“. So rang Nietzsche heut im kleinen, so Christus selbst, im großen einst in der Wüste. So wirft sich der Mensch dem Schicksal in die Speere, daß sich der „Zweck des Lebens erfüllt“. Wie die Welt nach Erfüllung durch Selbstüberwindung, so drängt auch das Beste im Menschen dazu. Und die wahre Liebe ist nichts andres als der Weg der Erlösung von der Unrast der einseitigen Entwicklung. Die falsche aber ist wie der Schaum des Champagners, der bei der Berührung der Zunge schon fort ist. Freilich ist alle Entlarvung trügerischer Illusionen der Weg zur äußerlichen Verarmung, aber der Mensch kann nicht ewig mit einem Herzen voll Sehnsucht träumend wandeln, „am Arm seine zitternde Liebe“, wie Rubinstein singt.

Von innen heraus zu wachsen ist Bestimmung. Und alle die, die sich den Märchenglanz der Jugend im Leben nicht rauben lassen wollen, werden nie mündig werden und nichts Ersprießliches schaffen, was sie überlebt. Zielvolle Arbeit aber macht heiter und schafft den beseligenden Frieden, nicht des Todes, sondern des Lebens. So weit wir auch politisch und industriell über Goethe und Schiller hinausgewachsen sind, auch uns Bürgern des 20. Jahrhunderts sind Schillers „Briefe über ästhetische Erziehung“ und Goethes „Faust“ zwei leuchtende Sterne in den dunkeln Wirrnissen unsrer Zukunft. An uns ist es, eine neue Welt voll Licht und Freude zu schaffen. Dazu brauchen wir die Zuversicht

des Glaubens und die Weihe einer großen Kunst. Nur durch sie gewinnen wir die Kraft, freie Edelmenschen zu werden und, um mit Schopenhauer zu reden, „aufzutauchen aus dem schweren Erdenäther der Bedürftigkeit“. Zum Schluß mein Wahlspruch: Erst überwinde die Welt und dann genieße sie ganz! —

# Prosagedichte.

Von Charles Beaudelaire.

## Chimären.

Unter einem großen, grauen Himmel in einer weiten, staubigen Ebene, ohne Weg, ohne Gras, selbst ohne eine Distel oder Brennessel, begegnete ich mehreren Leuten, die gebückt dahinschlichen.

Jeder von ihnen trug auf seinem Rücken eine ungeheure Chimäre, die eben so schwer war wie ein Kohlensack oder die Ausrüstung eines römischen Fußsoldaten.

Aber die ungeheuren Tiere waren keine träge Masse. Im Gegenteil, sie umklammerten und bedrückten die Leute mit ihren elastischen, mächtigen Muskeln; sie hatten sich mit ihren beiden, großen Klauen in die Brust ihrer Träger festgekrallt; und ihre fabelhaften Häupter überragten die Köpfe der Leute, wie jene riesigen Helme, durch die die antiken Krieger dem Feinde Schrecken einflößten.

Ich fragte einen von diesen Menschen, wohin sie denn gehen wollten. Er antwortete mir, keiner von ihnen wisse es, aber augenscheinlich gingen sie irgendwohin, getrieben von unbezwinglicher Wandergier.

Seltsam: Keiner der Pilger war erbost auf das wilde Tier, das an seinem Halse hing und sich auf seinem Rücken festgesetzt hatte; man könnte fast sagen, sie betrachteten es wie einen Teil von sich selbst.

Die ermüdeten, ernsten Gesichter drückten keine Verzweiflung aus; sie trotteten unter der spleenigen Himmelskuppel, die Füße im Staub einer Sonne vergraben, die wüster war als der Himmel. So gingen sie dahin mit der entsagungsvollen Miene von Menschen, die verdammt sind, ewig zu — hoffen.

Und der Zug schwankte an mir vorbei und verlor sich in dem Dunst des Horizonts, an jener Stelle, wo die abgerundete Erdoberfläche sich dem neugierigen Blick entzieht.

Einen Augenblick war ich nahe daran, dies Rätsel zu verstehen; aber bald legte sich unwiderstehliche Gleichgültigkeit auf mich und bedrückte mich schwerer als jene Leute ihre seltsamen Chimären.

## Die Liebkosungen des Mondes.

Der Mond, der die Launenhaftigkeit selbst ist, sah durch's Fenster, während du in deiner Wiege schliefst, und er sagte sich:

„Das Kind gefällt mir."

Darauf stieg er voll und weich seine Wolkentreppe herunter und schlüpfte lautlos durchs Fensterglas herein.

Dann breitete er sich mit mütterlicher Zärtlichkeit über dich und malte seine Farben auf dein Antlitz.

Deine Lippen blieben davon grün und deine Wangen bleich.

Als du diesen Besucher betrachtetest, wurden deine Augen so märchenhaft groß und seit er dich damals am Hälschen gedrückt hat, behieltest du die Lust zu weinen.

Damals aber erfüllte der Mond, der vor Freude über dich ganz aus dem Häuschen war, die Stube mit seinem Phosphorschein und all das lebendige Licht dachte: „Du wirst ewig den Zauber meines Kusses spüren. Du wirst schön werden, wie ich es bin; du wirst das lieben, was ich liebe und was mich liebt: das Wasser, die Wolken, das Stillschweigen und die Nacht. Das unendliche,

fahlgrüne Meer; das einförmige und doch so verschiedenartige Wellenspiel; die Stätte, wo du nicht bist; den Geliebten, den du nie gesehen hast; seltsame Blumen; berauschende Düfte; die Katzen, die auf dem Klavier ohnmächtig werden und mit einer frauenhaften, heiseren und doch zarten Stimme seufzen.

Und du wirst geliebt sein von denen, die mich lieben, gefeiert von denen, die mich feiern. Du wirst die Königin der Männer sein, die grüne Augen haben, deren Kehle ich auch bei meinen nächtlichen Liebkosungen gedrückt habe; die auch das Meer lieben, das unendliche, aufgeregte, blaßgrüne Meer, das einförmige und doch so verschiedenartige Wellenspiel, die Stätte, wo sie nicht sind, die Frau, die sie nie gesehen haben, Giftblumen, die den Weihrauchfässern einer unbekannten Religion gleichen, Düfte, die den Willen brechen und die wilden, lüsternen Tiere, Symbole ihrer Narrheit."

Deshalb liege ich dir nun zu Füßen, verlorenes, geliebtes Kind und suche in dir den Widerschein jener fürchterlichen Gottheit, jener weissagenden Patin, der giftigen Amme aller

Mondsüchtigen.

# Hochland-Wanderung.

Von Paul Friedrich.

Es war heiß und staubig. Ein warmer Wind trieb hohe Wolken feinkörnigen Sands von der Straße auf und wirbelte sie dem Wanderer ins Gesicht. Die Berge, nur hier und da mit Schnee gekrönt, badeten ihre kahlen Gipfel im Licht der Sonne, die ihre Strahlen fast senkrecht niederwarf. Schattenlos lag das enge Tal, das von St. Moritz-Bad sich bis nach Maloja zieht an den stahlblauen Seen von St. Moritz, Silvaplana und Sils entlang,

die die grundlose Tiefe der Himmelsbläue wiederspiegelten. Hochsommer war's, die kurze Zeit, wo der „Sommer ins Gebirge steigt, der Knabe mit den müden, heißen Augen“. In St. Moritz drängte sich die Schar der reichen und verwöhnten Gäste, die hier in einem dolce far niente, einem bunten Einerlei von Flirt und Bad, Diner und Souper, Bummeln in den Anlagen und Begaffen der ausgestellten Waren ihren Sommer genießen. Gruppen von Franzosen und Engländern, die Damen in hellen, spitzenbesetzten Toiletten, durchwogten das Dorf und sprachen von nichts und allem. Eine „Welt, in der man sich langweilt.“ Hin und wieder schritten ein paar rüstige Gestalten mit Rucksack und Bergstock durch die Menge, den greifbar nahen Bergen zu, um sie in mühevollem Aufstieg zu erklettern und über dem Treiben dieser kleinen Welt sich für Stunden in hoher Einsamkeit zu fühlen. Die Straße, die aus dem Dorf hinausführt, war nur wenig von Fußgängern belebt. Desto mehr ein- oder zweispännige Gefährte sah man auf ihr hinrollen ... Die reiche Welt sah aus dem Wagen die Schönheit der Landschaft vorüberfliehn.

Rüstig schritt ich aus, denn der Weg bis Maloja ist weit ... Allmählich blieb der Lärm des großstädtischen Lebens hinter mir zurück, vor mir lagen die Riesen des Engadin, der Julier und der Margna und der Corvatsch, und zwischen ihnen, von lichtem Koniferengrün umkränzt, glänzte der Spiegel der blauen Seen. Die Straße führt an der Bergwand und Glimmerschiefergeröll vorüber, links neben sich das schäumende Gebirgswasser des Inn, das den See von Silvaplana speist. — Blitzartig fuhren elegante Wagen vorbei, ab und zu rollten die mächtigen, mit vier Pferden bespannten Hotelwagen, oder gar die Fünferzüge der Alpenpost, mit Koffern und Kisten bepackt, vorüber, hohe Wolken aufwirbelnd. Allmählich trat die Bergwand mehr und mehr zurück, sanfter wurden die Abhänge, von denen hier und da ein weißer Gießbach nach den Seen schäumt. Bunte Blumen belebten den Teppich der Wiesen, gelbe, sonnenverbrannte Kuhblumen, blaue Glocken, Vergißmeinnicht und zarte Federnelken. Und huschend flogen mit glashellen Flügeln zutraulich Apollos, die eigentlichen Kinder dieser Hochgebirgswelt, von einer zur andern und sonnten ihre rotbetupften Flügel.

Hinter Campher macht die enge Fahrstraße, die gerade für zwei Fahrzeuge nebeneinander Platz hat, einen scharfen Bogen, und führt nun wieder dicht unter der Bergwand am glänzenden See entlang nach Silvaplana. Silvaplana ist etwas größer als Campher, aber es kann sich mit dem luxuriösen und durch kolossale Hotels geschmückten St. Moritz nicht vergleichen. Es ist ein echtes Alpendorf mit einer engen Straße, an der die schmutzig-weißen Häuser sich entlang dehnen. Nach wenigen Minuten ist es zu Ende, und wieder öffnet sich der Blick in das enge Tal.

Höher stieg die Sonne und es wurde immer heißer. Die Berge warfen die ganze gleißende Glut des Mittags zurück. Verstaubt standen die Tannen am Wege.

Die Natur bekam ein seltsames Ansehen. Die tiefe Stille, die glühende Luft, das helle Blau des Himmels und die kahlen Wände der Berge starrten wie verzaubert.

Die Gespensterstunde des Mittags umfing mich. Alles war tot, ehern, unentrinnbar. Und das goldne Schild der Sonne lag leuchtend darüber ... unerbittlich — starr.

In dieser Stimmung tauchte Sils-Maria auf.

Es liegt am Ende des Silvaplanasees. Mitten im Talkessel. Die Fahrstraße spaltet's in zwei Teile. Müde und verstaubt schritt ich dem weißen Häuserflecken zu. Die Uhr der Kirche schlug hell und metallen zwei.

Hier hat Friedrich Nietzsche seine letzten Träume geträumt. Hier trat dem Müden und Enttäuschten sein Untergang entgegen als Versuchung. Auf diesen Wegen sah er den Freund seiner blutenden Seele ... den Mittagsfreund ... Und er hat ihn getröstet. Aus dem heißen Flimmern der Mittagsstille, von den Bergen herab, die er in übermenschlichem Drang zum Himmel türmen wollte, um ein für allemal den „Jäger hinter Wolken" zu töten, um den Menschen auf seinen Thron zu setzen, sich als den Menschen, da floß es und raunte es über ihn wie ein Schlaflied. Alles ist ewig — eherner Bildwerke Tafel, das Schild der Notwendigkeit ruht über allem, und ewig ist der große Mittag des Seins. Ringe zog der Zaubrer da um ihn, und in der Lethargie entschlief der Held in ihm, bis die kühlen Stimmen des Nachmittags

mahnten: daß der Tag seines Lebens sank. Da schrak er auf aus dem sonoren Traum und nahm den Hammer, die alten Götzen zu zerschlagen, aber der Hammer traf ihn selbst und er . . . starb — — langsam . . . unerbittlich.

Wie klar war alles. Diese Sonne hatte ihn betrogen, diese Öde ihn in Schlaf gebannt . . . hier war der Boden, um Gespenster zu schaffen . . . statt Menschen.

Und schaudernd dacht' ich Unsagbares . . . das blaue Zelt des Himmels war kein Zelt . . . in unendlichen Fernen kreisten neue Welten, und hinter allen Schleiern ruhte das Geheimnis, an das der Mensch nicht ungestraft mit groben Sinnen rührt.

Die Königskerzen wucherten in gelber Grelle an der Stätte, wo sich der Unglückliche glücklich wähnte . . . aber ihr Duft war falsch — in allem lag ein Ton, so hart, so hammerscharf wie der der Kirchenuhr. Und an der Front eines Hauses stand in verblaßten lateinischen Lettern: Zur Ehre des Einen und Allmächtigen. . . .

Nachdem ich mich in einem mit vielen altitalienischen Gemälden geschmückten Restaurant gestärkt hatte, verließ ich Sils-Maria als ein anderer. Nun war das letzte Geheimnis an dieser Gestalt gelüftet und Nietzsche hörte damit auf, für mich ein lebendiger Faktor zu sein. Die 15 Jahre seit jenen Tagen, wo ihn der Wahnsinn packte, kamen mir wie eine Ewigkeit vor. Tausende von Malen hatte die Sonne hier seither gebrannt — jetzt war das tot — beinahe Sage.

Ich wanderte weiter am blauen Silsersee nach Maloja. Die Berge waren hier mehr mit Schnee bedeckt. Der weiße Glanz gab ihnen etwas Unnahbares. Der Nachmittagsstaub wurde fast noch schlimmer. Und allmählich begannen sich die Wagen, die von Maloja zurückkehrten, zu häufen. Es war ein fortwährendes Ausweichen. Die Höhen rechts von mir wurden immer steiniger, was von Wiese zu sehen war, war schon bis auf den letzten Halm gemäht. Die Malojaer Kuhherde, die mir entgegenkam, sah zum Erbarmen aus. Die kleinen Glocken bimmelten fortwährend neben dem Wege.

Ich frug ein paar Arbeiter, die an einer Wegbiegung in einer überdachten Steinhöhle ein mächtiges Feuer unterhielten, was sie da täten. Es waren Romanen, die den Übergang vom Schweizer zum Italiener bilden. „Calca," brummte der Eine. Und nun stand die Sonne vor mir, so daß die ganze Gegend wie in goldnen Nebelstaub gehüllt war. Nichts war zu sehen.

Endlich tauchte das Kurhaus von Maloja auf. Das Tal verbreitert sich plötzlich, der Silsersee hört auf, und das Plateau, so muß es genannt werden, wird stark hügelig. Die Felsmassive sind weniger steil, dafür ganz kahl, auch die Riviera ist baumlos, so daß die Landschaft einer Wüste gleicht. Und mitten drin liegt langgestreckt wie eine Kaserne das Kurhaus. Ich lenkte meine Schritte ihm zu, aber das öde Äußere und das Innere stieß mich ab. Im Vestibul standen lauter leere Tische, nur eine Kapelle saß ganz allein und fiedelte auf Mord. Man kam sich vor wie in einem verwunschnen Schlosse, aber die Romantik von der Nähe irgend einer verzauberten Prinzessin fehlte vollständig, und so aß ich im Gasthof Longhin. Während dort für schweres Geld ein sehr schlechtes Mahl serviert wurde, frug plötzlich ein einsamer Wandrer am Nebentisch: „Wo ist Segantinis Grab?" „Gleich drüben an der kleinen Kapelle." Das war eine indirekte Mahnung, hinzugehen. Ich stieg aber erst noch den dicht mit Unkraut bestandenen Gletscherhügel mit seinen seltsamen Brunnenlöchern zur alten scharfgezackten Burg Renesse hinauf und ließ meinen Blick von dem Plateauende hinunter ins tief unten liegende Bergell schweifen, „das Land der Römer mit der Seele suchend". Als ich von oben herunterkam, stand die Sonne schon ziemlich tief, nur noch einzelne Spitzen lagen im vollen Licht. Ich ging quer über die Hügel nach dem weißen Kirchlein. Wäre aber bald von einer sausenden Kugel getroffen worden, denn plötzlich sah ich mich in der Mitte eines Poloplatzes, wo gesundheitswütige Engländer, bartlos, die roten erhitzten Gesichter schweißbedeckt, ihrer Leidenschaft frönten. An der Kapelle befand sich kein Friedhof. Ich wollte schon enttäuscht heimkehren, als mich eine Frau nach einem kleinen Hügel wies, der mit Alpenrosenkraut und Zwergtannen dicht bewachsen war. Ich kletterte ihn auf einem ganz schmalen, schlüpfrigen Weg hinauf, und mitten in einer Lichtung lag, von

einer Steinmauer in halber Mannshöhe umschlossen, ein winziger Friedhof. Die Tür stand offen. Nur fünf benamste Gräber waren da. Darunter das eines jungen Engländers, „died on the Maloja“, und von diesem Jahr das eines mit 17 Jahren gestorbenen Italieners. In der Ecke war ein namenloser Hügel, dicht von wild wucherndem Steinrosenkraut bedeckt. Aber daneben stand die Blechvase, von der die Frau gesprochen hatte. Also hier schläft Segantini den letzten Schlaf. Mitten in dem unwirtlichen Hochland, das seine Liebe und zweite Heimat war. Ihm künstlerisch immer näher zu kommen war der Traum seines kurzen Lebens. Mit immer feinerem Pinsel, schließlich sich die bekannte Spachtelmanier erfindend, hat er das Engadin in seinen herben und melancholisch-schönen Bildern verherrlicht. Alle Stimmungen, deren diese spröde Natur fähig ist, hat er in rührendem Nachgehn ihr abgelauscht. Er suchte sein Höchstes in der großen Keuschheit ihrer Züge. Sie sollte für sich sprechen. Er wollte sie ganz, ungeteilt in ihrer kargen Fülle. Und er ist ihr sehr, sehr nahe gekommen. Aber ganz erreicht hat er sie nicht. Dafür war ihre Luft, ihr Licht zu fein, zu dünn, zu ätherisch. Aber sie hat ihm tiefere Wonnen geschenkt, ihr innerstes Wesen ward durch ihn lebendig, und ihm selbst schenkte sie Hochlandeinsamkeit, Hochlandfrieden und — ein frühes Grab. — Segantini ist der äußerste Grenzstein eines rein physischen Impressionismus — darüber hinaus ist kaum noch eine Wirkung möglich. Erreicht hat er dies nur durch Preisgabe alles Eigenmenschlichen. *Sind wir aber, so eng verwachsen wir auch mit der Natur sind, nicht höherer Höhen, tieferer Tiefen voll?* Mit dieser Frage schied ich von dem einsamen Schläfer und von dem Hochland, das er suchte, und ich dachte an den Verfall unsres geistigen Lebens, und wie es aus tiefem Schlaf erweckt werden müßte zu neuer, allesbezwingender Herrlichkeit.

# Von Büchern.

**Irene Wild**, Ein Liebesschicksal in Liedern. Dresden, E. Pierson, 1903.

**Kurt Küchler**, Ein Tagebuch in Liedern. Dresden, E. Pierson, 1903.

**Otto Erich Hartleben**, Von reifen Früchten. München, Albert Langen, 1903.

Der Rhapsode. Monatsblätter für Vortragsliteratur. Herausgegeben von **Georg Gernß**. Gera, Richard Ruckdeschel, 1903.

Morale hypothétique et morale humaine. Par **M. le Dr. Auguste Forel.** Lausanne. F. Payot, 1903.

**Dr. A. Lang**, Nietzsche und die deutsche Kultur. Zweite Auflage, Köln a. Rh., J. P. Bachem, 1903.

**Rudolf Eucken**, Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung. Leipzig, Dürrsche Verlagshandlung, 1903. Preis 4,20 Mk.

---

Wonnige Stunden waren es, als wir halbwüchsigen Literaten, Studenten, Musiker und Poeten in meiner kleinen Bude um die grüne Lampe saßen und mit roten Köpfen erhitzt von der Debatte und dem Bier wie rote Voll- und Halbmonde aus dem Tabaksqualm einander beleuchteten. Jeder hatte natürlich seine Meinung, aber manchmal einigten wir uns doch. Ganz besonders hoch ging es an einem Spätherbstabend des Jahres 1895 her, als sich ein verspäteter Neuling: der „Moderne Musenalmanach" seligen Andenkens eingeschlichen hatte. Wir fielen drüber her wie heißhungrige Wölfe und bald hatten wir das arme „grüne", ja wirklich grüne Buch total zerfleischt. Wie mußten sie herhalten die armen Messias und Psalmendichter und wie wurden auch „Größen" wie Bleibtreu nicht verschont. Einer aber gefiel uns ganz ausnehmend, trotzdem nur zwei oder drei Gedichte von ihm drin standen. Otto Erich Hartleben. Einstimmig prognostizierten wir ihm eine bedeutende Zukunft. Er konnte ruhig sein.

Und ein anderer Tag: Der Frühling schneite Blüten von den Bäumen in den Tiergartenvillen. Ich kam aus der Stadt und setzte mich im jungen treibenden Grün lenzmüde auf eine stille Bank. Nun zog ich mein neues Juwel, die „Verse“ von Otto Erich aus der Tasche und begann zu lesen. Der Eindruck war stark aber zwiespältig. Hatte mich oft ein jugendstürmischer Erguß gepackt, so stieß mich eine derbe Großstadtstimmung wieder ab, hatte ich hier die ehrliche Dreistigkeit bewundert, so verletzte mich dort der rohe Studententon.

Das Buch hat dann noch viele Wandlungen erlebt, oft hat es mich im tollen Taumel jugendlicher Eseleien ein Evangelium gedünkt — schließlich blieb es glossiert und zerlesen an seinem Platz.

Heute war es mehr als Neugier, was uns der vierzigjährige Otto Erich Hartleben, der vielbejubelte und -belachte, aus seiner italienischen zweiten Heimat zu sagen habe. Es war etwas Intimes dabei. Hartlebens Name berührte mich eigen, mit ihm stiegen all die schwankenden Gestalten wieder auf, die größtenteils sang- und klanglos dahingegangen waren. An seiner Person haftete noch der Duft der Literaturbohème, des jungen Frühlings von 1885, der allzu trügerisch gewesen war. — — —

Ich habe die wenigen Seiten gelesen. — Ein anderes ist es, als zwanzigjähriger Bursch von glühender Sinne Lust und Rausch zu singen, ein anderes als vierzigjähriger Mann. Was dort natürlich scheint, verstimmt. Es zeigt, daß ein solches Leben keine höheren Werte gewann. Milde gesagt, es blieb stehen. Die oftmals eigen glatte Form von damals findet sich auch hier. Aber was vor siebzehn Jahren jung war, ist jetzt nicht mehr neu. Ihr schöner Schein verlockte den Dichter zum Fetischismus. Er wurde Spieler, weil er sich Herrscher glaubte. Das Ganze wirkt seelenlos, gemalt. Den schönen Früchten fehlt der Duft der Natur. Es sind Äpfel, mit denen ein müßiger Gourmand nach dem Essen spielte. Er hat es in einem Lied: „der Dichter“ selbst gefühlt. Da heißt es:

Ist's nicht im Grunde wesenloser Tand,
Was ich in Reimen aneinander füge?
Ist's nicht im Grunde eine bunte Lüge,
Was ich in müßig heit'rem Spiel erfand?

Nur sollte dies Poem nicht „Der Dichter" heißen.

Dichten und Dichten ist mehr als dreierlei.

Aber das Dichten, was uns reich macht kann nur eins sein: Ibsen hat's gesagt:

Dichten
Sich selber richten.

In einem anderen Sinn geschah es hier. Ein Traum weniger. Was tuts? Aus Pietät nahm ich das Buch zur Hand. Pietätloser lege ich's fort. So laßt uns unsre Lieder singen!

(Fortsetzung folgt.)

---

Verantwortliche Schriftleitung: Paul Friedrich, Berlin W., Lützowufer 33.
Druck von E. Pierson's Verlag (R. Lincke), Dresden.

# Hochland

## Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur

Herausgeber:

**Paul Friedrich und Curt L. Walter.**

**Neuntes und zehntes Heft.**

**Inhalt:**



Dresden
E. Pierson's Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler)
1903.



Preis 50 Pf




# Hochland.

**Blätter für Höhenkunst und Geisteskultur.**

Herausgeber: **Paul Friedrich** und **Curt L. Walter.**

**1903.** Heft **9/10.**

Preis der Einzelnummer: 25 Pf. Jahresabonnement (12 Hefte): 8 Mk. (bei freier Zustellung).


Motto: Seid Wegweiser, nicht Götzenbilder!

## Gedichte

von

**Hermann v. Lingg** und **Hans v. Guenther.**

Hermann von Lingg:

### Nachts auf dem See.

So prächtig glänzt heut nacht die Welle!
Aus ihrer Tiefe wehn hervor
Gedanken, die ich in der Helle
Des lauten Taggewirrs verlor. —
Jetzt ist's die Zeit, danach zu grübeln:
Was ist von unserm Sein der Sinn?
Von all der Arbeit, all den Übeln,
Von all dem Weh der Reingewinn?

Ein neues Wesen, auferstanden
Durch seines Schöpfers Willensmacht,
Aus Erdenschuld und Erdenbanden
Zu neuem Leben auferwacht?
Sind von Geschöpfen höhrer Welten
Ein Abbild wir, ein banger Traum
Und kommen zu den Ganzerhellten
Einst wieder heim aus Zeit und Raum?
Sind wir ein Ton der Harmonien,
In deren Tiefen Plato las?
Ein Lichtstrahl im Vorüberfliehen? —
Was rauscht ihr, Wellen? wißt ihr, was?

(Aus „Schlußrhythmen", Neueste Gedichte; Cotta 1901.)

---

Hans von Guenther:

## Abendstimmung.

Es schien, als wolle leise
Der Tag nun schlafen gehn,
Es zog eine süße Weise
Herab aus blauen Höhn.

Es war verstummt dein Lachen
Bei der Sonne scheidendem Licht,
Ein goldiges Erwachen
Huschte dir übers Gesicht.

Es wachten auf der Erde
Viel tausend Gebete auf.
Und selbst die treibende Herde
Verlangsamte ihren Lauf.

Es schien, als beten die Bäume,
Die Blumen, die Halme im Feld.
Es zogen viel selige Träume
Durch die heilige Welt.

---

### So still.

Es liegt ein Flimmern in der Luft,
Die Büsche hängen voll Seide.
Und mitten in dem Blütenduft
Gingen so still wir beide.

Ich faßte so still nach deiner Hand
Und nannte so still deinen Namen, —
Und über dem ganzen glückssonnigen Land
Wogte das Korn still Amen.

# Ahasver.

Von Ernst Fricke.

In einer weiten Ebene stehen zwei Bäume.

Der eine ewig-grün, voller lieblich schimmernder Früchte, von geschäftigen Bienen umsummt, in lauen Nächten von Nachtigallen umsungen.

Eine Strecke Wegs weiter gen Westen, hinter einem schmalen Bach steht der andere Baum.

Kahl und traurig streckt er seine leeren Äste in die Lüfte.

Kein Vogel läßt sich auf ihm nieder, keine Biene umschwärmt ihn; nur nachts hockt eine große Eule auf ihm und ihre goldgelben Augen leuchten gespenstisch aus dem Geäst.

Unter dem blühenden Baum sitzt alles was jung ist, und mancher, der sich dafür hält, obwohl er schon kein Haar mehr auf dem Schädel und einen langen, weißen Bart hat. Da wird in Sommernächten ein Reigen getanzt, und in Frühlingsnächten werden heidnische Saturnale und christlich-unchristliche Feste gefeiert. Da

klingen Zimbeln und Flöten. Da fließt der Wein aus ewig vollen Schläuchen, da brät ewig der Ochse am Spieß. Und durch alle Nächte zieht's wie leises Rauschen. Leichte Schwüre, verliebtes Kichern, lüsternes Haschen, zärtliches Händedrücken, begehrendes Augenspiel, gieriges Schnaufen, trunkenes Gestöhn sind dort ewig.

Unter dem anderen Baum sitzen die Alten. Wehmütig lächeln sie von Zeit zu Zeit hinüber, wo die Jugend schäumt. Viele hüllen sich fröstelnd in lange Mäntel, sehen spähend zum Himmel, ob die große Nacht schon hereinbricht, seufzen und klagen von der Unbeständigkeit der Jugend, den nutzlosen Wünschen, betörenden Hoffnungen und denken an das, was dahin ist.

Nur alle tausend Jahre einmal naht ein junger Mann mit weltenfernen Augen dem kahlen Baum. Ohne auf das Gelächter und Necken der Jungen zu achten. Geradeswegs schreitet er dem Baume zu und begrüßt mit feierlicher Miene die Alten.

Die fahren erschrocken zusammen, tuscheln sich allerhand in die Ohren und betrachten den Fremdling wie ein Wunder.

Und ein Wunder ist er auch. Ein hohes, märchenhaftes Wunder. Denn er kommt aus einer anderen Ordnung der Dinge. Stets sieht er fragend die Jungen und die Alten an. Aber keiner versteht ihn. So muß er wandern von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Erlösungsgedanke.

# Philosophie der Erlösung.*)

Von Paul Friedrich.

## II.

### Heinrich von Steins Philosophie.

Heinrich von Stein hat uns kein kompendiöses System hinterlassen. Sein ganzes philosophisches Weltbild hat er, abgesehen von zahlreichen, ergreifenden Entwicklungsbekenntnissen in seinen Tagebüchern, in einem knapp acht Seiten umfassenden „Vermächtnis"

*) Vortrag, gehalten in der literarischen Gesellschaft: „Neue Klause" am 28. September 1903.

formuliert. Doch bieten uns seine dichterisch-ethischen Dialoge, von denen der erste Teil „Helden und Welt“ vor 20 Jahren in Chemnitz und der zweite „Aus dem Nachlaß“ 1888 bei Breitkopf & Härtel erschien, einen reichen, seelischen Kommentar zu den wenigen Sätzen des philosophischen Testaments.

Professor Poske ist diesem letzten Kodizil ein wahrhaft tiefgründiger Vollstrecker geworden. Ohne seine ausgezeichnet klare Darstellung würde uns diese Weltanschauung wohl nie bis ins innerste erschlossen sein.

Aus alledem ist ersichtlich, daß Stein mit voller Absicht einem systematischen Aufbau seiner Weltanschauung aus dem Weg gegangen ist. Er war im Innersten davon überzeugt, daß jede systematische Fundamentierung ein Prokrustesbett freien menschlichen Forschungsdranges sei, daß eben aus jedem System der Urheber desselben mit all seiner menschlichen Einseitigkeit und — Unduldsamkeit anderer Standpunkte herausblickte und um die Wahrheit des Weltzusammenhanges ganz allein für sich zu pachten, wie das nicht nur Schopenhauer, sondern noch größere Geister getan hatten, dazu war er zu keusch und zu klug. Er hat die namenlose Enttäuschung, aus der Hoffnung, in dem oder jenem System „die Lösung aller Fragen“ zu finden, instinktiv empfunden und in folgenden treffenden Worten ausgesprochen:

„Wir sehnen uns nach lebendigen, ja leidenschaftlichen Äußerungen über den Gehalt und die Gesamtbeschaffenheit der Welt; und mit gänzlich leeren, kompendiösen Begriffen finden wir uns von tausend Philosophieen gegen eine abgespeist.“

Wir können uns dieser zarten Zurückhaltung nur freuen. Denn nichts wäre heut nach dem Scheitern aller Erklärungen eines übersinnlichen Grundkerns der Welt trostloser, als wieder einen grübelnden Geist in den grundlosen Tiefen der Metaphysik versinken zu sehen.

Aber diese Zurückhaltung Steins war weit entfernt von jener Skepsis, die pessimistisch und ziellos beispielsweise in Fritz Mauthners „Kritik der Sprache“ jede Möglichkeit einer inneren

Verständigung leugnen zu müssen glaubt, womit allerdings der Bankerott erklärt ist.

Steins energischer Drang, zu helfen und zu klären, hat solche Zweifelsucht überwunden. Und so wollte er zwar nicht ein Erkenner sein, was heutzutage doch nur noch dem philosophischen Spezialisten, beispielsweise dem Biologen oder Psychologen möglich ist, sondern ein Bekenner. Er hatte das starke Gefühl von der Notwendigkeit, sich und seinen Zeitgenossen Zeugnis abzulegen von den schweren, inneren Kämpfen, aus denen er doch schließlich, wenn auch nur zunächst für sich, zu einer inneren Einheit und Erlösung sich herausgerungen hat.

Aber nicht von innen allein gelangt der Kultursklave von heut zu einer ihn selbst befriedigenden Lösung der tiefsten Rätsel. Eingekettet in das Fühlen und Wissen seiner Zeit, ja seines Jahrhunderts, muß er sich durch all die Einflüsse, die ihn sichtbar-unsichtbar umgeben, befruchten lassen und sich mit den Trägern des geistigen Lebens seiner Epoche auseinandersetzen, ehe er weiß, inwieweit er ein Selbst, ein Eigner ist.

Der Bruch mit der Theologie war das erste, fast typische Ereignis im Innenleben dieses Mannes. Es bildete die notwendige Vorstufe zu dem Garten der Erkenntnis. Nachdem sie von Stein, wenn auch unter bitterem Schmerz, überwunden war, stellte sich ihm die Lehre Kants, die ja auch heut noch fast dogmatisch zahlreiche Universitäten beherrscht, entgegen, und forderte unbedingte Anerkennung. Aber so unendlich scharfsinnig auch der große Königsberger dargetan hatte, daß der Raum und die Zeit nur unsre Vorstellungen und mithin das eigentliche Wesen der Dinge uns verschlossen sei, so wenig konnte es Stein überzeugen. Stein fühlte, daß durch ein derartiges Dogma die Außenwelt und mithin die Wirkung auf sie und von ihr auf uns rein illusorisch werde und dagegen sträubte sich seine energische, zur Tat geschaffene Natur. Stein ging dieser Grundfrage tapfer entgegen und zerstörte für sich ihren Allgemeinwert, indem er scharfsinnig eine uns unerklärliche, von uns unabhängige Wirkung der Außenwelt feststellt und dieses Wirken nur einer realen Wirklichkeit beilegen konnte. Nachdem er sich so die Außenwelt in ihrer Ganzheit erobert hatte, war für ihn

der Übergang zu Dührings Wirklichkeits- und Aktivitätsphilosophie gegeben. Es ist dem Menschen möglich, auf die Umwelt zu wirken, mit diesem Zauberwort springen die Pforten, und ein Reich der endlosen Betätigung der Kräfte war erschlossen. Aber für Dührings einseitigen Realismus spielte die Wirkung seelischer Kräfte, so der Kunst, nur eine ganz untergeordnete Rolle. Stein war viel zu vergeistigt, zu sehr Gefühlsmensch, um diese höchsten menschlichen Wirkungen zu unterschätzen. Dafür war Schopenhauer der richtige Mann. Bei aller Weltverneinung und allem Pessimismus kann sich der geniale Frankfurter nicht genug tun im Lobe des Genies und seines unermeßlichen Wertes. Ein gut Teil Eitelkeit war für ihn die Triebfeder zu dieser im Betracht seiner Philosophie so unlogischen Verhimmelung.

Aber, als wenn ein tieferes Fatum es beschlossen hatte, so mußte Schopenhauer Stein nahetreten, gleichsam, um ihn fähig zu machen, den Sinn des einen Genies zu verstehen, dem er persönlich nahetrat: Richard Wagner.

Dieser wiederum von Schopenhauer durch und durch gefangen, hatte selbst wohl keine Ahnung davon, was sein energischer Instinkt in ihm für eine über Schopenhauer weit hinausführende Rolle spielte. Auch die Geschichte der Philosophie wird erst später darauf gebührend zurückkommen.

Wagners praktischer Geist hatte allerdings in der Anschauung seiner Mitwelt die volle Berechtigung des Schopenhauerschen Pessimismus gefunden; aber sein überströmender Schaffensdrang konnte dabei nicht resignierend Halt machen. Er strafte den Pessimismus durch Taten Lügen, indem er wie ein zweiter Luther bekannte: „Wir erkennen den Grund des Verfalls der historischen Menschheit, sowie die Notwendigkeit einer Regeneration derselben; wir glauben an die Möglichkeit dieser Regeneration und widmen uns ihrer Durchführung in jedem Sinne."

Das traf nun mit Steins sozialethischem Reformationsgedanken, der ihm schon als 15jährigen auf religiösem Gebiet das Heil in einer vereinfachten und gereinigten Kirchenlehre suchen ließ, zusammen.

Von diesem Punkt aus wird es uns möglich, **Steins** Weltanschauung menschlich und verstandesmäßig zu begreifen. Aber die Weltanschauung muß, wenn sie für uns Vielwissende mehr sein soll als ein subjektives Gefühlsbekenntnis, mit der momentanen Welterkenntnis in Einklang stehen. Da war es die Beschäftigung **Steins** mit der Naturwissenschaft, die ihm die nötige Grundlage lieferte. Sie hatte, **Kants** Dogma überspringend, die Außenwelt in der bewunderungswürdigsten Weise erforscht und so konnte er, nachdem er dies Dogma einmal gebrochen hatte, ihre Errungenschaften freudig akzeptieren und dankbar anerkennen, „daß es eine Wirklichkeit gibt, an der der Mensch nichts ändern noch mäkeln kann.“ Auf dieser ehernen Grundlage der Wirklichkeit baut er den Grundstein seines Vermächtnisses auf: „Alle Dinge sind endlich bestimmt und greifbar wirklich. — Die Dinge haben Maß und Anzahl. — Die Vorgänge haben ihr Maß an der Verschiedenheit der Dinge.“

Aber kein Skeptizismus kann dem Geistigen, wie Professor **Poske** sagt, „eine nur abgeleitete Realität, gleichsam von Gnaden des Körperlichen“, beilegen. Dagegen schirmte **Kants** Lehre von der Selbstbestimmung des Subjekts und auch die innere Freiheit des einzelnen sprach dagegen.

Aus der Gegenüberstellung von Objekt und Subjekt ergibt sich praktisch das Leben und seelisch die **wahre** Weltanschauung.

Was eine solche ermöglicht, sind die **Urteile**, aus denen sie sich zusammensetzt. Diese aber wurzeln wiederum im **Gefühl**, das von der früheren Philosophie stets als höchst untergeordnet betrachtet wurde.

So sagt **Stein**: „Der wahre Sinn oder schlechthin die Wahrheit der Dinge heißt: Die Dinge in ihrer realen Bedeutung für ein empfindendes Gemüt, für ein menschliches Gemüt.“ Daß das aber nichts Unwirkliches sei, besagen **Steins** Worte: „Wirklich ist, was wirkt, was auf ein Wahrnehmungsvermögen wirkt, was wir sehen und hören. Wie sollte das nicht wirklich sein, was unser ganzes Gemüt einnimmt und gleichsam in sich hineinzieht. Es ist eine Macht der Wirklichkeit, die dies vermag.“

Um aber seelisch zu wirken, muß die von der Wirklichkeit ausgehende Wirkung eine dem Seelischen analoge sein, und so sagt Stein weiter: „Den Dingen eignet ein seelenvoller Gehalt, als Möglichkeit, von einem Menschensinn in einer großen Stunde erkannt, und als das Wesen dieses Dinges erfaßt zu werden."

Hier stehen wir wieder auf dem Boden deutscher Philosophie des 19. Jahrhunderts: Das Ding an sich lebt immer wieder auf, gleich der Hydra, der stets, wenn sechs von sieben Köpfen abgeschlagen waren, die übrigen nachwuchsen. Ferner ist es ein rein künstlerisch-subjektiver Gedanke Steins, in einem unbewußt seelischen Gehalt der Welt dies Ding an sich zu erfassen.

Es ist aber typisch für seine Anschauungsweise und bildet eine wenn auch persönliche Grundlage seines Denkens.

Aber das Wesen der Dinge ist mehr als ein seelisches Aroma, das dem Menschen in einer großen Stunde zu genießen vergönnt ist, es ist, wie Schopenhauer lehrte, Wille. Für dies zu bewußt menschliche Wort hat Stein einen besseren Ersatz gefunden in dem „Drang". „Es ist der Drang, der diese Welt erschuf", und der andre Satz: „Der Drang ist unendlich": diese beiden Axiome sind nicht Steins Eigentum, sondern in ihnen liegt der fundamentale Grundgedanke der Schopenhauerischen Philosophie. Und diese intuitiv-geniale Einsicht Schopenhauers hat die vollste empirische Wahrheit für sich, ja ist unwiderleglich. Daß dieser Drang, dessen gewaltige Universalität im Anorganischen, im Pflanzen- und Tierreich Schopenhauer zu schildern nicht müde wird, sich im Menschen in gut und böse unter der Kritik der Vernunft zerspaltet, ist eine Banalität. Aber daß er auch schon im rein anorganischen zur Begrenzung, zum überaus geheimnisvoll gestalteten Bild des geordneten Kosmos führt, das hatte Schopenhauers blinde Wut übersehen. Und ferner den Gedanken außer acht gelassen, daß eine Entwickelung zum Höheren nur durch einen sich gegenseitig bekämpfenden, in Teile gespalteten Drang möglich wird. Und konnte das durch Darwin schon für die niederen Stufen des organischen Lebens nachgewiesen werden, wie sollte es dem Menschen unmöglich sein?

Schon Schopenhauer hatte mit tiefster Ergriffenheit das hohe Wunder gepriesen, das als Mitleid zu seinesgleichen oder als Liebe die Starrheit der blind animalischen Triebe zu veredeln, ja zu überwinden vermag.

Daß diese Aufgabe für den zart-ethischen Sinn Steins keine so leichte schien, hat er aufs stärkste bekannt. Er kennt die Macht der Leidenschaften, die ja dem edeln zehnfach fühlbar wird. Darum warnt er: „Fliehe die Sünde, denn du kannst ihr nicht widerstehen." Er trifft damit den tiefen Gehalt der Bitte: „Und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Übel." Und dieser Warnung hat er noch drei fernere angeschlossen, die an seelischer Reinheit ihresgleichen suchen: „Hüte dich vor dem harten Wort, dessen du dich gegen deinen Bruder erkühnst; du kannst es ihm nie verzeihen, daß du ihn verachtet hast; du kannst nie wieder lieben wie vorher.

Hüte dich: Denke des Sohnes, den du zeugst.

Hüte dich, hüte dich vor dir selbst, vor Unmut und Haß, und vor dem Entschluß, zu dem du nicht lächeln kannst."

Aber damit ist Steins Ethik keineswegs rein christlich. Die Anerkennung des Individuums, die allzulang vernachlässigt worden war, bis sie in Nietzsche aufs schroffste zum Ausdruck kam, hat Stein stets betont. Er sagt sowohl: „Liebe dich selbst wie deinen Freund", als auch das weit wertvollere: „Soviel du dir und andern Freude stiehlst oder verdirbst, daran tust du Sünde."

Doch muß dem Charakter der Steinschen Persönlichkeit entsprechend sofort darauf hingewiesen werden, daß für ihn Freude weit entfernt von dem Glück seichter Materialisten und Bonvivants nur hoher, geistig-sittlicher Natur war.

Man sieht, das Gemüt hat mit Stein seinen langgeraubten Ehrenplatz wieder erobert. Kein deutscher Philosoph des 19. Jahrhunderts hatte sich sonderlich um dies unscheinbare Etwas gekümmert. Nur Schopenhauer, der geniale, hatte seines Geistes einen Hauch verspürt. Aber wie Nietzsche sagt: „Aus unbekannten Mündern". Er stand staunend vor seiner Gewalt wie vor einem Wunder. Und daß das Gemüt eine Macht von gewaltigster Realität war, das

hatte nicht nur die deutsche Mystik in ihrer jetzt neu zum Leben galvanisierten Blüte bewiesen, sondern noch viel größer und gewaltiger die lange Reihe jener christlichen und modernen Märtyrer, die von Augustinus bis zu Giordano Bruno und anderen für eine tiefgefühlte ideelle Überzeugung in den Tod gingen. Diesen Männern hat Stein denkend und dichtend die letzte Zeit seines kurzen Lebens geweiht. Schopenhauer fand in ihnen die Bestätigung der Verneinung des Willens zum Leben in innerer, völliger Abkehr. Stein aber legte nicht auf das Negative das Hauptgewicht, sondern auf das eminent positive, was in dieser heroischen Überwindung des Nur-Menschlichen lag. Er hat sich voll tiefen Nachlebens in diesen seltenen Zustand innerster Loslösung von allem Kleinlichen eingefühlt und erkannte den immensen Reichtum dieser scheinbar völligen Verarmung. So fand er dafür die herrlichen Worte: „Nicht kann uns der kalte Heroismus der Pflicht erlösen (was Kants Gedanke war), sondern nur der Wille, der aus innigem Drange nicht mehr begehrt (Schopenhauer); der nichts mehr für sich, alles für andere will, jenes aber nicht als Asket, sondern als Erlöser — dieses nicht aus Gesetz, sondern durch einen ihn selbst warm und wahrhaft beglückenden Wahn, durch Liebe.“ (Wagner.) So undogmatisch dieser Ausspruch Steins gedacht ist, so natürlich ist es, daß ihm die Gestalt des Heilands dieses höchste Wunder von der Macht des Gemüts am herrlichsten verkörpert und gleichsam das tiefe Schlußwort von Wagners „Parsifal“, „Erlösung dem Erlöser“ ausdeutend, sagt Stein:

„Vergeßt das Heroische in Jesus nicht. Er hätte ja, milde und weise, in der Einsamkeit leben und sterben können. (Buddhismus.) Er mußte aber den Tod überwinden, er brachte den Entschluß von Gethsemane mit: Mein Leben überwindet euren Tod. Das ist Erlösung.“

Daß dem Heiligen ein größeres Maß an Leid zu tragen auferlegt ist, leuchtet ein. Nicht nur das animalische, das dem gewöhnlichen Blick in der Entbehrung so vieler Lebensfreuden ruht, denn das tritt durch die Übermacht des heroischen Bewußtseins gezügelt zurück. Aber vor allem das seelische. Verdammt ihn doch

sein ständiger Drang nach kraftvoller Überwindung alles Ephemeren zu einer tiefen, geistigen Vereinsamung. Er liebt die Menschen, denn aus Liebe zu ihnen muß er so sein; er möchte sie zu seiner Höhe emporziehen, aber sie stoßen ihn immer wieder durch ihre Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit von sich. Und zu dieser schweren Last persönlichen seelischen Schmerzes über sein Unverstandensein kommt noch der größere über das ganze Weh der Menschheit. „Eine Welt der Schmerzen muß ich tragen", diese Heineschen Worte sind wahrlich nicht übertrieben. Stein hat ebenso unter ihrem Joch gelitten, wie Schopenhauer, der verbitterte Einsiedler, von Nietzsche und seinem tragischen Untergang ganz zu schweigen.

Aber das Leid muß der Genius tragen, es ist seine Mission. Denn „gerade in der unendlichen Leidensfähigkeit großer Geister waltet das höhere Gesetz, welches die Erlösung der Welt, des Menschen, unablenkbar ewig verwirklicht."

Aber auch der Heilige ist noch nicht „der letzte Ausdruck des Weltwesens". Er ist nur der Träger einer Aufgabe, die weit über sein persönliches Dasein hinauswirkt.

Dies Überpersönliche hat kein geringerer als Goethe eigentlich erfaßt. Er nennt es „Das Göttliche". Es wirkt durch alle Dinge schaffend und umbildend, ist keineswegs ein leerer Pantheismus, sondern eine lebendige, seelische Schöpferkraft.

Goethe sagt:

So im Kleinen ewig wie im Großen
Wirkt Natur, wirkt Menschengeist, und beide
Sind ein Abglanz jenes Urlichts droben,
Das unsichtbar alle Welt durchleuchtet.

Es ist nicht zufälliges Zusammentreffen, das den modernen Denker mit dem Unsterblichen in diesem Punkt vereint. Steins geordnete, apollinische Natur war von früh auf einsam klassischen Geistes voll. In seinen schönen „Vorlesungen über die Ästhetik Schillers und Goethes" (bei Reclam erschienen) hat er davon Zeugnis abgelegt.

Und weil dieser seelenvolle Geist in allem lebt, ist die Möglichkeit der Aufhebung starrer egoistischer Triebe gegeben oder wie Stein sagt: „Die Schranke des Individuellen, das schmerzlich

Problematische in Welt und Leben, wird nur in der Liebe überwunden."

Nur im Hinblick auf den göttlichen Kern der Schöpfung kann eine Überwindung der Selbstsucht und der Selbstsicherheit des einzelnen und ein wahres Mit- und Füreinanderleben der Menschheit möglich sein.

Aber wie gesagt, streng logisch beweisen läßt sich das nicht, es will gefühlt werden. Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen, sagt wieder Goethe und mit Recht.

So bekennt auch Stein: „Der Sinn der Welt ist von jedem Menschen durch innere Tätigkeit hervorzubringen. Dogmen und Systeme sind nur ein trüglicher Widerschein dieses klaren, inneren Lichtes." Aber einen Prüfstein für Steins künstlerische Weltauffassung muß es geben in den Werken echter Kunst.

Denn „die Kunst als Kundgebung großer Seelen stellt das Menschliche seinem höchsten Sinne nach dar."

Und die Kunst erbringt den Beweis.

Von der Antigone des Sophokles und ihrem hohen Humanitätsgedanken darf ich absehen, auch die Orestie des Äschylos, in der im Agamemnon der Chor gewaltig ruft: „Das Gute siege", läßt den tiefen ethischen Sinn des Schöpfers klar durchleuchten.

Komplizierter erscheint auf den ersten Blick das bunte Mosaik überströmenden Lebens mit seiner endlosen Mannigfaltigkeit bei Shakespeare.

Aber Stein trifft, ohne irgend einen verfälschenden Gedanken hineinzulegen, den Kern dieses großen Bildners, wenn er sagt:

„Durch alle Werke Shakespeares geht die Ahnung des guten Menschen, in Brutus, in Imogen, in Prospero sich andeutend. Verrat, Verhängnis, trugvolle Magie umhüllen Edelart und Glück, bis alles Unheil in einem letzten Atemzug verweht. — Weil er erkannte, wie in seiner Zeit ein aller Treue, Würde und Ritterlichkeit fremder Drang nach dem unheilvollen Gute unseliger Macht allgewaltig herrsche, erschaute er im Grunde der Dinge alle jene Kämpfe und Leidenschaften selbst, vermöge deren eine solche Entfremdung sich vollzogen hatte . . . Jene sehnende Ahnung aber

des vollständigen Gegenteils von diesem allen ist zwar sicherlich der Sinn, den wir einer Auffassung des Kunstwerks Shakespeares zu geben haben: jedoch unausgesprochen und vielleicht unsagbar tritt dieselbe in diesen Werken selbst nie mit der kühnen Ersichtlichkeit des Ideales auf, wie bei den Späteren, einem Rousseau und Schiller; sondern fast einzig in jenem uns ewig geheimnisvollen Dichtergemüt und Dichterauge selbst, welches aus diesem wirren Drängen Gestalten ersah und schuf."

Auch Ruskin hat sich als Engländer ganz im selben Sinne über Shakespeare ausgesprochen.

Erst in Schiller ist der starke Glaube an die Wahrheit der Ideale verwirklicht. Stein charakterisiert diesen großen deutschen Dichter mit den treffenden Worten: „Für ihn gibt es keine Erscheinungen der Wirklichkeit, denen gegenüber das Ideal zu einem bloßen Schein verblaßte, keine Mächte der Welt, denen gegenüber es seine ursprüngliche, natürliche Kraft verlöre."

Und Goethes ganzes Lebenswerk, vor allem aber „der Faust", zeigt, daß nur der, der immer strebend sich bemüht, erlöst wird von allem Trüben und Hemmenden im Leben und in sich.

Auch Richard Wagner war mehr als der große Musiker. Die Musik, deren weltbedeutendes Wesen erst Schopenhauer uns erschlossen hat, war ihm keineswegs Selbstzweck. Sie sollte nur eindringlich und unterstreichend die gewaltigen Kämpfe des Idealen mit den Widerständen des Gemeinen illustrieren und vom Tannhäuser bis zum Parsifal geht ein gemeinsamer machtvoll ethischer Zug durch sein gigantisches Werk: die Erlösung des Individuellen von seiner Starrheit durch die Liebe, die Vernichtung des Mammonismus in den Nibelungen und schließlich die Erlösung des besten im Menschen durch den Glauben an das Göttliche, an den Gral.

Ich selbst habe ästhetisch-ethisch genau dieselben Anschauungen lang vor meiner Bekanntschaft mit Stein ausgesprochen und stets vertreten. (Vergl. Curt Walter: „Einleitende Worte zu Paul Friedrichs ‚Christus' an Kritik und Publikum". Berlin, Harrwitz 1899, S. 5—7.)

So erweist sich die Kunst als die wahre Schwester der Religion. Ja, sie kann noch mehr. Es ist der Kunst in Zeiten, wo die Macht

des religiösen Lebens im Schwinden ist, „vorbehalten, den Kern der Religion zu retten, indem sie die mythischen Symbole ihrem sinnbildlichen Werte nach erfaßt, um durch ideale Darstellung derselben die in ihnen verborgene tiefe Weisheit erkennen zu lassen."

Damit ist ihr eine gewaltige, lebensvolle und kulturfördernde Aufgabe im idealen, positiven Sinne zuerkannt, die sie im Drama bis zu dieser Stunde noch nicht erfüllt hat, deren Erfüllung aber innerste Notwendigkeit sein muß, wenn sie sich ihre Daseinsberechtigung erkämpfen will.

Damit ist auch die höhere Pflicht gegeben, an einer Regeneration der Menschheit fortzuarbeiten „in jedem Sinne". Die Kunst vermag diese Regeneration in wirkungsvollster Weise zu fördern. Bleibt sie doch nicht bei der reinen Forderung des Ethikers und Philosophen stehen, sondern ist sie doch im Rahmen des von ihr hervorgebrachten Werks Erfüllung. Sie reißt den Menschen aus seiner Isolierung heraus und lehrt ihn die tieferen Zusammenhänge ehren, die heute nur noch von den Besten empfunden werden. Und sie veredelt den Menschen, indem sie ihn über sich erhebt.

Ich darf das von mir geformte Wort über sie wiederholen:

„Die Kunst als ein Teil der Kultur hat nur insoweit Wert, als sie vermag, den Menschen über sich hinaus zu steigern und zu erhöhen, insofern sie vom Endlichen zum Unendlichen die Brücke der Schönheit und Notwendigkeit spannt."

Wieder stehen wir mit dieser Überzeugung auf klassischem Boden. Es ist Schillers Anschauung, die er in den „Briefen über ästhetische Erziehung" uns hinterlassen und in seinem Schaffen zu gestalten versucht hat.

Ich sage versucht, denn klarer, eindringlicher ist diese Aufgabe erst ein halbes Jahrhundert später von Richard Wagner, leider erst nur für sein ganz besonderes Kunstwerk, gelöst worden.

---

Wir sind am Ende. Das Lebenswerk Steins, zu dem seine sichtbaren Werke, seien sie wissenschaftlicher oder dichterisch-ethischer Natur, wie seine vergeistigten Dialoge nur Bausteine bilden, beruht in seinem eminent persönlichen Wert. Stein war ein vornehmer,

abgeklärter Geist, der allem doktrinären Fanatismus aus dem Wege ging. Wer weiß, wohin Plato und kleinere spekulative Köpfe, wie Fichte und Hegel, ihre rein logischen Weltanschauungsarbeiten schließlich führten, wird sich nicht darüber beklagen, daß Stein keine unerhört neuen Gedanken uns geschenkt hat. Solche Geister, die derartig weltumstürzende Gedanken finden, ohne damit in ideologische Irrgänge zu führen, sind nicht häufig. Das 19. Jahrhundert aber steht darin mit obenan, denn welches kann sich rühmen, zwei so grundlegend tiefe Denker hervorgebracht zu haben, wie Kant und Schopenhauer. Der Wahrheitsgehalt ihrer Intuitionen ist vielleicht nie zu erschöpfen, für uns Enkel aber sicher noch nicht ganz zu eigen gemacht. So war ein so feiner, synthetischer Geist vonnöten, der die Grundideen dieser Großen zu verbinden und mit dem ganzen geistigen Leben der Zeit in Einklang zu setzen suchte und der doch bei aller Ehrfurcht vor ihnen ein neues an die Stelle setzte, wenigstens in den Konsequenzen. Indem er in keuscher Bescheidenheit vor dem überpersönlichen Grund der Dinge in goethischer Beschränkung Halt machte, war es ihm möglich, die Kunst und das Gefühlsleben organisch auf die ihnen zukommende Stufe zu erheben und damit zugleich dem romantischen Irrwahn ideologischer Geistesdoktrinäre wie Nietzsche, als auch der nüchternen Anmaßung materialistischer Hypothesenfanatiker aufs wirksamste entgegenzuarbeiten. Daß er auf dieser großen inneren Linie, die er sein ganzes Leben nie aus dem Auge ließ, zu klassischen Anschauungen gelangen mußte, nimmt nicht Wunder. Und so betont er in einer Zeit, wo jede Arbeit nach dieser Richtung hin als Epigonentum verhöhnt wird, unbeirrt die Forderung nach einem von aller ideologischen Verranntheit freien Idealismus der Tat und des Herzens. Aber möglich wird ein solcher nur durch die Selbstreformation der einzelnen. Damit steht er vor uns als der aus innerstem Glauben energische Verfechter einer inneren Regeneration. Sie erscheint ihm nicht nur möglich für die wenigen vom Glück dazu quasi Auserkornen, sondern im kleinen, im alltäglichen für jeden strebenden Menschen.

So läßt er seinen Sand in dem gleichnamigen Dialog sagen: „Ja, es gibt soviel schleichenden Mord in unserem heutigen Dasein . . . ich bin immer der Meinung gewesen, daß jeder, der nicht

aus voller, freier und bewußter Liebe handelt, sich früher oder später auf der Bahn betrifft, die ich die Bahn des Mordes nennen muß. Er lebt vom Leben anderer. Ja, das tun heutigen Tages fast alle. Alle tun es, die herzlos und gleichgültig aneinander vorübergehen; denn Teilnahme irgend eines beseelten Wesens ist die Lebensluft, in der wir atmen ... Wo aber Herzlosigkeit das allgemeine Gesetz ist, da wird auch zwischen einzelnen jene Empfindung nie zu der beherzten Freude der Freiheit sich hinaufranken, sondern weichlich und launenhaft bleiben, und so werden wir, von Jugend an, um unser Leben betrogen!"

Wie tief hat dieser Edle der Zeit ins Auge gesehen. Unsere moralischen Gefühle sind verdorrt. Es ist Herbst in unseren Seelen. Eine große Abspannung und Enttäuschung beherrscht uns. Man spricht oft nur noch vor sich hin, weil man sich sagt: Es lohnt nicht. Dies ewige „Es lohnt nicht" zeigt uns das ganze jetzige Getriebe trotz seiner ameisenhaften Geschäftigkeit.

Da muß die Kunst helfen, solange unser Kirchenglaube sich nicht von innen heraus gewaltig erneut. Aber, frage ich weiter, wo nimmt der Künstler heut bei diesem Zerflattern alles Gemeinlebens die Freudigkeit der Ideale her?

Nur aus dem Glauben an eine Macht, die alle Zersplitterung und alle Spaltung überwindet.

In diesem Glauben ist Heinrich von Stein gestorben, für ihn hat er gelebt und gelitten. So wurde ihm sein Weg zur Höhe ein Martyrium, aber die Dornen trieben Rosen um seine Stirn.

Nicht seinen Worten, seinem Wesen laßt uns nachleben, aber jeder voll ernsten Strebens nach seiner Weise:

An Stelle des kategorischen Imperativs eines Kant setze ich diesen: „Erlöse dich selbst, das heißt mache dich mit allen Kräften, die dir zu Gebote stehen, zu einem Abbild von dem Vorbild, das du dir von dir entworfen hast!!"

Erst dann wird wieder eine deutsche Religion und Kultur möglich, nach der die Größten unseres Volkes gerungen haben, ohne sie zu erreichen.

# Von Büchern.

(Fortsetzung.)

Dr. August Forel, der berühmte Psychiater, hat als flammender Verfechter einer neuen Kultur durch Abstinenz bekannt einen Vortrag gehalten, in dem er das Unbeweisbare einer kategorischen, transzendenten Moral zu beweisen sucht und sich als einen Wissenschaftler bekennt, der jenseits verpflichtender religiöser Dogmen steht. Aber eine Moral ist unabweisbar, ihr kann sich der Christ wie der Monist nicht verschließen, nämlich: die christliche: Liebe deinen Nächsten. Und sie in Wirklichkeit umzusetzen ruft er auf. Gewiß eine löbliche Tat. Jedoch können wir uns keineswegs mit diesem Skeptizismus identifizieren. Über aller utilitaristischen, sozialen Moral, der sich der Monist oder der Atheist doch aus wesentlich gröberen Anschauungen heraus widmen zu müssen glauben als der Christ thront eine über allem Wechsel erhabene. Nur ihr Vorhandensein macht es möglich, das wir überhaupt von Moral sprechen, sie heiße, wie sie wolle. Sie ist für den, der sie leugnet ebenso real, wie für den, der sie sucht. So konnte sich der moralischste Denker Immoralist nennen, um ihres Seins willen. Dieses Abtun des prinzipiellen Problems durch eine skeptische Geste verstimmt doppelt, wo man doch fühlt, daß es dem Verfasser ernst um sie ist. — Ich verweise ihn auf den vortrefflichen Aufsatz: Ein Wort zur Ehrenrettung der Moral von Rudolf Eucken. (s. Eucken.) (Vgl. auch meinen oben mitgeteilten: „Kulturgewissen".)

Die Aufsätze über „Nietzsche und die deutsche Kultur" kann ich allen ernstgeistigen Menschen aufs angelegentlichste empfehlen. Sie sind für einen Katholiken von bewunderungswürdiger Objektivität. Daß der Verfasser an einigen Stellen dem Katholiken die wahre Zukunft verheißt, kann nicht verwundern, da diese Arbeiten wahrscheinlich Vorträge waren, die sich an die Zöglinge des Straßburger Priesterseminars richteten, wo der Verfasser lehrt.

Im ersten der beiden Essays „Das Kulturproblem" behandelt Lang zunächst den Nietzsche der ersten Epoche (1870—1876.)

Mit Scharfsinn und klarem Blick erkennt er in der Wissenschaft und in Schopenhauer und Wagner die drei bestimmenden Mächte

im Entwickelungsgang des Philosophen. Er hätte etwas bestimmter darauf hinweisen sollen, daß die beiden ersten ihn wesentlich negativ bestimmten, dagegen Wagner als der Nietzsches heißer Künstlerseele verwandteste ihn nach positiven Zielen streben ließ. — Mit diesen drei Mächten im Bunde zerstörte er den Intellektualismus und den seichten Aufklärungsoptimismus sowie für sich den Kommunismus. Er setzt dafür ein den Voluntarismus, den Pessimismus und — den aristokratischen Individualismus. Voluntarismus und Pessimismus aber waren schon Schopenhauers Eigentum. So gibt er über ihn hinaus zunächst nur in Andeutungen den Individualismus, den ihm übrigens Schopenhauer bereits vorgezeichnet und Wagner vorgelebt hatte. Sein persönliches Eigentum ist nur die ganz bestimmte Fassung des Kulturproblems als solchen, worüber ich im einzelnen im Vorwort zu meinem „Kampf um den neuen Menschen" gehandelt habe.

In dieser schärferen Fassung des Zentralproblems liegt ein immanenter Optimismus beschlossen, der die Überwindung Schopenhauers bereits ahnen läßt. Bedauerlich ist es, daß der Verfasser uns ein Kapitel „Nietzsche und Wagner" vorenthält, dessen Lösung ihm noch ein „psychologisches Rätsel" erscheint. Bei näherer Beschäftigung mit dem einschlägigen Material hätte es sicher aufgehört, Rätsel für ihn zu sein.

Von größter Bedeutung ist, was Lang über den Grundcharakter von Nietzsches Subjektivismus sagt. Es sei zugleich hier im Rahmen dieser der Kunst gewidmeten Blätter eine ernste Mahnung: Lang schreibt (p. 24f.) „Wenn ich nun diese drei (obengenannten) Begriffe auf ihren höchsten Gattungsbegriff zurückführe, in dem sie konvergieren, so stellt sich als allgemeinste Richtung und Tendenz der Begriff der künstlerischen Kultur heraus, welchen Begriff wir so umschreiben können: Nur die Kunst ist imstande, die Menschheit zu retten und ihr neue Lebenskräfte einzuhauchen. Zu diesem Satze wollen wir nun Stellung nehmen.

Wer möchte leugnen, daß die echte Kunst eine veredelnde und kulturelle Macht ist im eminenten Sinne des Wortes? Klassische Kunstperioden sind in der Geschichte eines Volkes ganz gewiß der Gradmesser seiner vitalen Kraft, seiner geistigen Gesundheit und

seines idealen Gehaltes. Wer möchte dies alles in Abrede stellen? Wenn wir trotzdem dem Kulturtheoretiker Nietzsche entgegenzutreten uns veranlaßt sehen, so tun wir es nicht, weil wir vielleicht die Bedeutung der Kunst abschätzig beurteilen, sondern aus dem einfachen Grunde, weil es uns eine verkehrte Anschauung zu sein scheint, wenn man die Kunst zum Ausgangs- und Mittelpunkte des kulturellen Lebens machen will.

Kultur ist nicht nur Einheit des Stils in den Lebensäußerungen des Volkes, Kultur ist nicht bloß Form, sondern Übereinstimmung zwischen Inhalt und Form. Kultur ist die harmonische Entfaltung aller in der menschlichen Natur grundgelegten Anlagen. Kunst ist also nur ein Faktor im Haushalte der Kultur, und noch lange nicht der wichtigste, geschweige denn im ursächlichen Zusammenhange der Kulturerscheinungen der erste. Wahre, edle Kunst setzt schon einen ziemlich hohen Grad von Kultur voraus, denn sie ist die reife Frucht des idealen Strebens und der sittlichen Errungenschaften eines Volkes; Kunst setzt religiöses Leben schon voraus.

Nietzsche hat ganz richtig erkannt, daß eine seelenlose Weltanschauung, wie es der Salonmaterialismus von David Strauß ist, die deutsche Kultur an den Rand des Abgrunds führen müßte. Warum hat er in seiner Kritik das Schwinden der Religion beklagt und in seiner positiven Theorie das religiöse Moment gänzlich vernachlässigt? Ich glaube deshalb, weil ihm der wahre Begriff der Religion abhanden gekommen war und insofern war er ein Kind seiner Zeit, so unzeitgemäß er sich im übrigen auch fühlen mußte."

Und weiter sagt Lang (p. 26): „Von diesem Standpunkt aus gesehen, entpuppt sich also Nietzsches Begriff einer künstlerischen Kultur als eine Utopie, ausgeheckt von einem Geiste, der von den wirklichen Bedürfnissen des praktischen Lebens keine Kenntnis hat. Man muß ein schlechter Kenner des menschlichen Herzens sein, wenn man etwa glaubte, daß künstlerische Genüsse selbst dem Leben eines Geniemenschen à la Schopenhauer einen befriedigenden und über die Leiden des Daseins hinwegtäuschenden Inhalt zu verleihen imstande seien. Man

muß vergessen, das qualvolle Ringen einer von Gott abgewendeten Seele, jenes Ringen, das der heilige Augustin so wahr und so schön geschildert: Inquietum cor meum, donec quiescat in te! Man muß vergessen, daß die Augenblicke, wo selbst der von der Glückssonne Beschienene den edleren Genüssen der Kunst sich hingeben kann, nur Ruhepausen sind, wie Nietzsche selbst sich ausdrückt. Wer hält aber den Kunstjünger aufrecht in den Stunden, wo im Herzen der Kampf der Leidenschaften tobt? (Mit der eitlen Selbstbewußtheit werden sich manche herausreden. A. d. R.) Die Kunst allein, abgelöst von ihrem wahren Mutterboden, der Religion, kann die Sehnsucht des Herzens nach Friede und Glück nur noch steigern, aber keineswegs befriedigen.

Seien wir also ehrlich und treiben wir keinen Spott mit den heiligsten Gütern der Menschheit. Oder ist es nicht ein Hohn auf die Menschheit, wenn Nietzsche der heutigen Gesellschaft zumutet, sich willig aufzuopfern für das Wohl einiger auserlesener Aristokraten, denen allein eine Befreiung von den Leiden des irdischen Daseins in Aussicht gestellt wird? Das sind nicht bloß Utopieen, sondern Ungeheuerlichkeiten. Was Nietzsche unter Religion versteht, ist selbstgewollte Täuschung."

Was verstand aber Nietzsche darunter und wie haben seine „Jünger" sein Evangelium erweitert? Davon gibt uns das ausgezeichnete zweite Essay Langs ein völlig klares Bild: „Darwin und Nietzsche."

Mögen Dinge noch so weit von einander entfernt scheinen, menschliche Grübelei wird sie durch eine Brücke verbinden und wäre sie auch nur aus Trug und Täuschung.

Die Brücke zwischen diesen beiden Antagonisten stärksten Grades hat vor neun Jahren Dr. Alexander Tille in seinem Buch: „Von Darwin bis Nietzsche" geschlagen. Wir kommen hiermit zu dem Nietzsche der dritten Epoche, zum Dichter des „Zarathustra", zum „Antichrist".

Erst 1873 kam Darwin in der „Abstammung des Menschen" zu dem Schluß, daß der Mensch in gerader Linie von der Larve der Ascidia abstamme. Vorher hatte er noch sogar vom „Schöpfer" gesprochen. Erst von diesem Augenblick war das Problem der

Höherbildung und damit die Frage nach der Möglichkeit einer Weiterentwickelung des Menschen gegeben. Darwin selbst hat sich über diese „Höherzüchtung" des Menschen als besonnener Wissenschaftler recht wenig vertrauensvoll geäußert. Und mit ihm blieb die darwinistische Schule beim Menschen stehen, bis Mitte der achtziger Jahre Nietzsches orgiastisches „Zarathustra"-Buch diese Frage ins Rollen brachte. Lang betrachtet dann scharfsinnig das allmähliche psychologische Entstehen des Übermenschenbegriffs — denn mehr als ein Begriff ist er doch ebensowenig, wie der Darwinismus mehr als Hypothese. Aber der Begriff wird Nietzsche selbst nicht klar. Einmal ist es Nietzsche um eine höhere Art, ein anderes Mal nur um einen neuen Adel zu tun. Und gemäß der allmählich immer größer werdenden seelischen Verirrung dieses „eingebildeten Prometheus" werden schließlich beide Ideen unentwirrbar durcheinander geworfen. Dabei ist es der Darwinismus selbst, der ihn durch seine unkonsequente Übernahme christlicher Ethik immer mehr verwirrt.

Aber wo er sich den darwinistischen Übermenschen rein nach seinen materialistischen Voraussetzungen entwirft, da wird dieser assyrische Kraftmeier zur Fratze jeder menschlichen Kultur.

Sodann faßt Lang den Gegensatz von Nietzsche und der Sozialdemokratie ins Auge. Es ist fraglos, daß die letztere sich den Darwinismus voll aneignete und sich stets auf ihn als Stütze ihres „wissenschaftlichen" Gebäudes beruft. Aber auch ihr Todfeind Nietzsche beruft sich auf Darwin und der Konsequenz nach mit jedenfalls mehr Recht. Bebel hat sich aus dem Dilemma zu ziehen gesucht, indem er zu argumentieren sucht: „daß (nach Eintritt des Zukunftsstaates in Wirklichkeit — nun, das ließe sich ja bei den momentanen Zuständen vielleicht noch auf seine Richtigkeit erproben, so wenig wir es hoffen und so unwünschenswert es wäre) der Gedanke an Herrschaft „über andere gar keinen Platz mehr in einem Gehirn finden würde"!!! Die Albernheit einer solchen Behauptung hat der Parteitag in Dresden ein für allemal aufs schlagendste bewiesen.

Aber objektiv betrachtet sinken auch die Träume Nietzsches wie absurde Fieberphantasieen hin vor den Gegenbeweisen der Empirie.

So weit die Ethnologie zurückgeht, immer findet sie verschiedene Menschenrassen, nie aber neue Arten.

Was aber vor allem Erforschlichen liegt, ist ein Reich der Dämmerung, wo nun der neue Aberglaube, der darwinistische, sein Unwesen treibt.

Die Beweise, die Lang von ernsten Forschern dagegen anführt, hier zu zitieren würde zu weit führen.

Auch ist Atheismus nie als Eigentümlichkeit eines Stammes nachzuweisen gewesen, sondern nahezu überall und immer sind Menschen von religiösen Vorstellungen, wenn auch niederster Art, geleitet befunden.

Der Darwinismus legt ein viel zu großes Gewicht auf die Entwickelung des Körperlichen. Und wenn ihm auch eine enorme Wichtigkeit zuerkannt werden muß, so kann doch dabei nicht stehen geblieben werden. Wäre rein körperliche Vortrefflichkeit die Grundlage eines höheren Geisteslebens, so würden, wie Lang argumentiert, und zwar mit Recht, weder Kant noch Darwin noch Schiller möglich gewesen sein.

Zum Schluß sagt Lang (p. 57f.): „Blicken wir auf die Kulturarbeit der letzten Jahrhunderte zurück, so könnte man einen Augenblick versucht sein, im Bewußtsein unserer Superiorität den Stab zu brechen über die früheren Jahrhunderte und uns groß zu dünken, weil wir es „so herrlich weit gebracht" haben. Dennoch glaube ich, daß wir an dieses Überlegenheitsgefühl nicht allzu hohe sanguinische Hoffnungen knüpfen dürfen. Und warum nicht?

Auf dem Gebiete des materiellen Wissens und Könnens freilich steht das neunzehnte Jahrhundert unerreicht da mit einer bis ins Größte und Kleinste ausgebildeten Technik, mit einem reich fundamentierten Naturwissen, von dem sich frühere Jahrhunderte kaum im Traum etwas Ähnliches vorzustellen wagten. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird das zwanzigste Jahrhundert den eröffneten Siegeszug noch in großartigerem Maßstabe fortsetzen und eine Errungenschaft an die andere reihen. (?) Aber in einem Punkte sind wir gewaltig zurückgegangen; wir sind arm geworden an sittlichem Fonds. Das ist eine allgemeine Klage, und sie ist nur zu sehr begründet. Wer mit offenem Blicke ins

moderne Leben hinausschaut und ein Verständnis hat für die wahre Größe des Menschen und die Faktoren der kulturellen Entwickelung, der wird den Mangel und das Schwinden der sittlichen Charaktere auf das tiefste beklagen und darum seine Hoffnungen auf die Zukunft nicht allzuhoch spannen. (cf. du Bois-Reymond, Kultur und Naturwissenschaft in „Gesammelte Reden und Aufsätze".)

Wie in der Geschichte eines jeden einzelnen Menschen Perioden des aufstrebenden und absterbenden Lebens aufeinander folgen, so auch im Leben der Völker. Die Nationen kommen und gehen wie gerufen von der Vorsehung Gottes; (cf. Strindberg, „Der innere Sinn der Weltgeschichte") sie erfüllen einige Zeit lang den Erdkreis mit dem Glanze ihres Namens, sind bald der Stolz, bald der Schrecken ihrer Nachbarn; wenn aber ihre Stunde geschlagen hat, wenn sie ihre providentielle Aufgabe gelöst haben, so treten sie von der Weltbühne und interessieren nur noch den Kulturhistoriker, der aus ihren hinterlassenen Erzeugnissen die Gesetze des geistigen Wachstums und Siechtums der Volksseele zu eruieren sucht.

Durch die großen Handelsstraßen, die der moderne Verkehr erschlossen, ist die Bedeutung der Nation in der Kulturgeschichte etwas zurückgetreten: die Nation hat sich zur Menschheit erweitert. Aber trotz des kosmopolitischen Charakters der modernen Kultur ist und bleibt die Menschheit als Ganzes ein Abstraktum, und auch fürderhin wird die Kulturentwickelung an die Nation gebunden bleiben. Daraus folgt, daß der mögliche Kulturfortschritt den Menschen nicht wesentlich heben wird, und daß das Gesamtbild der Menschheit, sagen wir nach 1000 oder 2000 Jahren, im großen und ganzen nicht wesentlich verschieden sein wird von demjenigen, welches uns die heutige Menschheit darbietet. Einen Übermenschen (Gottmenschen!!) im Darwin-Nietzscheschen Sinne wird es ebenso wenig geben, als die heutige Kultur im Vergleiche zu den antiken Kulturen einen solchen aufzuweisen hat.

Überlassen wir also das Suchen und Sehnen nach dem Übermenschen den Dichtern und Phantasten, und sorgen wir dafür, daß die heutige Kultur nicht in Barbarei umschlage. Mit

diesen prächtigen Worten Langs wollen wir die etwas längere Besprechung über sein Werk schließen, die nur darum so lang wurde, weil es notwendig war, selbst auf diese unfruchtbaren Harlekinaden einiger Toren einzugehen, die aus frecher geistiger Überhebung ihr kleines Ich an die Stelle setzen, die einem schöpferischen Geist gebührt, vor dem sie nicht mehr wie eine geblähte Mücke sind!

Einen Gegensatz zu diesen scharfen und kritischen Ausführungen bilden die „Gesammelten Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung" von Rudolf Eucken. Eucken ist bekannter Professor in Jena, er bildet neben Liebmann und Häckel die dritte geistige Großmacht an der berühmten Universität. Sein Name wurde weiten Kreisen bekannt, nachdem er in seinem „Kampf um einen geistigen Lebensinhalt" 1896 und vor zwei Jahren im „Wahrheitsgehalt der Religion" mit beredten Worten sich zum Verfechter einer Geisteskultur gegen den immer mächtiger nach außen vordringenden Materialismus erhoben hatte.

Eucken ist Idealist im besten Sien des Wortes. Er stellt sich in feiner Zurückhaltung zwischen die Extreme und sucht den Wahrheitsgehalt ihrer Standpunkte in einer wohldurchdachten Synthese zu vereinigen. Dabei ist er aber keineswegs Eklektiker, der wahllos das Unvereinbarste ineinander schachtelt und sich nun etwas Großes zu sein dünkt. Überhaupt ist Euckens vornehme Bescheidenheit besonders wohltuend, nie drängt er fanatisch seine „Wahrheiten" auf, er sucht nur durch die Vernunft zu überzeugen. Schroffe Polemik ist ihm fremd. Er läßt mit Goethe jedem „seine Wahrheit". Aber dabei ist er nie schwächlich. Mit männlichem Wahrheitsmut wirft er sich, wo es not tut, in den Geisteskampf und zwar ist er stets auf der Seite zu finden, der seiner Meinung nach das Recht gebührt. So hat er ebenso für die Integrität der kleineren Nationen eine unbedingte humane Anerkennung, wie er tapfer der Moral als solcher zu Hilfe kommt, indem er ihre Notwendigkeit auch von allen sozialen Bedingungen losgelöst verficht und wie er der Moral Anerkennung zu erkämpfen sucht, so auch der Religion. Namentlich der zweite Aufsatz über dies Problem sei allen ernsten Menschen empfohlen. Selten sind in heutiger Zeit von einem Philosophen so verständnisvolle, warme Anerkennungsworte über den ganz außer Frage stehenden

Wert des Religiösen gesprochen worden, als von Eucken. Unbeirrt durch die Mode ästhetischer Marktschreier sieht er bei aller Verdammung utilitaristischer Beimengung den Kern der Sache und hütet sich wohl, „Religion" mit Religion zu verwechseln.

Aber neben diesen größeren Abhandlungen über brennende Fragen finden sich auch rein resumierende oder liebevoll gezeichnete biographische Aufsätze. So ist „Goethe und die Philosophie" in seiner abgerundeten, stilvollen Zeichnung eines allumfassenden synthetischen Geistes ebenso aus Euckens Seele geschrieben als sein Hinweis auf „Fichte und die Aufgaben unserer Zeit", in dem er die starken Schwächen einer seelisch degenerierten Gegenwart aufdeckt und ihr ein regeneratorisches Ideal vor Augen führt. Aber auch da, wo es sich um geringfügigere Stoffe handelt, weiß er stets den rechten Ton zu treffen. Er läßt auch dem „kleinen Mann" seinen Wert, der durch die Wärme seiner Darstellung noch erhöht wird. So ist der Grundkern dieser schönen Sammlung Liebe, Wärme, Menschlichkeit. Aber keineswegs Schwäche und Augenzudrücken.

Das Weihnachtsfest ist wieder vor der Tür. Möchte doch allen der rechte Festgeist erwachen: steigt hinab in die Tiefen eures Lebens, seht, wie viel von eurem Innenleben noch heil und ganz ist und heilt die Wunden. Reinigt euch. Und wenn ihr die rechte Liebe in euch fühlt, dann geht in das neue Jahr bereit in Demut vor Gott, im Glauben an ein Unzerstörbares im Menschen und in euch, jeder nach seinem Teil mitzuarbeiten an einer moralischen Regeneration der Zeit. Die Aufgaben scheinen unüberwindlich, aber wenn der nötige Ernst nicht fehlt, wird es auch nicht fehlen am Gelingen.

Erst dann dürfen wir hoffen auf eine neue Blüte idealer Kräfte und auf ein höheres, größeres, freieres Leben im Licht!

# Alexander.

Dialog von Heinrich von Stein.

In Alexanders Lager am Jaxartes. Das Zelt des Königs; im Mittelgrunde sein Standbild, rechts ein Thron, daneben der Eingang eines inneren Zeltgemachs, links und im Hintergrunde Ausgänge.

Befehlshaber, deren verschiedene Tracht die Makedonier, Hellenen und Perser erkennen läßt. Kallisthenes, Hephästion und Gefolge.

**Alexander**

(tritt mit schnellen Schritten von rechts her ein und winkt mit einer heftigen Bewegung die Offiziere zur Seite, welche sich ihm, unter ehrfurchtsvollen Begrüßungen und seine Befehle erwartend, genähert haben).

Vom Aufbruch will ich heute nicht hören. Ich bin nicht heiter. Ich wollte, ich läge bei Korinth in der Sonne und wäre heiterer.

**Kallisthenes** (nach einer Pause der Bestürzung).

Soll eines Philosophen ernst bewährte Gesinnung nun hier, launenhaft, den bedeutungsvollsten Morgen stören? Mich dünkt, König Alexander, du habest schon als Knabe vielmehr alle diese Erregungen des Augenblickes in Eine große Leidenschaft verwandelt; wer eines Aristoteles kräftige, reiche Gedanken lebte, braucht, ob er schon König ist, den Diogenes nicht zu beneiden.

**Alexander.**

Wäre ich Philosoph geblieben, so hätte ich die Welt nicht erobert, wäre nie an diese Grenze der bewohnten Erde gelangt, und würde jene andere nie erreichen. Aber du hast wohl Recht, ich habe einst besser, als du heute, philosophiert.

Fürchte, Hephästion, den Hades und die Unterirdischen. Am Tage kann es mir nichts anhaben, so sucht es mich in Träumen heim. — Opfert für das Leben des Kleitos! Ich sah ihn heute Nacht unter den toten Söhnen des hingerichteten Parmenion sitzen — es war ein banger Traum.

(Aristandros, der Magier, tritt auf. Alle weichen ehrerbietig vor ihm zur Seite.)

Was sagen die Götter, Aristander? — Beuge dich zur Erde, Kallisthenes: dieses Mannes Mund verkündet der Götter Rede.

### Aristandros.

Bangend berichte ich das Zeichen, welches sie gaben. Denn vergebens drang heute das geweihte Messer in den Leib des geopferten Tieres; anstatt des heiligen Herzens, durch welches die Götter reden, erschloß es eine leere Knochenhöhle.

### Alexander.

Opfert für das Leben des Kleitos! Furchtbares Zeichen! Schweige mir von den Göttern, Aristander!

### Hephästion.

Wir wollen unserem Freunde Kleitos sagen, daß du ihn heute beim Mahle nicht sehen willst, und daß er den Tag im Tempel und Gottesdiensten verbringe.

### Alexander.

Tue das, du Lieber. Und nach dem Mahle, sogleich nach dem Mahle bereiten wir selbst ein Brandopfer für ihn zur Nacht, dem Zeus und Hades. — O, es war ein Anblick, vor welchem ich im Traume erschrak: das bleiche Antlitz, die Augen starr auf mich gerichtet, und die Arme schlaff herabgesunken; das alles, was mir einmal, am Granikus, recht zum Heile, recht wie ein Glanz vom Himmel erschienen ist.

### Kallisthenes.

So bist du, König des Tages, denn Sklave zur Nacht und fürchtest die Schatten? O Held, dein Herz erfreue sich an meinem freien Wort: nur die schwache Seele horcht auf Seherweisheit, dein hoher Sinn sei der Götter gewiß.

(Alexander hat ihn nicht gehört, sondern das Zelt nach links durchschritten, dort den Zeltvorhang aufgeschlagen und blickt in die Landschaft hinaus. Unterdessen leert sich das Zelt.)

### Hephästion.

Wie sollte ich nicht wünschen, er hörte dich. Wohl bangt auch mir um dies düstre Versagen des uns in dieser Öde hier neu belebenden, längst bedachten, längst verhießenen Zuges. Kleitos mag mit seinen graubärtigen Makedoniern den Tag festlich begehen, ob

auch der König vielmehr für ihn fürchte, denn sie wünschen ja Ruhe, wünschen die Heimkehr.

**Kallisthenes.**

Und sehen wir, wie sich seines zügellosen Willens so angstvolles Zaudern bemächtigt, so mußt du noch gar jenen Alten Recht lassen; denn wahrlich kehrte dann ein solcher König besser heim.

**Aristander.**

Dein Fürwitz drängt sich in des Königs und der Götter Rat.

**Kallisthenes.**

Der fromme Priester, der den König vor den Göttern nennt! Mit minderem Heucheln hoffe ich freilich ihn zu beraten.

**Aristander.**

Er ist ein Gott; ich sagte recht, du aber lästerst die Götter in ihm.

**Hephästion.**

Mein göttlicher Alexander, der Anbetung von diesem und jenem dulden muß! — Wohl schulden wir ihm vor allem Gehorsam und Treue, alle, vom ältesten Makedonier bis zu dem Kinde im Schoß der Perserin. Wem aber Liebe im Herzen wohnt, der kennt ihn besser, als der scheue Knecht, sorgt sich um seine Taten, und sorgt, daß solch ein Tag zu heiterem Abend dennoch vorübergehe. (Er wendet sich zu Alexander.) Du wollest heute, mein König, den würdigen, greisen Dichter Demaratos aus Korinth empfangen, der dir zu huldigen begehrt. So lüften wir des Tages Last, und schaffen frohen Mut zu einem munteren Mahle!

**Alexander.**

Ach, Freund, mir sind Muskeln und Sehnen vom Unmut zerdehnt. Wohl, rüstet das Mahl! Doch zuvor komm und wette um den ersten Diskuswurf mit mir! (In die Landschaft hinausweisend.) Sieh, wie sie dort streiten, merk' auf, ob ich sie überwinde. (Er wirft das Gewand ab und eilt hinaus.)

**Kallisthenes.**

Ein Duft strömt um uns, wie seine Glieder sich regen.

**Hephästion.**

Er strömt von seinem Leib. Asiatischer Purpur und Myrrhengerüche stehlen ihm seine Schönheit, und man schilt ihn eitel ob so neidischer Pracht!

**Alexander** (hinter der Szene).

Was, weiter als der meine? Hephästion, du gewannst! Zagst du, dein Glück auch selber im Wurf zu erproben? (Hephästion folgt seinem Ruf.)

**Einer aus dem Gefolge.**

Seht, wie der König das Ziel ermessend, und tief aufatmend steht, und die Wurfbahn ausforscht mit lachenden Augen.

**Kallisthenes.**

Sein Lockenhaupt sinkt ihm ein wenig zur linken Schulter herab, als umfinge ihn ein schmeichelndes Sinnen. Ich sah schon Könige, die ahmten dies nach, um König zu scheinen.

**Ein Anderer.**

Saht ihr den Wurf? Nun keucht Hephästion, daß er ihn erreiche.

**Alexander** (noch hinter der Szene, lachend).

Nun, das schlug fehl. Sieh, wo die Scheibe hinflog, weitab der Bahn, ich muß dich schelten! (Er kehrt mit Hephästion von links her zurück; zu einem Diener.) Zu lange schon ließ ich den greisen Demaratos warten. (Zu Hephästion.) Nein, auch ihn will ich nicht entbehren, meinen starken Freund. Droht ihm dieser Tag, so droht dessen Düster auch mir; und meinem Unheil verstand er einstens so zu wehren, daß ich ihm nun immerfort vertrauen will. Rufe Kleitos! — Müht dich das? Neidest du ihn? Geizest du mit meiner Liebe — du irrst, wann gab ich sie dir?

**Hephästion.**

Schilt nicht den Schatten, der meine Mienen überflog — Was sorge ich denn? Lächelst du, wenn ich dir diene, so lebte ich übergenug durch diesen einzigen Dienst! (Ab.)

(Durch den weitgeöffneten Haupteingang, links von dem Standbild, tritt, unter erneutem Andrange von Heerführern und Gefolge, der Greis Demaratos ein, von einem Knaben geführt. Alexander sitzt zu Throne; in seinen Anblick verloren, hält jener, nahe dem Eingange, inne.)

**Demaratos.**

Helden von Marathon,
Mächtiges hehres Geschlecht,
Ihr toten Helden von Hellas!
Und du See, die Salamis umwogt —
Euer Sieg ward wahr,
Ein seliges Grab —
Und die klare Meerflut betrog euch nicht,
Die Wellen des Sieges, sie logen euch nicht.
Evoe!
Heilige Hellas,
Blume des Weltentraumes,
Zum Ruhme erblüht!

Heimat! Ihr Berge und Tal,
Eng und innig begrenzt,
Du innig-einige Hellas!
Und vor weiter Pracht des fernen Wegs,
Glaubte Xerxes dich klein,
Die ewig du bist. —
Nun Heil auch den Gräbern des Trauertags,
Chäroneas Tote segne ich nun.
Evoe!
Heilige Hellas,
Blume des Weltentraumes,
Zum Ruhme erblüht.

Helden! Erwacht und ersteht,
Sehet und wisset den Sieg
Der sterbend siegreichen Hellas!
Und mein Auge, das um alle weint,
Deren Auge erlosch,
Ehe diesen es sah,
Alexander, König an Xerxes Statt,
Erschaut sich ewige Jugend darin.
Evoe!

Sohn von Hellas,
Rächer der Muttererde,
Vom Ruhme umstrahlt!

Alexander.

Geister der Helden! In mir
Siegt ihr, starbet für mich —
O segne mich, heilige Hellas!
Und du hehres Bangen tief in mir,
Dem am Tage des Siegs,
Mein Opfer geweiht —
Schrecknis der Größe, verschone mich nicht,
Verschone im Mittag des Ruhmes mich nicht!
Evoe!
Zeus, mein Vater,
Schenke mir Schlachtensterben,
Im Siege ein Grab. —

Demaratos.

Soll ich zu diesem reden? Ich vermag es nicht. Ich will seinem Bilde opfern. Und tue gleich mir, wem die Götter seinen Anblick gönnten, wie mir.

(Er entzündet Weihrauch vor dem Standbild des Alexander. Dieser erhebt sich, umarmt ihn und führt ihn zur Rechten seines Thrones. — Hierauf opfert Aristander; Alexander führt ihn zu seiner Linken.)

Alexander.

Ob du der Götter Zorn oder Güte kündest, dies Bild wird stets dir lächeln, du heiliger Mann, und allen Aufrichtigen deines Stammes.

(Nun drängt das Gefolge herzu. Sie opfern und gehen dann zum Throne, um Alexanders Begrüßung zu empfangen. Man hört einen der Hellenen ausrufen:)

Ein Hellene.

Dionysos nahm die Kraft des Ares und die Geistesschöne Apollons, da wurde er Alexander, und Asien umjubelt seinen bacchantischen Zug.

**Alexander.**

Du durftest schweigend opfern. Laß Dionysos und Apollon ihren Sitzen im Olymp, daß sie uns gnädig seien.

(Einige Makedonier gehen gesenkten Hauptes am Opfer vorbei und nähern sich dem Throne.)

**Ein Perser** (leise zu Aristander).

Du tust Unrecht, ihn dessen nicht zu mahnen.

**Aristander** (zum Könige).

Heißt es nicht deiner Ehre spotten —

**Alexander**

(der es bemerkt hat und jener Huldigung unmutig abwehrt).

Still doch von ihnen! Redliche Männer, die für mich reden und handeln, und nur die freundliche Miene, damit sie meinen Tag erfreuen könnten, ihrer Grämlichkeit nicht abzwingen können.

(Inzwischen ist Hephästion wieder eingetreten, er eilt mit strahlenden Augen zu dem Standbild, fällt vor demselben nieder, und opfert als der letzte. — Alexander ist aufgestanden, umarmt und küßt ihn.)

**Alexander.**

Du liebst mich! Und sieh — von diesen, von uns allen, du bist der Glücklichste von ihnen. Kommt Kleitos?

**Hephästion.**

Ja, Herr.

**Alexander.**

Nun bereitet unserem Gaste das Bad, und uns hierselbst ein festliches Mahl. Ihr alle seid geladen, und wir durchleben froh den Tag — (leiser) der schwer begann, den ich zu Ende wünschte.

(Einige gehen mit Demaratos ab; andere verweilen im Hintergrunde, während man die Tafel und Sitze aufstellt und bereitet. — Alexander ist mit Aristander, Kallisthenes und Hephästion in den Vordergrund getreten; zu ihnen.)

**Kleitos.**

Von einem Opfer ward ich gerufen, vom Antlitz der Götter hergerufen: man opferte auch hier.

**Aristander** (dem sich zugleich ein Priester genähert hat).

Du nahest uns, von düstern Zeichen abermals bedroht. Denn als du das Opfer unvollendet verlassen, folgten dir, eben geschah

es, — der Götter Eigen, die Lämmer, welche man schon zum Schlachten bekränzte; ängstlich blökend flohen sie von der Götter Antlitz, die ihrer begehren, zu dir, als stünde dein Wille wider die Götter, und sie verwürfen deine Opfergabe.

### Alexander

(hat sich, tief erschrocken, abgewandt; — langes Schweigen. Er entschließt sich, geht auf Kleitos zu, und ergreift seine Hand).

Kleitos, mir bangt um dich. Ich dachte dich darum heute von meinem Antlitz zu bannen, daß du einsam im Heiligtume das heitere Morgen herabflehen mögest. Doch wich mein Schauder vielmehr der Freundschaft, die mir gebot, dich zu mir zu rufen. Sicherer nun durch deine Nähe, du meines Lebens erprobter Freund, fühle ich, wie im tiefsten Grunde unsere Geschicke geheimnisvoll sich verketten. Und so deute ich das Opfer dieses Ortes, welches du nicht teiltest, zum Glücke wider jenes, das dir mißlang.

### Kleitos.

Ich glaube deiner Deutung: sie gewähre Gunst dem, was ich dir zu sagen komme. Denn wenn bange Träume meines Fürsten Erwachen betrüben durften, so meine ich vielmehr, Wahrheit habe aus ihnen ernst, doch keineswegs unselig und drohend, zu dir gesprochen. Auch erreichte der Traum bereits zu unserem Heile, was taghellen Rat nimmer von dir errang: den Aufschub des indischen Zuges, und dies bedeutete er. Die Toten, welche du im Traume gesehen, waren mir Freund. Wir, deine Freunde, warnten dich oft vor diesem Beginnen, was doch einzig dich jetzt erfüllt; so sagte denn der stumme Kleitos im Traume deiner Seele, was er einem solchen Wagnis auch des Tages stets entgegnen wird. Sei uns ein König des Friedens durch diesen Traum, von diesem Tage an; vergiß die Fernen, Indien und Enden der Welt. Zürntest du jenen als Verrätern und hast sie gerichtet — ihres Verrats glaubst du mich nicht mitschuldig, wie überlebte ich sonst: so zürne auch nicht, daß in dem, was sie Gutes meinten, dein Traum mich ihnen noch einmal vereint hat.

### Alexander.

Ließest du doch meinen liebsten Gedanken mir heute ungenannt.

Willst du sie lenken, meine Geschicke? Wohl kam mir selbst ein Zweifel an, ob mir noch Mut und Lust der Tat geschenkt sei, so trübe gemahnt mich dieser Tag —

### Kleitos.

So weichst du mir aus, wie dem unzeitigen Schwätzer, und siehst mich doch tief bewegt. Nein, zweifle nicht, daß dieser Morgen mit seinem Zaudern und Verzagen dir zum Heile anbrach. Ich sah die Mienen der Männer, als sie von diesem Zaudern vernahmen — ich weiß, warum ich dich mahnen muß: zieh nicht nach Indien.

### Alexander.

Hörtet ihr auch schon dem Alexander drohen, hörtet ihr's je vor heute? Er sagt mir, daß durch seinen Mund die Makedonier zu mir reden, ja, was gilt's, auch wohl das ganze Heer — so will ich ihm dennoch nichts erwidern. — Seht, unser hellenischer Greis! Tafel und Mahl sind bereitet. Laß dir's bei uns gefallen, Demaratos!

(Die Tafel nimmt den Mittelgrund ein. Zu Füßen seines Standbildes sitzt Alexander; rechts von ihm Demaratos und weiterhin die Makedonier; links Aristander, Perser und Hellenen.)

### Alexander

(zu Demaratos, nachdem man sich zum Mahle gelagert hat).

Du hast auch diese meine neuen Freunde, (auf Aristander weisend) welche ihr nicht mehr Barbaren nennen sollt, dir herzlich gewonnen, mein würdiger Freund. Das ist, was mir beschieden ward, mehr als daß ich es erwirkt hätte, und innig mich erfreut, daß sich von meiner Art und Neigung selbsteigne Neigung zu hellenischer Art in alle diese Lande ergießt. Wohl ist das mehr, als ich erobern und erkämpfen kann. Und wäre es auch nur ein Schein, der mit mir verschwände, so ist es doch ein freundlicher Schein, den ich lieb habe; es ist ein Siegespreis, diese warme wundervolle Eintracht, den ich wohl begehrte, und an welchem ich mich nun erfreuen mag.

### Demaratos.

Du sagst das Größeste von dir, wenn du am schlichtesten und wahrsten redest, glücklicher Held. Wohl begrüßen wir nun euch Perser in neu gewonnener Eintracht, keiner des andern Knecht, und

nur zu unserem wahren Wohl von diesem einzigen besiegt, ihm untertan.

**Alexander.**

Rauheren Mienen möchte dein Blick eher nach dorthin begegnen. (Nach rechts weisend.) Du kennst sie, meine makedonischen Genossen. Halbgötter ihr Hellenen, und Menschen diese meine Orientalen; so muß ich die trefflichen Makedonier vielmehr überstarken, kaum gezähmten Tieren der Wildnis vergleichen.

**Kleitos** (zu seinen Nachbarn).

Es beliebt dem König heute nicht, Antwort zu geben oder zu hören. Sonst bäte ich ihn wohl, laut und zu uns allen also zu reden, zu freien Männern, ja zu Kriegsmannen: was Wunder würde er für Antwort da vernehmen — ihr Götter meiner Heimat lehrt mich schweigen!

**Alexander** (zu Demaratos).

Da hörst du eine von den rauhen Stimmen: sagt' ich zu viel? — Nun, einer von den Persern, du Aristander, lobe du einmal die Makedonier reichlich und laut, uns allen zur Freude. Ein guter Spruch für Makedonien!

**Aristander.**

Makedonien ist die Mutter, welcher man über ihrem Sohne vergißt. Makedonien ist wie ein edles Weib; kein Königreich in aller Welt mochte dem Philipp und seinem Ruhme sich vergleichen: herrliche Freier und Freunde, herrlich ward sie vermählt. Nun ehret die Wittwe, um ihres Gemahles willen, mehr noch um ihres Sohnes willen —

**Alexander** (unterbrechend).

Die Sache, welche du singen willst, eilt deinen Worten weit voraus; du konntest mich aus dem Spiele lassen und mehr zu Jener eigenem Ruhme sagen. Muß ich euren Witz wecken? So tadle sie denn, Kallisthenes, besser, als unser ernster Freund sie lobte!

**Kallisthenes.**

Mit wenig Worten und ohne Bilder. Wir Hellenen haben dich verstanden, die Perser haben von dir gelernt, aber die Makedonier sind geblieben, die sie vordem waren. Deshalb haben

Hellenen deine Schlachten gewonnen, gerade wie auch Hellenen dir bei Arbela am tapfersten widerstanden. Und deine grauen Makedonier sind es, welche jetzt stets, nach Thrakien und Gedrosien, mit einer Niederlage heim kommen, und darum auch hier das Hauptheer heimwärts wenden und nicht nach Indien ziehen wollen.

(Die Makedonier regen sich.)

**Alexander** (nach ihnen hin).

Die lautere Wahrheit! (Zu Kallisthenes.) Wie sprichst du doch erregt, fast wie ein Feind, so gut du auch begannst.

**Kleitos**

(dessen stummer Unmut inzwischen immer düsterer geworden ist, bricht jetzt, vom Weine erhitzt, heftig aus).

Ja, Alexander wird den nicht schelten, der so begann. Ihn trifft es nicht, und wir ertragen es, daß uns an unseres Königs Tafel Schande geschieht.

**Alexander**

(gleichfalls im höchsten, aber schnell bekämpften Zorne).

Mir das? Schande! — Heißt ihn doch schweigen!

Ich versah es, Demaratos; wir schuldeten dir ein fröhlicheres Mahl.

**Kleitos.**

Und Schmach und Schande abermals! Zu machen, daß man uns lästre, vor diesen Barbaren, vor diesem Fremdling. Die von Korinth, die kannte ich einst als Knechte, ich, der ich Griechenland besiegt, ehe du dein erstes Kinderspiel ersannst.

**Alexander.**

Du trotzest mir heute, Kleitos, weil du gesehen hast, wie sehr ich dich liebe, und ahnst nicht, wie bitter und tief mich solcher Trotz verdrießt. Du weißt, daß nicht aus Übermut, sondern um des Mutes zu neuen Taten willen ich von Eurem Alter und alten Tagen nicht hören mag: wir schaffen an einem neuen Tag!

**Kleitos.**

So sagte auch jenes arge Lob, weit ärger als der Tadel nachher, und zerriß mir das Herz. Der Mutter vergessen! Der

neue Tag des goldenen Morgens vergessen! Vergiß es, Alexander, daß du ohne Philipps Siege ein machtloser Säugling gewesen.

### Alexander.

Von denen zu hören, mich schon als Knaben ekelte; denn er verdarb mir die Siege, welche er mir zu schenken schien, und stahl sie meinem Ruhm.

### Kleitos.

Ein schlimmes Wort, ein Wort, das mich schaudern macht; denn es ist mehr als Vergessen, es ist Haß. Du haßtest deinen Vater, und bekennst es nun? Du hättest es zu bekennen nicht gewagt in jenen Tagen, als Philipp starb, und man nicht wußte, wie ihn der Mörder so wohl gefunden, so wohl getroffen — man wußte nicht, wie er entkam, der Mörder — man sagte —

### Alexander.

Ich wußte um Philipps Tod; sehr wohl mahnest du mich; der meiner Mutter Ehre rächte, dem Mörder wehrte ich nicht.

### Kleitos.

So vergebe mir Philipps Geist die Tat, um welche du mich liebst. Am Granikos — der Göttersohn, dem Spidridathes den Helm zerhieb, wie sterblich schien er mir da! Allzusterblich, o Alexander, hinderte ich nicht, vergieb es mir, mein gemordeter König — eines Vatermordes Sühne.

### Alexander.

Und so vergaß ich es, — heillos redetest du. Ich liebte dich nicht um die Tat, die als du sie tatest, ein Schurke nur zaudern konnte zu tun. Doch hüte dich nun! All diese Anderen hier hören dich an, allein um den Ruhm, den du dir damals erwarbst. Das ist nun verlöscht und vernichtet. Und bald werden sie Aufruhr nennen und frechen Verrat, was uns bisher ein freies Wort erschien.

### Kleitos.

Verräter, gewißlich, wir alle, wir Makedonier, die wir verraten, daß du des Philipp Sohn und ein Mensch, wir sind Verräter, weil wir dich werden sahen, und nun auch sehen, was aus dir ward!

**Aristander.**

Schweig, Elender!

**Krater** (Makedonier).

Unsinniger, zähme dich doch; deine Zunge ist unser aller Verderben.

**Alexander** (sehr bleich).

Rede, was ward aus mir? Rate mir, daß ich mich bess're!

**Kleitos.**

Glücklich muß ich meine Freunde preisen, die für dich kämpften und durch dich starben — sie haben Ruhm und Ruhe — uns ist nun Beides versagt. Man schmäht uns, die wir unsere Pflicht getan — das lehret euch noch nicht? Ihr seht nicht, was der neue Göttertag bedeutet? Ihr glaubt mir nicht, daß an seines ungemessenen Wahnes Kriegeswagen wir angeschmiedet sind, damit seine Räder uns zermalmen? Wohl! Zieht ihm weiter nach! Erreicht den Umring dieser armen Welt, der ihr zuvor durch Kampfes Wahnsinn alles Glück, all ihren Wert geraubt! Doch meinen letzten Atem lasset diesem Beginnen, laßt diesem Mann da widersprechen!

**Alexander** (von seinem Sitze auffahrend).

So widerstehe mir denn! Wag' es darauf!

**Demaratos.**

Glücklich, du Großer, durfte ich noch eben Jene preisen, welche dich geahnt, elend nur darin, daß sie dich nicht mehr erschaut: das lasse dich dieses Toren schändliches Wort verachten!

**Aristander.**

Neigte sich zu uns ein Gott in unserer Gestalt, so muß er sich messen lassen nach Menschen Maß, und über ihn ergehen Drohungen, irrsinnigen Grimms, und müßigen Meinungen für und wider. Wir müßten erzittern, vernähme er solches auch nur oder erzürnte er sich darob. Wie schnell erschienen sie nicht als Tölpel der See, als täppische Wale, die Räuber, welche an den Dionysos gerührt!

**Krater** (neben Kleitos, zu einigen Makedoniern).

Bringt ihn hinweg, so wenden wir noch das Ärgste, jetzt übersieht es der König, und vergißt es gerne hernach.

**Kleitos** (sich ihrer erwehrend).

Ein Schurke liegt an deinem Ohr, Alexander, und schmiegt sich an dich. Da seht, bei dem Priester macht euch beliebt, wenn ihr Makedonier zu eurem Könige gelangen wollt. Denn freilich liebt er Männer nicht mehr um sich, Alexander, seit er ein Gott geworden!

**Alexander**

(ist aufgesprungen, und mit einem Satze an den Stufen seines Thrones. Alles erhebt sich).

Wohl hasse ich dich nun zu Tode: du plantest Empörung, und machst sie also laut. Rufe die Mörder, die du versteckt hast, denn du wähltest trefflich deinen Tag. Ihr Anderen, ruft mein Heer auf; Drommeten, dröhnt es ins Lager, daß man dem König mit Hohne begegnet, mit Lästerworten ihn hetzt, als ein Feind. Ich will mich seiner erwehren — wo ist ein Schwert — glaubt ihr mich feige?

**Hephästion** (zu dem Herold).

Ein Ton der Trompete und du bist des Todes.

**Krater**

(mit anderen Makedoniern sich um Kleitos bemühend).

Hinweg ihn mit Gewalt!

**Hephästion**

(sich dem Alexander nähernd, innig und bestimmt).

Nein, Alexander, du irrst. Einen Trunkenen trägt man dort bei Seite. Vergebens spähst du hier nach Mördern und Verrätern.

**Alexander** (heftig gegen ihn losbrechend).

Oh! Jammervoll ist das Geschick der Götter! Du liebtest mich einst, und liebst nun meine laute Schmach! Blöder Knabe, laß du ab von mir! Wo ist er, daß ich ihn töte —

(Er ringt mit Hephästion, welcher ihn in der Nähe des Thrones, vorwärts der Tafel festzuhalten sucht. Kleitos, welchen man durch den linken Seitenausgang entfernen wollte, hat sich losgerissen, und steht ihm gegenüber, links im Vordergrunde; alle Anderen sind um die Beiden geschart, im Mittelgrund über der verlassenen Tafel Alexanders Standbild.)

**Kleitos** (beide Arme erhebend).

Hier opfertet ihr noch eben — seht, wie euer Gott sich gebahre!

**Alexander.**

Fluch dem Frechen, der mir noch wehrt! (Er schlägt Hephästion zu Boden, stürzt sich auf Kleitos, und mordet diesen mit dessen eigenem Schwerte, welches er ihm entreißt. — Laut aufschreiend:) So sah ich dich heute Nacht! — So verlöschen die Augen, die ich einst in Todesnot rettend erschaut. — Verziehe, daß ich dir folge. (Das von beiden Seiten herbeieilende Gefolge umringt ihn; Demaratos tritt vor die Leiche des Kleitos, indessen Kallisthenes des Königs Arm fest ergreift, und Krater ihn umschlingt und den Willenlosen in das Innere des Zeltes führt. Aristander und wenige Andere folgen.)

**Hephästion**

(sich an den Stufen des Thrones aufrichtend, nachdem Jene verschwunden sind).

Wie traf mich härter sein Fluch, als Jenen das Schwert traf. (Er tritt zu dem Toten und küßt ihn.) Schafft ihn zu meinem Zelte. — Zerstreut euch schweigend.

(Das Gefolge entfernt sich mit der Leiche.)

**Krater** (von rechts eintretend).

Wohin mit diesem? Das Heer wird rasen, wenn es seinen gemordeten Führer erblickt.

**Hephästion.**

In meinem Zelte sucht ihn kein Makedonier.

**Krater.**

O edler Hephästion, wie mißtrauten wir dir doch bis heute? Sei nun mein Freund! Du hast um unseren Freund, um unserer Aller Wohl gelitten. Denn warest du es, der wider den Befehl des Königs den Heerruf verhindert, so dankt er es einzig dir, daß nicht schon in diesem Augenblicke wildester Aufruhr uns umtobt; er dankt dir nicht Minderes, als unserem Toten, und dankt es dir nicht besser.

**Hephästion.**

Was hier geschehen, soll niemand, als nur durch uns erfahren; so begegnen wir ihrem Murren, das sich schon zu regen beginnt. Wie die Luft dieses Zeltes über das Lager hinweht, so

die Kunde dieser Tat, auch wieder unseren Willen: eilen wir! (Im Abgehen.) Wie verließest du ihn?

### Krater.

Lautlos dahingestreckt auf dem Boden des Zeltes, wie einen Todten. (Beide ab.)

(Die Anderen treten aus dem inneren Zelte.)

### Kallisthenes.

Was wagte ich mich auch in dieses übergewaltige Ungemach? War meine Stelle darin? Ich wollte, ich erwachte morgen am Meeresstrande, in Hellas. — Ich hätte in Thränen zerfließen mögen — mir wollte nichts zu sagen ankommen, als weich und immer wieder: besinne dich, du bist noch, der du warest, und dennoch gut und groß. Hätte er mich gehört, ich meine, dies hätte ihn bewegen müssen, denn alle meine Strenge war dahin, und in diesem Geschick weiß ich keinen Rat, als es tief zu empfinden.

### Demaratos.

Als dieser laute Mann da seine Stimme erhob, merkten wir wohl, wie ferne von uns sein Geist war, sonst hätte er ihn schwerlich ertragen.

### Aristandros.

Wie hätte es ihn denn nicht trösten müssen, als ich ihn mahnte, jener Träume und Götterzeichen zu gedenken, welche den Tod des Kleitos in sich trugen?

### Kallisthenes.

Das weiß er, das weiß er gar wohl; das tilgt nicht seine Schuld noch seinen Schmerz.

### Demaratos.

Nein, er vernahm uns nicht. Sonst müßte ich auch meinen, mein Anblick habe ihm wehe getan, der ich ihn heute anders gesehen habe und gegrüßt. — Wie? Ist er nun die Flamme, deren letzter Glanz mich blendete, indessen ihre Glut verlischt?

(Krater und Hephästion kehren zurück.)

**Krater.**

Keiner fragte nach Kleitos. Was macht der König, so fragen sie alle.

**Hephästion.**

Wohl ist das Lager in Aufruhr, daß wir ihn nimmer stillen könnten, aber für Alexander. Wie steht es um ihn, das treibt sie aus ihren Zelten, von ihren Gelagen — wer hätte sie aufzuhalten vermocht — Alles strömt hierher.

(Die hinteren Zeltwände öffnen sich weit: man sieht das Lager, wie es Hephästion beschreibt. Von allen Seiten dringen Soldaten in das Zelt.)

**Hellenen.**

Er wollte sich töten? Ewige Schande denen, die ihn so bitter erzürnten.

**Makedonier.**

Tat er sich etwa ein Leides? Kam es so weit, dann Fluch dem Kleitos!

**Alle**

(in wildem Aufruhr und immer wachsendem Herzudrängen durcheinanderrufend).

Lebt er? Wer von euch sah ihn zuletzt? — Zeigt uns die Leute, welche ihn reizten, daß sie erfahren, wie milde Kleitos davonkam. — Zürnte er, was würde aus uns! — Sein Unmut, uns wäre er Verderben. — Errette er uns aus feiger Ruhe! — Sein heiliger Mut, er helfe uns neu! — Und an die Enden der Welt mag er uns führen! — Nur ihn sehen, wir müssen ihn wiederhaben! — Sein Antlitz sehen, wir weichen nicht! — Nach Indien, nach Indien! — Und in den Tod soll er uns führen! —

**Krater.**

Sage es ihm an, daß er sie sehe.

**Hephästion.**

Ich wage mein Leben, verkünde es ihm.

(Als er sich dem Eingange rechts nähert, tritt Alexander heraus, gänzlich verändert, mit einem kurzen, schmerzlichen Blick den Hephästion zurückweisend. Ein jäher Jubelruf „Heil Alexander“. Dann Totenstille.)

**Alexander** (gibt tonlos die Befehle).

Die Vorhut bricht noch heute gen Indien auf: du Krater, mit den Makedoniern; ihr behaltet die Vorhut während des ganzen

Zugs. Das Heer folgt morgen. Inzwischen kehre, wer da Ruhe begehrt, zu gleicher Zeit und ungekränkt nach Babylon, und weiterhin zurück.

(Alle umdrängen ihn, und küssen seine Gewänder. Alexander steht ohne Regung, den starren Blick auf sein Standbild gerichtet; er wiederholt fast unhörbar:)

Zeus, mein Vater,
Schenke mir Schlachtensterben,
Im Siege ein Grab.

(Aus: „Helden und Welt". Dramat. Bilder von Heinrich v. Stein. Eingeführt durch Rich. Wagner. Chemnitz 1883.)

# Schlusswort.

Von Paul Friedrich.

Wenn ich unter dem Eindruck der voranstehenden herrlichen Dialogdichtung Heinrich von Steins den Lesern meinen Scheidegruß zurufe, so werden ihrer einige verwundert fragen: Warum jetzt? Warum gerade in einem Moment, wo das Hochland ganz anfängt Hochland zu werden? Darauf erwidre ich: Diese Blätter waren geplant, nicht in Jahreslängen fortzuwursteln, bis schließlich Mangel an Nahrung oder Teilnahme sie dahinsiechen ließ, sondern sie sollten nur ein Beispiel sein. Sie sollten in einer aller Schönheit, die zugleich Wahrheit und Notwendigkeit ist, fremden Zeit, einer Zeit wilder politischer und gesellschaftlicher Parteizerklüftungen Zeugnis ablegen von der über allem Wechsel erhabnen Hoheit der Kunst. Daß es ihnen in jeder Beziehung schwer wurde, brauche ich nicht zu sagen. Nicht inhaltliche noch pekuniäre Schwindsucht drängt zum Schluß. Denn der Inhalt, dessen bin ich gewiß, ist gewachsen durch den Schatz der Lebendigen und besonders der Toten, der Toten, die in Wahrheit lebend sind. Und das pekuniäre Weiterbestehn, ja unter besseren Auspizien, war gesichert, trotz geringster Anteilnahme des Publikums. Aber ein Doppeltes heißt uns enden: Einmal

haben wir den Kreis der hauptsächlichsten Erörterungen geschlossen: die großen Bestrebungen des letzten Jahrhunderts in künstlerischer Kultur sind, wenn auch nur andeutend, geschildert: all diese Persönlichkeiten, deren Kämpfen und Leben einem geistigen Hochland galt, und dann: ist es nicht schön: im höchsten Augenblick zu scheiden? Oder sollte auch dieser Traum von einer vergeistigteren Welt durch seine Länge abstumpfend und ermüdend sein. Ein Höheres als das, was die letzten Hefte gegeben haben, war unsrer Kraft in diesem Rahmen unerreichbar. Aber ehe wir sinken, wollen wir lieber schließen. Und hat auch manche Einzelheit gestört, das Ganze wirkt so versöhnender und reifer. Wohl bewußt sind wir uns, daß unsre Aufgabe, Aufgabe im höheren Sinne für ein besseres Jahrhundert bleibt. In diesen Zeiten war es wert genug. Der tiefre Sinn entnimmt aus leisen Andeutungen Unausgesprochenes. Die Dialoge Gobineaus und Steins, das Höchste was die Kunst seit Wagners Tod vollbracht, sind herrliche Verheißungen. Noch blieb es Mosaik, was hohe Weisheit und erhabne Kraft in diesen kleinen Formen Großes bot. Aber diese Verheißungen rufen nach Erfüllung. Und so möge es einer besseren Zeit möglich werden, im großen Rahmen als ein Ganzes zu gestalten, was hier als Einzelnes beglückt. Zu diesem Ideale zu führen ruft unsre Kraft uns höheren Zielen zu. Gelingt's, dies Ideal in halber Schönheit nur zur Wirklichkeit zu machen, so wird an Stelle dionysischer Trunkenheit das Edelmaß apollinischer Begrenzung aus unendlichen Tiefen des Menscheninnern leuchtendes Rheingold schürfen, schimmernde Steine, schöner als aller Prunk des sichtbaren Scheins. Andrerseits aber wissen wir wohl, daß die Bestrebung, die hier im kleinen versucht wurde, nicht im Sand verlaufen, sondern später Segen bringen wird. Denn nichts, worauf ein ganzes Sinnen sich warf um des Guten willen, geht verloren. So mögen denn diese Blätter stehen bleiben, den Horen und dem Athenäum gleich, Zeugnis davon ablegend, daß, wenn das Hochland auch verloren ging, die Hochlandsehnsucht doch noch weiter glüht. Und den glimmenden Funken zur lodernden Flamme der Begeisterung anzufachen, soll unsrer Seele künftiges Sehnen und Sinnen sein.

# Hochland-Abschied.

Von Paul Friedrich.

Lebt wohl, mein Hochland und ihr grünen Flächen,
Ihr Alpentriften und ihr eis'gen Höhn,
Wer weiß, wann wir uns jemals wiedersehn,
Ich muß hinunter zu des Lebens Bächen.

Leb wohl, du kühle, gletscherklare Luft,
Mein Leben rinnt dem Gießbach gleich zu Tal,
Dort ruft mich's unter Brüdern ohne Zahl
Zu neuem Schaffen tief in Herbstesduft.

Nicht ruhen darf ich mehr in Götterstille,
Der Arbeit harrt noch manches brache Feld,
Im Schweiße nur wird aus dem Mann der Held
Und Kampf und Ringen heischt mein Lebenswille.

Ich segne euch, ihr goldgetränkten Stunden,
Vielleicht von eurer Augenblicke Firn
Fiel doch ein Schein herab auf manche Stirn,
Habt ihr den Weg in manches Herz gefunden.

Und war's umsonst, dann leg' ich euch, ihr Hellen,
Auf euer unverdientes Grab als Preis
Viel Alpenrosen rot und Edelweiß
Und einen Kranz von grünen Immortellen.

# Fernere Urteile über Hochland:

Max Kienningers (Tübingen): „In unserer idealarmen Zeit begrüße ich die Herausgabe einer Zeitschrift, wie die Ihrige ist, als ein kühnes, aber verdienstvolles und wackeres Unternehmen."

Hans von Guenther (Mitau, Rußland): „Seit dem Erscheinen der Zeitschrift ‚Hochland' bin ich ihr treuer Anhänger und muß ich die Tendenz und den Inhalt, die Leistungen der Zeitschrift recht anerkennenswert nennen. Senden Sie, bitte, ein paar ältere Nummern des ‚Hochland', ich möchte sie unter meinen Bekannten verbreiten."

Antarktis in „Sonnensehnsucht" (Randbemerkungen zu neuem Menschentum), Grenzfragen-Verlag Danzig-Zoppot, S. 6: „. . . Von diesem neuen Gefühl der Menschheit zeugen die notwendigen, kulturell notwendigen — Gründungen neuer Blätter, wie Karl Vanselows ‚Die Schönheit', die einer Veredelung des Menschentums dienen will, und Friedrichs ‚Hochland', welches die Lienhardschen Ideen eines freudigen, echten, weiten Deutschtums verfolgt."

# Im Lebenssturm.

Neue Gedichte von Paul Friedrich.

(Berlin, G. Grote, 1901. Gebunden 3 Mark.)

## Fernere Urteile der Presse:

Norddeutsche Allgemeine Zeitung (Dr. Zieler): „Was dieser lyrischen Sammlung ihren eigenen Reiz gibt, ist das Gefühl, daß keine Zeile darin steht, die man nicht als ganz persönliches inneres Erlebnis des Verfassers empfände. Ein ehrlicher Ringer legt hier die Dokumente seines Ringens aus dem Pessimismus zu kraftvoll-freudiger Weltbejahung vor. Daß seine Leidenschaft dabei bisweilen, unbekümmert um die Form der Gedanken, mit ihm durchgeht, ist ein Fehler seiner Jugend — ein Fehler also, von dem man überzeugt sein darf, daß er mit jedem Tage geringer wird und der auch in der Tat nur zu Beginn der chronologisch geordneten Sammlung bemerkbar wird. In der Zeit der gekünstelten Empfindung und der schwächlichen Nervenkoketterie berühren die kraftvoll-männlichen Töne Paul Friedrichs doppelt sympathisch. Die reifsten

Gedichte des Bandes sind aber nicht die Kampfgedichte, sondern Naturbilder, unter denen sich manches nach Form und Stimmungsgehalt vollendet abgerundet findet. Hier schlägt der junge Dichter neue Saiten an, die tief und voll erklingen. Paul Friedrich gehört zu den Lyrikern, auf deren weitere Entwicklung man mit freudiger Erwartung gespannt ist. Die Ausstattung des kleinen Bandes ist sehr geschmackvoll."

Deutsche Buchhandelsblätter: „Wie ernst es der Dichter mit seiner inneren Entwicklung auch hinsichtlich der Lyrik nimmt, ersieht man aus einer ganzen Anzahl von Gedichten: so die äußere Befreiung vom Bann der Tradition in der ‚Spinne' (S. 77/78) und in ‚Stimmen' (S. 96/97), und die innere, das Sichdurchringen vom Pessimismus zu einem leidgestählten männlichen Charakter in ‚Trauernde Liebe' 3 (S. 105/106), ‚Im Schnellzug' (S. 154) und in ‚Reise' (S. 169—171)."

Deutsche Bühnen-Genossenschaft (G. R. Kruse):

**Bach und Beethoven.**

Du bist der Dom, der in den Himmel steigt,
Mit der Unendlichkeit sich zu vermählen und
Mit ihrer Höhe;
Und du, du bist das grenzenlose Meer
Mit seinen tausend wechselnden Gestalten und
Mit seiner Tiefe.

Aber „Führer, nicht Normen", sollen uns unsere großen Meister sein, und den Goethephilologen ruft er zu:

Wollten wir nichts tun als Goethe verehren,
Würden wir nie seine Taten vermehren!

Und eine schöne Schaffensfreudigkeit und vielgestaltige Schaffenskraft spricht aus den Liedern des jungen Dichters, von dem wir noch manches „Kampflied" erhoffen, das „der Sturm ureigner Kraft" singt.

Victor Blüthgen: „In Ihrer Lyrik steckt ein ganzer Kerl und ein tüchtiger, moderner Poet. Wir wünschen gerade, daß Sie auf diesem Gebiete auch noch weiter arbeiteten; vielleicht würden Sie später dann einige Jugendlichkeiten ausschalten und durch Vollwertigeres ersetzen, wie wir Alten auch getan haben."

Fritz Lienhard: „Mit rechter Freude hab' ich Ihre Gedichte gelesen. Da ist Temperament, Erlebnis, Gedanken, jedenfalls eine innere Welt, die schon ausreifen und sich gestalten wird. Viel Einzelnes hat mir gut gefallen."

Franz H. Meißner: „Nach der ‚Christus-Dichtung' habe ich ohnehin erwartet, deren große Anschauung und einfache Form wiederzufinden; sehr überrascht hat mich dazu, daß ein verhältnismäßig großer

Teil der Gedichte in ihrer echten Lyrik, ihrer Formenschönheit und Sangbarkeit geradezu Perlen zu nennen sind. Das erfüllt mich mit sehr großen Erwartungen hinsichtlich künftiger Reife bei dem jungen Poeten."

Deutsche Frauenzeitung (A. Beetschen): „Ein sinniges, verträumtes Gemüt spricht aus diesem Bändchen . . . Daß Paul Friedrich nicht nur über einen Ton auf seiner Leier verfügt, beweisen die aufeinanderfolgenden Zyklen: ‚Bauern-Trilogie' und ‚Im Herbst'. Die drei Gedichte des ersteren Zyklus sind in Hermann Linggscher Tonart gehalten, geharnischte Präludien zu den Schweizer Schlachten bei Murten, Sempach und St. Jakob. ‚Im Herbst' beginnt mit folgendem Septemberbildchen:

Das Weinlaub flattert vom Spalier
    Im kühlen Wind.
Des Blumengartens letzte Zier
    Verblüht, zerrinnt.
Um einer späten Rose Duft
Gaukelt ein scheuer Admiral,
Weit liegt das Land in klarer Luft
Im letzten Sonnenstrahl."

Liter. Echo (Hans Benzmann): „. . . Poetischer empfindet Paul Friedrich, er weiß wenigstens eine Naturstimmung dann und wann lyrisch zu gestalten, auch Empfindungen und Erlebnisse bisweilen anmutig darzustellen (so in den Gedichten ‚Vorfrühling', ‚Eva').

Reizvoll sind einige seiner Liebesgedichte (‚Else')."

## Napoleon.

### Heroische Trilogie von Paul Friedrich.

(Berlin, Otto Janke, 1902. Mk. 1,50.)

Beilage zum „Hamburgischen Correspondenten": „Es ist Zeit, daß unser Drama aus der sentimentalen Betrachtung des Mittelmaßes sich wieder zur Darstellung des großen gewaltigen Schicksals zurückfindet. So begrüßen wir historisch-heroische Dramen, deren Helden dem modernen Interesse nahestehen, mit besonderer Hoffnung. Unter vielen kalten Schlägen entladen sich da gar manche zündende Blitze. Auch diese neue Napoleon-Trilogie besitzt eine gewisse elektrische Spannkraft . . . Jedenfalls geht durch das Werk ein heroischer Zug

von einer häufig fortreißenden Kraft. Paul Friedrich behandelt Napoleon nicht, wie es neuerdings Hermann Bahr unternommen, aus der Kammerdiener-Perspektive; er nähert sich vielmehr dem entgegengesetzten Extrem jener älteren Apotheose, wie sie in der deutschen Poesie besonders Heinrich Heine vertritt. Nachdem schon der Prolog auf solche Klänge vorbereitet, finden sich inmitten der Trilogie eine Reihe direkter Anklänge an Heines ‚Grenadiere' . . . Die Trilogie umfaßt nur folgende Etappen des Napoleon-Stoffes: Fontainebleau, Elba, St. Helena. Obgleich die beiden ersten Dramen je fünf Akte umfassen, wozu die kurze Schlußtragödie als elfter Akt kommt, ist der Bau der Szenen so gedrungen, daß die Trilogie zusammen nur 143 Seiten üblichen Formates zählt. Das gereicht der Aufführung zu äußerm und innerm Vorteil. — Nach solcher Beschränkung ist es nicht auf eine Umspannung des gesamten Napoleon-Schicksals abgesehen; wir werden nur zu Zeugen für das immer noch imposante Schauspiel geladen, wie aus den Wolken sein Stern noch einmal aufflammt, um schnell endgültig zu erlöschen.

Sind auch die meisten Nebenpersonen nur skizzenhaft charakterisiert, so findet der Dichter doch überall den rechten Ton, und namentlich die Zeichnung des Helden selbst zeugt für seine dichterische Kraft. Nach dem radebrechenden Alltagston des naturalistischen Dramas hört man eine markige Heldensprache — die ja durchaus nicht mit rhetorischer Phrase identisch ist — doppelt gern . . . Als köstliches Gegenstück ist der Charakter Ludwigs XVIII. drastisch herausgestellt. Eindrucksvoll sind auch die Szenen mit Talleyrand und dem Wiener Kongreß . . ."

# Ein Weckruf.

## Grenzfragen einer neuen Zeit.

Unsere Zeit ist reich an neuen auftauchenden Fragen, auf allen Gebieten menschlichen Lebens. Nie zuvor hat die Religionsphilosophie so viele Bücher und ebensoviele individuelle Weltanschauungen gezeitigt; nie zuvor ist die Sozialethik und Sozialpolitik so reich an Reformideen gewesen und hat versucht, ihren Gedanken praktische Unterlagen zu schaffen. Das geschlechtliche Leben der Völker scheint ebenfalls in gewaltiger Gährung. Wie eine Zeitlang eine ungeheure Schwäche, ein sinnliches Sichhingeben auch in allen Zweigen kulturellen Lebens die Menschheit beherrschte, so dämmert jetzt unaufhaltsam die Erkenntnis, daß die Erhaltung der Menschheit stärkerer Elemente bedarf. Für eine kräftige Gesundung an Leib und Seele tritt der deutsche Orden für Regeneration mit seiner wertvollen, viel zu wenig gekannten Zeitschrift „Volkskraft“ ein. Auch ist man mit milder Nachsicht den „sexuellen Zwischenstufen“ nahe getreten und sucht die soziale Stellung dieser „Ausgestoßenen aus dem Reiche der Liebe“ zu bessern. Hier hat vor allem Reinhold Gerling und das „Jahrbuch der sexuellen Zwischenstufen“ bahnbrechend gewirkt.

Aber auch die politischen Anschauungen der Zeit, sofern sie auf sozialem Freiblick aufgebaut sind, haben große Erschütterungen erfahren. Leo Tolstoi war auf diesem Gebiete wohl der erste, welcher die zum Teil unbewußte Lüge zwischen Staat und Kirche, zwischen Kirchenstaat und christlicher Religion betonte und eine *praktische* Reform erstrebte.*) Und, ein neuer Christus, suchte er die Welt für seine utopistischen Ideen einer sozialen Gleichheit, die ganz auf Christi Grunde sich aufbaut, zu gewinnen. Es ist jedoch vergeblich, ein Phantom zu predigen, welches schon der erste Jünger und Apostel Jesu, Paulus, als solches erkannte und demgemäß ihm praktischsoziale und — in Erwägung menschlicher Verhältnisse — politische Richtung gab.

So macht sich in allen Punkten menschlicher Gehirnsentwicklung ein neues Leben bemerkbar. Es geht ein frischer, kräftiger Zug

---

*) Zwar haben schon viele Denker, u. a. Nietzsche und L. Büchner, diese Gegensätze hervorgehoben, doch nur T. setzte seine Ideen in die Tat, in werbende Tat um

durch unsere Zeit, ein neuer Geist, der hoffentlich anhält und nicht wieder einem finsteren Aberglauben zum Opfer fällt.

Diesen neuen Zeitgeist in allen seinen Keimen und Früchten zu verfolgen, ihm allein mit offenem Visier zu dienen, soll die Aufgabe einer neuen, periodischen Flugschriftenrevue

## „Grenzfragen einer neuen Zeit“

sein, die unter Mitarbeit der bedeutendsten, freien Schriftsteller von dem Verfasser der „Sonnensehnsucht“, **„Antarktis“** in zwangloser Folge herausgegeben wird. Auf ganz vorurteilsfreiem Grunde stehend, wollen die Grenzfragen alle kulturellen, alle menschlichen Fragen von irgend einer Bedeutung einer sachlichen, vergleichenden Beleuchtung unterziehen, immer Raum lassend für andere Meinungen, aber immer den Begriff einer kraftvollen Weiterentwicklung der Erdenbewohner in allen Punkten menschlichen Lebens hochhaltend. Plato, Goethe und Emerson, sowie alle weltumfassenden Geister, wollen wir als Vorbilder einer ruhigen, vornehmen aber entschiedenen Durchführung unserer Ideen nehmen. Und wir hoffen, einem neuen, starken Zeitgeist gerecht zu werden, wir hoffen, berufene Fürsprecher einer neuen Zeit zu werden, **unabhängig von jeder Partei, unabhängig von jedem Leser.** —

Wohl wünschen wir uns recht viele Leser der Grenzfragen, aber keine „Anhänger“ wie Johannes Müller in seinen „Blättern zur Pflege persönlichen Lebens“ sagt; Anhänger sind oft freier Entwickelung hinderlich. Wir wünschen uns Leser, aber nur solche, die durch Worte zu Taten dringen wollen. Worte sind in einer tatenbedürftigen Zeit nichts nütze. Männer der Tat, Männer des Lebens, Frauen von echter Art, euch rufen wir auf, euch bieten wir freudigen Herzens den Gruß einer neuen Zeit. Sie wird kommen, die herrliche Stunde, da die Gemüter zusammenschlagen in aufflammender Begeisterung für alle edlen Ziele im Menschenleben. Sie wird kommen, wenn wir jeder an unserem Teile arbeiten, was wir können, wenn wir nur wollen. Nur dürfen wir nicht im voraus allzu große Wirkungen erwarten, aber wir dürfen auch nicht verzagen. Wir dringen schon durch, wenn wir echt sind, über das wann und wie, brauchen wir nicht zu sorgen. Lebe und arbeite, das sei unser Leibspruch.

Wir sind zum Schaffen geboren, zum Schauen bestellt, leben und streben wir unserer Pflicht und gehen wir hoffnungsvoll in das neue Zeitalter hinein.

---


Verantwortliche Schriftleitung: Paul Friedrich, Berlin W., Lützowufer 33.
Druck von E. Pierson's Verlag (R. Lincke), Dresden.